Die Straße der ewigen Sehnsucht

Max Barthel

Springer

Die Straße der ewigen Sehnsucht

Max Barthel

Die Straße der ewigen Sehnsucht

Roman

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

In dieſem Roman wurden Teile eines vergriffenen Buches des Verfaſſers mit verwendet

ISBN 978-3-663-00330-4 ISBN 978-3-663-02243-5 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-663-02243-5
Einband und Umſchlag: Otto Linnekogel, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1941 by Springer Fachmedien Wiesbaden
Ursprünglich erschienen bei Friedr. Vieweg & Sohn in Braunschweig 1941
Softcover rerint of the hardcover 1st edition 1941

1. Über die Grenze 7
2. Der Maler und das Mädchen 32
3. Traumschutt 55
4. Der Leuchtturm 77
5. Traum und Wirklichkeit 101
6. Der letzte Tag 126
7. Unterwegs 146
8. Treibholz 169
9. Unterwelt 192
10. Der Faustschlag 221
11. Das Gastmahl 238
12. Nordwärts 267
13. Karneval 287
14. Gerechtigkeit 311
15. Lobgesang 324

1. Über die Grenze

Eigentlich wäre der Weg an die Piave über den Brenner der kürzere gewesen, aber Ludwig war von Ulm aus durch die Schweiz gewandert und bereute es nicht. Jetzt stand er in den Anlagen von Lugano unweit eines jungen Malers, der mit grauen, schlauen Augen, die zu weit auseinander lagen, die Landschaft betrachtete und auf die Leinwand übertrug. Aus den bewegten Fluten des Sees erhob sich ein grüner Berg mit weißen Villen, wildem Lorbeer, roten Felsen und goldenem Schatten. Vom Volksgarten her schmetterte das Blech einer Militärkapelle. Über dem See, unsichtbar im Blauen, hing ein Adler und schrie nach seinem Weibchen.

Die meisten Vergnügungsreisenden hatten Lugano bereits verlassen. Es war Herbst geworden, ein später Oktobertag, der im Norden das Laub in den Wäldern rot färbt und den Sturm herbeiruft, der es von den Bäumen reißt. Hier aber im Süden leuchtete noch warm die Sonne, und die Berge standen im Licht. Der Wein war geerntet worden, die Zitronen reiften und die Palmen an der Promenade bewegten sich leicht im sanften Winde. Aber die weißen Marmorplatten des Friedhofes, auf dem sich die Standbilder und Säulen

der Dahingegangenen erhoben, huschten die letzten Eidechsen. In den frischen Winden, die von den Hügeln kamen, duftete es nach wilden Kräutern und nach Lorbeer.

Ludwig befand sich auf der Wanderschaft, nachdem er in Ulm zwei Jahre in einer Maschinenfabrik als Schlosser gearbeitet hatte. Er stand allein in der Welt. Die Mutter hatte er kaum gekannt, und der Vater war im Weltkriege an der Piave gefallen. Die Feldpostbriefe, die er von der Front bekam, diese kurzen Zeilen, zwischen den Märschen und Gefechten dahingekritzelt, diese zerlesenen Briefe, aus denen neben kühler Sachlichkeit die große Liebe des Vaters zu seinem Sohne sprach, ersetzten ihm, als er älter wurde, eine ganze Bibliothek.

Was konnte er in den Büchern schon finden? Erschütternde Romane? Rührende Erzählungen? Zauberhafte Gedichte? Er legte, nachdem er einiges gelesen, die Bücher zur Seite. Ganz gut und schön, dachte er, aber haben die Verfasser mit dem Einsatz ihres Lebens diese Romane, Erzählungen und Gedichte gerechtfertigt? Sind das nicht nur Träumereien aus einer anderen Welt? Von dieser anderen Welt, von diesem zweiten Dasein, wußte er noch nichts, dafür war er zu jung und zu sehr mit sich selber beschäftigt.

Seine Welt zeigte ein anderes Gesicht. In den großen Städten waren die geheimnisvollen Beziehungen zwischen den Menschen und der Natur

zerrissen. Das Leben selbst hatte sich in eine Maschine verwandelt, deren Krachen schauerlich in seinen Ohren dröhnte. Neben der Vergötterung der Technik stand die Entgötterung der Menschen, die sich im eigenen Lande wie Todfeinde haßten. Straßenkämpfe erschütterten die Städte, die Pflastersteine wurden rot vom Blute der in dem Bürgerkrieg Gefallenen.

Die Feldpostbriefe des Vaters aus Italien hinderten in dieser Zeit den Zwanzigjährigen, Partei zu ergreifen. Die Vielfalt der Meinungen verwirrte ihn mehr als sie ihn erleuchtete. In großer Gewissensnot kam er auf den Gedanken, die Fabrik zu verlassen, auf Wanderschaft zu gehen, das Grab des Vaters an der Piave aufzusuchen, um sich über sein Leben klar zu werden.

In jenen ersten Wandertagen spannen sich für Ludwig neue Beziehungen zur Natur. Ihm war es, als schwebe er auf den leichten Brücken aus Morgenwind und Mondlicht in das Reich neuer Erkenntnisse, und die Bücher, in denen die Dichter von jenem zweiten Dasein erzählten, erschienen ihm plötzlich zum wirklichen Dasein zugehörig wie der Duft zu den Blumen etwa, die am Feldrain bei den Kornfeldern blühten.

Als er während der Wanderschaft einmal auf einer Wiese rastete, wurde ihm dies alles klar. Ihm war es, als sehe er zum erstenmal, obwohl er schon viele Male darüber hingesprungen war, diesen bunten Teppich der Schöpfung. Er, der

keinen Fußbreit eigene Erde beſaß, nahm ſie in dieſem Augenblick als ſein Eigentum hin. Er legte ſich auf den Rücken und ſtarrte in den Himmel, als habe er nie einen geſehen. Dann wandte er ſich den Gräſern und Blumen zu. Am Bachrand weideten die Kühe. Ihnen war es gleichgültig, ob ſie die ſchönſten Blüten und grünſten Gräſer abrupften und wiederkäuten, das war ihre Nahrung, und ihre Aufgabe beſtand darin, das Gefreſſene in Milch zu verwandeln. Er ſuchte nach Worten, um ſeinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Blume, ſagte er leiſe vor ſich hin, Blume, und empfand dabei nur den Klang der fünf Buchſtaben. Der Duft des Kelches, die Farbe der Blüte, die keuſche Biegung der Knoſpe und das ſilberne Geäder des Blattes waren nicht in dieſem einen Wort zu faſſen, wahrſcheinlich konnte das alles nur in Muſik ausgetönt werden ...

Eine Lerche ſtieg ſingend empor. Ihr Lied war anders als jener Vögel, die auf dem Baum oder am Dachrande ſingen. Entquoll dieſer Lerchenjubel über der grünen Wieſe gleichermaßen mit den Flügelſchlägen? Konnte ſie nur ſingen, wenn ſie aufſtieg? Waren die Künſtler nur dann ſingend und klingend, wenn ſie aufſtiegen? Nun kam er wieder auf die Sprache zurück und fühlte etwas von dem Hauch, der um alles Lebendige weht. Das Wort Lerche ausſprechen, dachte er, dabei das kleine ſcheue und ſtolze Vogelherz klopfen hören und darüber im Himmel die jubelnden Zwit-

ſcher und Schreie! Das war die Seligkeit! Er lächelte, denn er hatte in früher Kindheit einen blühenden Baum ſingen hören ...

Und wie war es mit der Malerei?

Der Maler, hinter dem Ludwig in Lugano ſtand, war kein großer Meiſter, obwohl alles auf dem Bilde ſtimmte. Der Berg erhob ſich wirklich grün aus den blauen Fluten, die weißen Villen ſtanden am richtigen Platz, und auch die Fiſcherbarke war nicht verzeichnet. Aber all das erinnerte mehr an eine farbige Poſtkarte als an ein Gemälde. Ihm fehlte das Einmalige der Stimmung, die Verdichtung der Farben, das Endgültige, das ein Kunſtwerk von der Nachahmung unterſcheidet. Der junge Maler mit dem ſcharfgeſchnittenen Geſicht und den tiefliegenden Augen ſchien das nicht zu bemerken, denn er lächelte befriedigt vor ſich hin, als er in die goldenen Schatten einige ſilberne Tupfer ſetzte. Dann drehte er ſich um und fragte:

„Sind Sie ein Landsmann?"

„Ja, aus Ulm."

„So, ſo, aus Ulm", erwiderte der andre und warf einen prüfenden Blick auf Ludwig, als wolle er damit abſchätzen, ob er einen Käufer für ſein Bild vor ſich habe. „Sind Sie ſchon lange in Lugano?"

„Geſtern angekommen, heute gehts weiter."

„Nach Rom?"

„Wahrſcheinlich", erwiderte Ludwig ausweichend, denn er wollte nur nach Genua, um dort das Meer zu ſehen und dann nach Venedig und der Piave wandern.

„Na, dann gute Reiſe!" ſagte der Maler. Dabei packte er ſeine Staffelei zuſammen. „Vielleicht ſehen wir uns in Rom!"

Ludwig nickte gedankenlos und wollte ſich eben entfernen, als ſich mit ſchnellen Schritten eine junge Dame dem Künſtler näherte. Ihr blauer Regenmantel wehte im leichten Winde, der aus ihrem Haar eine rote Locke gelöſt hatte und ſie um die weiße Stirn flattern ließ. Das Mädchen war ungefähr zwanzig Jahre alt und hatte ein friſches Geſicht mit vollausgeſchwungenem Mund und ſeegrünen Augen, unter denen wie Goldſtaub aus weißen Roſen einige Sommerſproſſen verſtreut lagen. Wie eine Siegerin kam ſie daher. Mit einem flüchtigen Seitenblick muſterte ſie Ludwig, der ſich nun langſam entfernte und nach dem Volkspark ging, wo er ſich auf eine Bank unter den Azaliengebüſchen ſetzte und ſich in das italieniſche Wörterbuch vertiefte. In den letzten Tagen hatte er fünfzig praktiſche Worte gelernt und hoffte, ohne Schwierigkeiten damit durch Oberitalien zu kommen. Aus dem Büchlein hatte er überdies erfahren, wie er ſich auf einer Wechſelbank, auf einem Fünfuhrtee und auf einem Empfang beim Botſchafter zu benehmen hatte. Er lächelte vor ſich hin, als er daran dachte, denn er würde wohl

niemals mit einem römischen Schneider oder mit einer venezianischen Dame plaudern, niemals von einem Botschafter empfangen werden.

Plötzlich erlosch sein Lächeln, als sei eine Wolke über sein Gesicht gegangen. Er dachte an das junge Mädchen, das wie eine Siegerin gekommen war und ihn flüchtig gemustert hatte. Ein unsinniges Verlangen nach Liebe und Zärtlichkeit überfiel sein Herz. Obwohl er zwanzig Jahre alt war, kannte er mehr die Bitternis als die Süßigkeit der Liebe. War das überhaupt Liebe gewesen, dieses Schwärmen aus der Ferne, dieses Händedrücken und Seufzen, hier und da ein verstohlener oder wilder Kuß? Nichts hatte die feurige Glut in seinem Herzen bisher stillen können. Stolz und Scheu stritten sich in ihm mit sehnsüchtigem Verlangen und brennender Gier. Auf eine Rosa hatte er einmal Gedichte geschrieben und eine Helene zum Tanze geführt. Auf dem Heimweg durch die Nacht sang wirklich ein Nachtigall. Die Grillen zirpten, die Wiesen dufteten, der Mond schwamm als Traumschiff am Himmel. Das Mädchen hing schwer in seinen Armen, ihre Augen waren wie tiefe Brunnen geworden, ihr Mund eine sich dem Sternenlicht geöffnete Blüte, aber er wollte sich nicht binden. Die Liebe, die sich ihm in jener Nacht entgegendrängte, schien ihm zu willig, der Sieg zu leicht. Er ließ sie stehen und lief bis zum Morgenrot durch die Wiesen und Felder, schalt sich einen Narren und war stolz zu gleicher Zeit ...

Dies fiel ihm ein, als er an das Mädchen dachte, das ihn in der Nähe des Malers gemustert hatte. Er wurde noch unruhiger, steckte das Sprachbüchlein in die Tasche und lief schnell nach der Promenade. Aber der Maler und das Mädchen waren bereits verschwunden. Er seufzte, als habe ihn ein unersetzlicher Verlust betroffen. Am Uferweg begegneten ihm viele schöne junge Damen, aber keine beeindruckte ihn so wie jene im blauen Regenmantel und mit den wie Goldstaub unter den grünen Augen verstreuten Sommersprossen.

Ist ja alles Unsinn, dachte er, sie wird gerade auf mich gewartet haben! Außerdem habe ich wichtigere Dinge vor, als dem ersten besten Mädchen, das mir gefällt, nachzulaufen. Vielleicht ist sie gar die Frau des Malers!

In einem Gasthaus trank er ein Glas roten Wein und aß dazu einen Teller Polenta mit gebratenen Fischen. Dann überzählte er seine Barschaft und fuhr mit dem Vieruhrzug durch die lombardische Ebene über Como nach Milano. Unterwegs fiel ihm ein, daß der Maler gesagt hatte, er wolle nach Rom. Schön, mochte der Mann nach Rom reisen. Was hatte er, Ludwig, dort unten zu suchen? Genua war sein Ziel, das blaue Meer, und von dort aus ging es über Venedig an die Piave.

Vierzig harte Franken klimperten in seiner Tasche. Damit konnte man weit kommen. Wie weit, wußte er noch nicht, als er in Mailand aus dem Zug stieg

und den Bahnhof verließ. Er bummelte durch die Stadt. Ohne es zu beachten, folgte er dabei einer jungen Frau, die in dem Campo Santo, dem Friedhof, verschwand. Da er in Ulm von diesem Gräberfeld schon gehört hatte und, ohne es zugeben zu wollen, die stillen Gärten der Toten liebte, trat er ebenfalls ein.

Wie in Lugano erhoben sich, aber viel größer und prunkvoller, anstatt der Hügel des Nordens neben den marmornen Denkmälern viele Säulen und Standbilder der Verblichenen, als steinerne Beschwörungen gegen den Tod aufgerichtet. Er bewunderte die Bildwerke und sah in dem tragischen Faltenwurf des weißen Marmors und in den toten Augen der Statuen, die in den dämmernden Himmel starrten, denselben dunklen Schmerz der Hinterbliebenen wie in den einfacheren Gräbern der Heimat. Einen Augenblick lang dachte er an das Grab seines Vaters auf dem Schlachtfeld. Blühten Blumen um den Hügel? Fand er überhaupt das Grab? Eine unbestimmte Trauer bemächtigte sich seiner. Langsam ging er weiter, um plötzlich stehenzubleiben, denn er bemerkte die junge Frau wieder, der er zufälligerweise gefolgt war.

Sie stand vor einem niederen Grab, über dem in versteinertem Schmerz eine Marmorfrau lag, die ihre schmalen Finger in die dunkle Erde grub. Neben ihr blühte ein Stamm gelber Rosen, die langsam entblätterten. In einem kaum fühlbaren Wind sank ein Blatt nach dem anderen zu Boden.

Das Geſicht der Unbekannten glich dem der im Schmerz verſteinerten über dem Hügel Liegenden. Waren es Schweſtern?

Langſam erhob die Lebende den rechten Arm und brach vom Stamm eine gelbe Roſe, die ſie entblätterte und über dem Grab verſtreute. Ihre feuchten, ſchwarzen Augen ruhten ſchmerzlich auf dem Hügel, dann drehte ſie ſich um und ging nach der Stadt zurück. Ludwig folgte ihr, und ihm ſchien, als zerbräche bei jedem Schritt, den die vor ihm Gehende tat, Trauer und Leid. Nach dem Friedhof war ſie wie eine Traumwandlerin gegangen, wie eine Schmerzerſtarrte, aber nun wurden ihre Bewegungen gelöſter, ihre Schritte beſchwingter, beinahe tänzeriſch. Und plötzlich war ſie im Menſchengewühl der Straße verſchwunden.

Das war in der Nähe des gotiſchen Domes geweſen, der wie ein weißes Rieſenſchiff aus Marmor auf dem gewaltigen Platz vor Anker gegangen war und aus deſſen kühlen Gewölben gedämpft die Abendmeſſe klang. Eine Wolke von Weihrauch wogte über die Piazza, ſie vermiſchte ſich mit dem Benzinduft der vorüberhuſchenden Autos.

Da es bereits dunkelte und Ludwig über ſein Geld wachte wie ein Geizhals – und das mit Recht, denn mehr als eine Woche ſchwerer Fabrikarbeit verbarg ſich in dem Silber –, fragte er ſich nach dem Aſyl durch, um dort koſtenlos zu übernachten. Nachdem ſeine Papiere geprüft waren, befand er ſich inmitten vieler Obdachloſer in einem

großen kahlen Saal, wo er ein freies Bett belegte. Er zog sich aus und legte, dem Rat eines alten Handwerksburschen aus Ulm folgend, dem einmal während des Schlafes alle Kleider gestohlen worden waren, die seinen unter das Kopfkissen. Obwohl er sehr müde war, konnte er nicht einschlafen. Er dachte an den Adlerschrei über dem Luganer See, an den Maler, an die Frau auf dem Friedhof, und einen Herzschlag lang auch an das Mädchen mit den grünen Augen, den feurigen Haaren und den Sommersprossen. War sie wirklich die Frau des Malers oder seine Geliebte? Eine ächzende Stimme riß ihn aus seinen Gedanken.

„Wo kommst du her? Von Rom, oder willst du erst hinunter?"

Zum zweitenmal fiel an diesem Tage das Wort Rom! Einer plötzlichen Eingebung folgend, erwiderte Ludwig Korn in die Dunkelheit hinein dem Fragenden:

„Nach Rom. Woher kommst du, Kamerad?"

„Aus Verona, verstehste? Ich war überall, in Ceylon und in Ägypten, ich bin Glasbläser gewesen, eine Hundearbeit... Du kannst den Heiland nach mir fragen, er kennt mich, verstehste?"

„Wer ist denn der Heiland?"

„Der Kundenkönig, und Heiland heißt er, weil er so aussieht. Was hast du vom Kuckuck geerbt?"

„Was ist das nun wieder, der Kuckuck?"

Der Unsichtbare mit der ächzenden Stimme lachte auf, wandte sich an einen ebenfalls Unsicht-

baren, der ſich nebenan im Bett bewegte und rief leiſe:

„Er weiß nicht, Boris, was der Kuckuck iſt! Der Kuckuck, verſtehſte", begann er Ludwig zu erklären, „der Kuckuck iſt der deutſche Konſul."

Kaum waren dieſe Worte verklungen, da flammte ein Zündholz auf, in deſſen flackerndem Lichte Ludwig zwei neugierige Köpfe aus den Pritſchen auf ſich gerichtet ſah. Der das Geſpräch begonnen hatte, zeigte ein laſterhaftes Geſicht mit kleinen roten Schweinsaugen und einer unförmigen, wachsbleichen Knollennaſe, die wie künſtlich ausſah. Das ſchwarze Haar fiel ihm in dünnen Strähnen in die ſchmale Stirn mit den tiefen Einbeulungen und den zuſammengewachſenen Augenbrauen. Die Lippen waren negerhaft aufgeworfen. Wie ein Nachtmahr ſtarrte er blinzelnd Ludwig an.

Der andere, der Boris genannt worden war, mußte ein ſchöner, untadelig gewachſener Menſch ſein. Sein Geſicht erinnerte an einen griechiſchen Jüngling, es war ſtolz und hochmütig zugleich, der Mund ſchwellend, das Kinn in voller Rundung, die Naſe gerade, das Haar rotblond und gut geſchnitten. Nur die Augen paßten nicht dazu. Sie waren mandelförmig und lauernd. Dieſe beiden ungleichen Männer, für einen Augenblick durch das Licht eines Streichholzes einer tiefen Dunkelheit entſtiegen, blickten Ludwig an, dem es plötzlich fröſtelte. Was wollten ſie von ihm? Plötzlich verlöſchte das Hölzchen und fiel als winzige Stern-

schnuppe auf den steinernen Fußboden. Mit einemmal war die Finsternis wieder da, der Wächter stelzte mit seinem Holzbein heran und schimpfte über den Mann, der die Zündhölzer nicht abgegeben hatte, wie es die Vorschrift befahl. Unsichtbar stand er im Dunkel da und richtete seine Verwünschungen gegen die Tippelbrüder, die sich auf die Barmherzigkeit der Menschen verlassen und den Hungrigen das Brot wegnehmen. Grollend erhob sich von seinem Lager ein italienischer Bettler und schickte den Wächter unter vielen Verwünschungen in den kleinen Verschlag neben der Türe zurück. Das Holzbein tappte – poch-poch-poch – durch den Saal.

Ludwig verwünschte seinen Einfall, im Asyl zu schlafen, und nahm sich vor, es nicht mehr zu tun. Die beiden Gesichter, die aus der Dunkelheit aufgetaucht waren, hatten ihn mehr geängstigt, als er zugeben wollte. Bevor er endlich einschlief, hörte er aus einer Fensterecke ein endloses Flüstern, das durch die Finsternis wie ein trostloser Regen rann. In der sechsten Morgenstunde warf das Asyl die Obdachlosen auf die Straße, wo einige Laternen brannten und wie fahle kühle Monde im feuchten Dunst hingen. Aber Nacht war es auch in Milano Herbst geworden.

An diesem Morgen war Mailand eine unfreundliche Stadt, von weißen feuchten Nebeln erfüllt, die ein frischer Wind durch die Straßen zerrte. Man konnte kaum drei Schritte weit sehen. Als Ludwig in diese nassen Schleier hineintappen wollte,

ſah er plötzlich einen Schatten neben ſich ſtehen, der Geſtalt und Stimme annahm und um eine Zigarette bettelte. Es war der Glasbläſer! Er griff nach der Schachtel, riß ſie Ludwig beinahe aus der Hand und ſagte, als er ſie zurückgab:

„Ich habe gleich zwei genommen, eine für mich und eine für Boris.“ Das Flämmchen des Zündholzes leuchtete auf. Ludwig hörte das heftige Ziehen der Rauchenden. „Was machſt du jetzt?“ fragte der Glasbläſer nach zwei Zügen.

„Jetzt? Ich muß nach der Via Garibaldi, dort erwartet mich ein Freund“, entgegnete Ludwig ſchnell. „Machts gut, Servus!“

„Nicht ſo haſtig“, ſagte in hartem Deutſch Boris und trat näher, „du wirſt die Via Garibaldi nicht finden, wir bringen dich hin ... Warum haſt du denn bei deinem Freund nicht geſchlafen?“

„Er – nun, er wohnt möbliert“, erwiderte Ludwig und erfand einen ganzen Roman um den nicht beſtehenden Freund, denn er wollte allein ſein. Aber Boris ließ ſich nicht abſchütteln.

„Haſt du Geld bei dir?“ fragte er.

„Etwas, aber nicht viel.“

„Sicherlich langt es zu einem Kaffee für uns, wie?“

„Das ſchon.“

„Nun, dann gehen wir, dein Freund ſchläft ſowieſo noch, komm!“ ſagte Boris. Am liebſten wäre Ludwig auf und davongegangen, doch links und rechts von ihm ſtanden die beiden Kerle, deren Ge-

ſichter in dem Nebel kaum zu erkennen waren und die Ludwig in der Nacht im flackernden Licht des Zündholzes geſehen hatte: das tieriſche Geſicht von dem Mann, der Glasbläſer geweſen ſein wollte, und das ebenmäßige von Boris, der, ſeiner Ausſprache nach, kein Deutſcher war. Und nun begann der erſte von einem Frühſtück zu ſprechen, während Boris beharrlich ſchwieg. Aber noch in ſeinem Schweigen war er gefährlicher als ſein Begleiter.

In wenigen Minuten erreichten die drei einen kleinen Ausſchank, den ſie betraten. Dort nahm Boris das Wort, als ſei er der Gaſtgeber und beſtellte drei Kaffee und zehn Zigaretten. Die elektriſche Lampe ſchien grell auf den kleinen Marmortiſch und entlarvte die aus der Dunkelheit gekommenen Geſichter. Das von dem Glasbläſer war noch ſchrecklicher als es Ludwig in Erinnerung hatte, das von Boris dagegen gewann. Aber nicht nur ſein Geſicht war klar und ſauber, auch ſein Anzug, außerdem trug er eine Samtweſte mit gläſernen Knöpfen. Trotzdem ſtieg die Angſt in Ludwig immer höher.

Was wollten die beiden von ihm? Waren es etwa Banditen der Landſtraße, die ſich in Oberitalien aufhielten, um die über die Alpen geſtiegenen Wanderburſchen auszuplündern? Oder Verbrecher, denen in der Heimat der Boden unter ihren Füßen zu heiß geworden war?

„Wie heißt du denn?“ fragte plötzlich Boris, der die prüfenden Blicke Ludwigs wohl bemerkt hatte.

„Korn.“

„Freut mich, ich bin Boris. Das da ist Verstehste“, sagte der andere, auf den Glasbläser deutend.

„Nachdem wir uns gewissermaßen vorgestellt haben, kannst du ruhig noch einen Kaffee bestellen, wir bringen dich dann sicher nach der Via Garibaldi, verstehste?“ krächzte der Glasbläser. „Bin eine ehrliche Haut“, fuhr er fort, „mit mir kannst du Pferde stehlen. War Seemann und weiß Bescheid. Habe manchen Schiffbruch mitgemacht. Kenne die Welt wie meine Westentasche, verstehste?“

Anschließend begann er das Garn eines erfahrenen Tiefseematrosen zu spinnen, der in Göingen angemustert und in Ceylon die schönsten Tage seines Lebens verbracht hatte. Er berichtete kichernd von einer Hafendirne, daß Ludwig das Blut ins Gesicht schoß.

„Hör auf mit deiner christlichen Seefahrt, das hast du schon hundertmal erzählt, deine Gelbe hängt mir zum Halse heraus!“ unterbrach ihn Boris grob, „unser Freund Korn hat einen anderen Geschmack als du!“

„Ja? Was für einen?“ fragte Verstehste mit einem gemeinen Lachen.

Ludwig schwieg.

Boris zündete sich eine neue Zigarette an und begann, als befände er sich in einer ausgesuchten Gesellschaft, von Italien zu erzählen, das aus dem

Weltkriege gewissermaßen als Sieger hervorgegangen war, obwohl es jeden Fußbreit neues Land mit ungezählten Toten hatte bezahlen müssen. Er kannte sich in der italienischen Geschichte ebenso gut aus wie in der römischen, und Ludwig staunte über die von tiefem Wissen zeugenden klugen Worte. Im übrigen war alles nur ein Verhör. Boris wollte mehr von Ludwig wissen als dessen Namen. Wohl berichtete er von Genua und Neapel, von Rom und Venedig, doch durch kluge Zwischenfragen verstrickte er Ludwig in eine Unterhaltung, bei der er selber von sich und seinem Leben zu erzählen begann, bis er plötzlich erschrocken inne hielt und mitten in einem Satze aufhörte. Ihn hatte nämlich ein so lauernder, eiskalter Blick aus den beinahe gläsernen Augen des Ausfragers getroffen, daß sein eingeschläfertes Mißtrauen gegen diesen Mann wie ein flüchtendes Tier aufsprang.

„Herr Ober, zahlen!" sagte er mit harter Stimme.

Daß er dabei den Brustbeutel öffnen und den anderen das Versteck seines Geldes verraten mußte, bedachte er in diesem Augenblick nicht. Ihn drängte es mit aller Gewalt hinaus auf die Straße. Er steckte das herausgegebene Geld in die Tasche und erhob sich.

„Es hat mich gefreut, euch kennenzulernen", sagte er, „vielleicht treffen wir uns wieder. Jetzt kann ich meinen Freund nicht länger warten lassen. Servus!"

„Servus!" entgegnete Boris. „Wir werden uns

ſicherlich noch treffen. Von hier aus tippelſt du nach Genua?"

Ludwig nickte.

„Das dachte ich mir. Übrigens haben wir denſelben Weg. Wir tippeln zuſammen. Um acht Uhr treffen wir uns", ſagte er mit erhobener Stimme, „um acht Uhr abends in der kleinen Weinkneipe Torquato bei der Scala. Ich erwarte dich ganz beſtimmt!"

Bei dieſen Worten lagen ſeine kalten Augen eindringlich auf dem Geſicht von Ludwig, der nicht lange überlegte, ſondern ſofort antwortete, um endlich frei zu kommen:

„Alſo gut, um acht Uhr heute abend bei Torquato. Aber jetzt habe ich keine Zeit mehr."

„Schön, bis dann!" erwiderte Boris.

Ludwig nahm ſeinen Rucksack und verließ aufatmend das Lokal. Als er ſich nach einigen Minuten auf der Straße umdrehte, der Nebel hatte ſich gelichtet, merkte er, daß er verfolgt wurde. Da lief er hundert Meter, was er nur laufen konnte, bog dann in eine ſchmale Gaſſe ein und verſteckte ſich in einem Hausflur. Schon kamen die tappenden Schritte der anderen immer näher. Und nun erſchien Boris. Verſtehſte keuchte eben:

„Der hat doch was gemerkt! Ich glaube kaum, daß er heute abend zu Torquato kommen wird, Boris."

„Wetten, daß er kommt?" antwortete der andere und blieb kaum drei Schritte vor dem Flur ſtehen.

„Mich hat noch keiner versetzt, ich werde ihn treffen und finden, und wenn ich das ganze Land nach ihm absuchen müßte!"

„Warum bist du so scharf hinter ihm her, Boris?"

„Wozu hast du Augen im Kopfe? Der Junge hat mehr Geld bei sich als wir beide zusammen! Und dann ..."

Der Nebel verschluckte die weiteren Worte, da Boris wieder zu laufen begann, als jage er hinter einer armen Seele her. Verstehste folgte ihm wie ein schwerfälliger Hund ...

Nach zehn Minuten wagte sich Ludwig aus dem Flur und schritt in entgegengesetzter Richtung davon. Auf sein Geld hatten sie es abgesehen, auf die vierzig Franken, auf den schwer verdienten Lohn harter Arbeit! Sollte er nicht lieber gleich zum Bahnhof gehen und eine Fahrkarte nach Venedig lösen? Aber da erwachte der Trotz in ihm. Feige davonlaufen, weil zwei Kerle hinter seinem Silber herjagten? Italien war doch kein Urwald, wo Wegelagerer und Banditen auf friedliche Reisende lauern, um sie auszurauben! Und dann: er war der Sohn seines Vaters, der gegen die Stahlgewitter der Kanonaden anstürmte und wieder schoß, wenn auf ihn geschossen wurde!

Eine halbe Stunde später verließ er mit der Straßenbahn Mailand und marschierte dann auf der Landstraße südwärts. Das weite Land der Lombardei, in dem Weizen, Mais, Reis und Wein gedieh, breitete sich aus, von vielen Kanälen durch-

zogen. Die Felder waren leer. Die entlaubten Maulbeerbäume ſtanden wie ſchauerliche Gerippe in den letzten Nebelſchleiern. Gegen Mittag ſiegte die Sonne und gab der Landſchaft Glanz und Tiefe. Der Po, der ſich trübe dahinwälzte, wurde überſchritten, die kleinen Hügel am Saume des Himmels, dieſe erſten ſanften Erhebungen vor dem Meere, rückten immer näher. Am Abend opferte Ludwig einen harten Franken und ſchlief in einem Gaſthauſe. Am nächſten Morgen ſtieg er zwiſchen ſanften Hügeln, auf denen Wein wuchs und ſich die Zypreſſen wie ſchwarze Flammen erhoben, den grauen nackten Bergen zu, auf denen der erſte Schnee lag. Der Sturm begann zu heulen. Als Ludwig endlich die Paßhöhe erreichte, ging die Sonne in blauen und ziegelroten Wolkenbänken, in denen apfelgrüne Seen ſchimmerten, unter. Ihm war es, als ſtünde er vor einem Ziele.

Er war ſcheinbar der einzige Menſch auf dem Paſſe, von dem aus ſich die Straße in großartiger Schleife in ein baumloſes Tal ſenkte. Es wurde immer kälter und dunkler. Das letzte Licht am Himmel erloſch, nachdem es noch einmal feurig aufgeſchäumt war. Mit einemmal begann es zweifach zu leuchten: in ſchwermütige Einſamkeit verloren, blitzten hier und da die Lichter kleiner, weitverſtreuter Gehöfte auf und aus der Tiefe des klaren Himmels die tröſtlichen Sterne, ein märchenhafter Anblick, und Ludwig war es, als ſehe er die fernen Welten da oben ihre Bahnen ziehen.

Alles Kleine und Gemeine, was er in Mailand erlebt hatte, fiel von ihm ab. Wie einem Seefahrer war ihm zumute, der nach den Sternbildern den Kurs seines Schiffes richten kann. Es waren dieselben Sterne, die seinem Vater in der Nacht vor dem Angriff geleuchtet hatten.

Endlich ging er weiter und suchte nach einer Herberge. Aber der Paß war kein Brennpunkt des Fremdenverkehrs, die Menschen, die hier den steinigen Äckern das tägliche Brot abgewannen, brauchten keine Gasthäuser und Herbergen. Nachdem er eine halbe Stunde vergeblich im Dunkel herumgeirrt war, verkroch er sich in einer abseits liegenden Heuhütte, durch deren zerlöchertes Dach die Sterne schienen und schwer und zitternd, beinahe wie tropfendes Metall, im Raume hingen.

In mächtigen Stößen raste der Sturm über den Paß. Unvermittelt begannen in den einsamen Gehöften die Hunde zu heulen, denen aus dem baumlosen Tale jaulende Antwort kam. Eine Weile lauschte Ludwig diesen klagenden Tönen, in denen die sprachlose Kreatur nach dem eben aufgestiegenen großen Monde winselte, dann schlief er langsam ein. Nichts störte seinen Schlummer, nicht der Sturm und auch nicht die jaulenden Hunde.

Am Morgen wurde er durch die Kälte geweckt. Als er aus der Hütte kroch, bemerkte ihn der Bauer, der mißtrauisch die Augen zusammenkniff und erst freundlich wurde, als sich Ludwig bei ihm

wegen des unangemeldeten Besuches entschuldigte. Da lächelte er und lud den merkwürdigen Gast ins Haus, wo er ihn mit hartem Brot und heißer Milch versorgte. Sie kamen in ein Gespräch, und Ludwig erfuhr dabei, daß der Bauer als Soldat gegen die Deutschen gekämpft hatte.

„Tapfere Soldaten sind die Deutschen", sagte er, „das wissen wir Italiener. Sieben Monate war ich an der Front. Bei Udine wurde ich gefangen. In der Nähe von Stuttgart kam ich zu einem Bauern und arbeitete bei ihm. Er hat viel Gutes an mir getan. Erlaubt, daß ich euch eine Wegzehrung mitgebe. Ihr wart wohl nicht im Weltkriege?"

„Nein, dazu war ich noch zu jung. Aber mein Vater war dabei. Er ist – – gefallen."

„In Frankreich?"

„Nicht in Frankreich, in Italien. An der Piave."

„Ein Blutstrom, die Piave, auch von uns sind viele Soldaten an seinen Ufern gefallen", sagte leise der Bauer. „Ja, unsterblich sein, das wäre was, wie? Eine Eisenhaut haben, daß keine Kugel durchkommt! Aber da, fürchte ich, wäre nur ewiger Krieg in der Welt. Es ist schon richtig so, daß Soldaten fallen, wenn die Völker das große Spiel um ihre Freiheit wagen ... Wart ihr schon an der Piave?"

„Nei – ein, ich fahre von Genua nach Venedig hinüber", erwiderte Ludwig leise und verlegen. Er

empfand es plötzlich als Verrat, den Umweg über Genua zu machen.

„Nun, nun, die Söhne, die an die Gräber ihrer gefallenen Väter ziehen, sind nicht die schlechtesten auf der Welt. Soldatenkinder werden wieder Soldaten ... Uns hat man um die Früchte des Sieges betrogen. Wir sind Habenichtse wie ihr Deutschen", sagte der Bauer. „In der vorigen Nacht", fuhr er fort, „hatte ich in meinem Hotel zur Heuhütte zwei Gäste. Aber sie gefielen mir nicht, nein." Er beschrieb die Männer, die in derselben Hütte geschlafen hatten, und Ludwig erkannte in ihnen zu seinem größten Erstaunen Boris und Verstehste. „Waren das etwa eure Freunde?" fragte der Bauer vorsichtig, dem die Bewegung des anderen nicht entgangen war. „Sie fragten nach einem Mann, der aussehen sollte wie ihr."

„Nein, es waren keine Freunde, ich habe sie in Mailand getroffen, ich mag sie nicht", erwiderte Ludwig, „es sind Banditen!"

„Der Abschaum von ganz Europa besucht Italien, als sei dies ein Land der Bettler und Faulenzer! Reißt eure Augen auf, wenn ihr unterwegs seid, damit ihr Italien seht, wie es in Wirklichkeit ist. Und nehmt das noch mit auf die Reise!" sagte der Bauer und drückte Ludwig ein frisches Ei in die Hand. Er hatte in einem unbeholfenen Schwäbisch gesprochen.

„Wie soll ich euch danken?"

„Indem ihr von Italien erzählt, wie es in Wirklichkeit ist, wenn ihr wieder zu Hause seid!"

Ludwig schlug in die ausgestreckte hornharte Hand des Alten ein, trank den letzten Schluck Milch, buckelte den Rucksack, trug das Ei wie eine Kostbarkeit in der Faust und verließ den gastfreundlichen Hof. Ja, er wollte schon seine Augen aufreißen, um zu sehen, was das für ein Land war, dieses Italien, an dessen Blutstrom sein Vater gefallen war!

Das Tal, das in die Tiefe führte, war anfangs steinig, die Dörfer, die darin lagen, waren klein und arm. Aber bald wagten sich die Gräser und Gebüsche hoch, Felder und Gärten kamen, und neue, wohlhabendere Dörfer zeigten sich. In den Telegraphendrähten sang der Wind, und dann wurde die Nähe einer großen Stadt deutlich sichtbar. Zweirädrige Karren holperten vorbei und transportierten Wein. Maulesel trotteten durch den weißen Staub der Straße, geplagte Esel schleppten die Bürde ihrer schweren Lasten. Schon schickten kleine Fabriken ihren schwarzen Rauch in den blaugrauen Himmel. Wie eine Wand erhob sich eine langweilige Vorstadt.

Zehn Kilometer zeigte der Wegweiser nach Genua an. Es waren jene Kilometer, die anscheinend niemals ein Ende nehmen wollen und die jeder Wanderbursche kennt und verflucht, diese letzte Strecke vor einer großen Stadt, die Ruhe und Behagen verspricht, ein sauberes Bett, viele Bänke zum

Ausruhen, vielleicht einen Brief auf der Poſt, einen ſchönen Park und das Lächeln eines Mädchens. Noch war es nicht ſo weit. In verſteinerten Gärten ſchoſſen ſtachlige Kakteen hoch, hier und da ſtand ein Orangenbaum, aus deſſen dunkelgrüner Krone die goldenen Kugeln erſter Früchte leuchteten.

Ludwig ſchüttelte den weißen Staub von den Kleidern. Als er an die Endſtation der Straßenbahn kam, beſann ſich nicht lange und fuhr elektriſch nach Genua. Am Hafen ſtieg er aus. Dahinter ſchimmerte in einem beinahe veilchenhaften Blau, von ſilbernen Wellen überflogen, das Meer. Am Hafen baute der Rauch der Arbeit an dunklen Wolken und trieb ſie der Stadt und den Bergen zu, nach den weißen Paläſten und Villen, nach den Hotels und Landhäuſern. Nach dem grünen Kranz der Hügel ſchob ſich der ſchwarze Qualm, dieſer Opferrauch der Arbeit, die ſich an dieſem Nachmittage heiſer geſchrien hatte und in ſiegreicher Erſchöpfung über dem öligen Hafenbecken lag.

Ludwig ſtarrte in die Weite. Die Arbeit kannte er aus eigener Erfahrung. Ihr Rauch war ihm nichts Neues. Aber das Meer, das Meer! Zum erſtenmal ſah er das blaue Südmeer, das ſich mit goldenen Schleiern ſchmückte und ſtill und gelaſſen in ſich ruhte.

2. Der Maler und das Mädchen

Ludwig kam vom Seemannsheim, wo er Quartier genommen hatte, und fuhr mit der Straßenbahn nach Nervi. Als der Rauch des Hafens hinter ihm lag, schweiften seine Gedanken nach dem blauen Leuchten des Meeres und kamen doch immer wieder zum Hafen zurück. Wer, so dachte er, schreibt das große Gedicht von den Häfen? Die Ausfahrt des ersten Einbaumes muß darin sein, der Sturm und die Freude, als die ersehnte Insel mit dem Süßwasser erreicht wurde, das feste Land, der Stützpunkt für neue Abenteuer. Ebbe und Flut müßten in jenen Versen von den Häfen sich bewegen, die Tiefe der See müßte darin sein wie die Muscheln mit den kostbaren Perlen.

Ohne die Flotten der Phönizier, Griechen und Römer, ohne die Fahrten der Wikinger, die Ausfahrten der Weltumsegler, ohne die Flüche der Meuterer und die Befehle der kühnen, entschlossenen Kapitäne aber wäre das Gedicht unvollkommen. Die großen Seeschlachten müßten in den Versen geschlagen werden, die Kämpfe um die Macht zwischen den Zeilen aufdröhnen, die Schiffsuntergänge darin die richtige Stimmung schaffen. Heulen, krachen und bersten müßte es in diesen Versen. Aber auch die Tränen der Zurückbleiben-

den sollten dabei sein, genau so wie die verwegene Hoffnung der in die Welt Fahrenden. Die fernen Eilande der Südsee sollten auftauchen und die vergletscherten Inseln der Eismeere. Die Brandung müßte man hören, das Hilfegeschrei der Gescheiterten im Kreischen der Seevögel, und mitten im Meere müßte man das Treibholz der zerschmetterten Segler sehen, diese tragischen Trümmer großer Träume und kühler Berechnungen, jetzt umspielt von den im Salzwasser springenden Delphinen.

Würde ein Gott einen Menschen befähigen, dies alles zu schreiben und zu gestalten, so blieb es doch nur ein Vorgesang auf die alles in die Knie zwingende Lobpreisung der sieben Meere, in denen die Erdteile wie Inseln schwimmen. Diese und ähnliche Gedanken bewegten Ludwig auf der Fahrt nach Nervi, dem kleinen Villenort an der Steilküste, wo die Brandung heftig donnerte.

Als er die Allee mit den Palmen, wo die Pensionen und Hotels lagen, die auf die Gäste warteten, zum Strande schritt, hörte er schon von weitem den heftigen dunklen Donner der Brandung, den harten Kampf, der zwischen dem Meere und dem festen Lande seit dem Tage ihrer Trennung entbrannt ist.

Nun stand er am Meer, das sich in eine verdämmernde Unendlichkeit erstreckte, nun starrte er auf das Wasser, dieses salzige Geheimnis, aus dem alles Leben gestiegen ist, und das in seiner chemischen Zusammensetzung dem menschlichen Blute

gleicht. Dunkelblau, mit ſilbernen Lichtern und goldenen Tupfen rollte es heran, hob und wölbte ſich, dröhnte und hieb mit gewaltigen Schlägen an die nackten Felſen, die mit ſchweren Füßen am Grund ſtanden und ihre triefenden Schultern gegen die Wogen ſtemmten. Von neuem rollte die Brandung heran, um wieder brüllend zu zerſchäumen, tanzende Giſchtſchleier hochzuwerfen, als könne damit der Felſen gefangen werden. Endlich trat es zu neuem Anlauf zurück, wurde wie geſchmolzenes Glas und ganz dunkel vor Wut und zerſchellte an der Küſte, in die es unter der Flutlinie große Höhlen hineingefreſſen hatte, aus denen es manchmal wie von Kanonenſchüſſen donnerte.

Ein unbeſchreibliches Glückgefühl erfüllte Ludwig. Jetzt bereute er nicht mehr, den Umweg gemacht zu haben. Atemlos ſtand er nahe den von Salzwaſſer umſprühten Felſen, die Giſcht ſpritzte ihm ins Geſicht, und er lächelte.

Länger als zweitauſend Jahre waren die Nordländer nach dem Süden gezogen, mit ihrem Blute hatten ſie den italieniſchen Boden gedüngt und geheiligt. Aus dunklen ſauſenden Wäldern kamen ſie her, von verſumpften Flüſſen und Strömen, aus einem Nebellande in ein Sonnenland, und ſie ſchrien auf, als ſie den erſten Lorbeer und den erſten Ölbaum erblickten. Sie ſchlugen an ihre Schilde und ſtießen die kurzen Schwerter in die fruchtbare Erde. Als ſie das Südmeer ſahen,

dieſes Gleißen und Funkeln, dieſen feuchten Himmel auf der Erde, ſchwiegen ſie ergriffen.

Vielleicht, dachte Ludwig, war auch in grauer Zeit ein Vorfahre von ihm über die verſchneite Alpenkette gezogen, einer der landloſen jungen Männer, der nach neuer Erde gierte, und hier das Schwert hochriß, ſich in den Kampf ſtürzte und mit ſeinem heißen Blute den Boden düngte und heiligte. Und er erinnerte ſich ſeines Vaters, der mit Gasmaske, Stahlhelm und Gewehr in den Alpen kämpfte, von dort aus das Meer geſehen hatte, mit ſeinen Kameraden in die Tiefe ſtieg und an der Piave fiel. Nun lag er ſtumm in einem Gräberfelde. Stumm? Ludwig war es, als hörte er ſeinen Vater rufen ...

Wie ſchön war dieſes Land, wie ſchön dieſe Küſte! Makellos dehnte ſich die Riviera nach Weſten und nach Süden, eine zärtliche Umarmung war es, in der das Glück der Erde leuchtend zu ruhen ſchien. In den Gärten und geſchützten Tälern, die aus den Bergen wie Füllhörner der Fruchtbarkeit hervorbrachen, wuchſen Oliven, Weinreben, Orangen, Zitronen und das ſtille Glück aller Kinder, zahlloſe Blumen. Die ſteil aufragenden, im hellen Licht beinahe ſchwarz ausſehenden Palmen waren wie die Grüße des anderen Strandes, des von Afrika. Das Gebirge ſtand dunkel über der Flut, es neigte ſich in die Tiefe herab, als wolle es durſtig von der weißen, zerſtäubenden Giſcht und dem wogenden und ſchäumenden Waſſer trin-

ken. Fiſcherboote tanzten draußen auf dem Meere, auf der Promenade ſpazierten einige Kurgäſte, und aus einem Hotel kamen die beinahe ſingvogelhaften Klänge einer ſchmelzenden Tanzmuſik. Eine andere Muſik hatte am Luganer See geſchmettert, als das Mädchen mit den grünen Augen und den Sommerſproſſen erſchien. Wo mochte ſie jetzt wohl ſein?

Wie im Rauſch waren Ludwig die letzten zwei Tage in Genua vergangen. Im Seemannsheim hatte er ſich mit einem abgemuſterten Matroſen namens Emil befreundet, der in der Stadt mit der Großzügigkeit eines welterfahrenen Mannes ſeine Heuer vertat. Das war ſchon ein anderer Kerl als jener Glasbläſer, der ebenfalls die Weltmeere befahren haben wollte. Der und die Weltmeere befahren! Im Sumpfe einer Großſtadt war er ſicherlich aufgewachſen, und jener Boris war nicht viel beſſer. Nun, morgen oder übermorgen wollte Ludwig nach Venedig, ſein Gaſtſpiel in Italien war bald beendet. Ein wenig hatte er von dieſem Lande doch geſehen, er kam nicht als unwiſſendes Kind an die Piave ...

Einen letzten Blick warf er noch auf die Brandung, dann ging er die mit Palmen beſtandene Prachtſtraße zurück und fuhr mit der Bahn wieder nach der Stadt. Noch einmal berührte er den Hafen, nach dem ſich die meiſten Straßen und Gaſſen drängten wie die Kinder nach ihrer Mutter. Oben auf den Bergen lagen die Befeſtigungen, die grauen Forts mit ihren Kaſematten und Geſchützen, in

deren Schatten die weißen Villen und Landhäuser. Anschließend entfaltete sich Genua mit den Kirchen, Palästen, Treppen, Toren, Hotels, Plätzen und schmalen Gassen. Hier wurde auf Schritt und Tritt die Vergangenheit lebendig wie im Hafen die Gegenwart. Flüsterten die alten Gemäuer nicht vom Kampf der alten Geschlechter um die Macht? Klang nicht laut und herrisch für den, der zu hören verstand, der Jubelschrei bei den Siegen? Brüllten nicht die schrecklichen Verwünschungen bei den Niederlagen dazwischen? Ging es hier nicht um Lorbeer und Polenta: um den Ruhm der Unsterblichkeit, um das tägliche Essen für den irdischen Hunger?

Ludwig hing seinen Träumen nach, als er nach den Bergen hinaufstieg. Da sich die Welt von Träumen nährt, ohne in sie versinken zu dürfen, es sei denn, in einer schöpferischen Pause, geschah es in logischer Gesetzmäßigkeit, daß auf den Bergen Ludwig mit seinem Schicksal zusammenstieß, das ihn aus seinen Träumereien herausriß und seine Pläne entscheidend veränderte.

Er stand auf einem kleinen Platz und blickte aufs Meer. Die Sonne versank eben in scharlachroten Feuerbänken am goldenen Horizonte. Die Welt schien nur noch aus Feuer und Finsternis zu bestehen und aus einem leichten Wind, der in den Bäumen säuselte. Genua zündete die Lichter an. Der Leuchtturm flammte auf und schickte seine

weißen, zuckenden Botschaften nach fernen Schiffen auf dem nun tintenschwarzen Meere.

Die Stunde der Sammlung war gekommen. Die Fabriken lagen stumm am Rande der Stadt, um neue Kraft für den kommenden Tag zu schöpfen. In den Kontoren und Lagerhäusern rieselte geisterhafte Stille. Die schmalen Gassen füllten sich mit Menschen, die Weinstuben waren übervoll und die Liebespaare flüchteten in die Dunkelheit. An den Kinos, die auf ihren Bildstreifen eine neue, unbeschwertere Welt hervorzauberten, als sie in Wirklichkeit war, flammten die Lichtreklamen auf. In den Krankenhäusern bezogen die Nachtschwestern ihre Plätze. Kleine Kinder weinten sich in den Schlaf.

Ludwig hatte nicht allein den Sonnenuntergang und diese Stunde der Sammlung genossen. Am anderen Ende des Platzes saß auf einer Bank ein junges Mädchen, das ihm den Rücken zudrehte. Obwohl ihre Augen schmerzlich weit offen standen, schien sie nichts von dem leuchtenden Schauspiel kurz vor der Nacht zu bemerken. Sie war allein auf die Berge gestiegen, um mit sich ins reine zu kommen. Es mußte anders werden. So, wie bisher durfte es nicht weitergehen. Einmal hatte sie flüchtig nach Ludwig hingesehen und sich gleich danach wieder abgewandt. Ihr Gesicht war eine versteinerte Maske der Verzweiflung. Der Wind wehte kühl, sie bemerkte es nicht, und es wurde immer dunkler. Das schien ihr gerade recht zu

ſein. Als ſie aber die Schritte Ludwigs hörte, der ſich nach der Stadt begeben wollte, ſtand ſie geſchwind auf, und als er grüßte, ſeine Stimme mußte ihn wohl verraten haben, war ſie ſchnell an ſeiner Seite und fragte:

„Sie ſind Deutſcher?"

„Ja."

„Sind Sie ſchon lange in Genua?"

Nicht an der Stimme, denn die hatte er vorher nicht gehört, ſondern an dem ſtolzen Gang erkannte er in der Fremden die junge Dame aus Lugano! Sein Herz ſchlug heftiger. Eine ihm bisher unbekannte Erregung machte ſeine Stimme zitternd, als er antwortete:

„Noch nicht lange, heute den zweiten Tag. Ich fahre von hier aus nach Venedig."

„Wann?" fragte ſie haſtig. „Verzeihen Sie, daß ich ſo neugierig bin", fuhr ſie verlegen fort, „die Straße in einer fremden Stadt iſt auch nicht der richtige Ort, eine Bekanntſchaft zu machen, aber ich weiß mir keinen anderen Rat. Ich heiße Marianne Sommer und bin aus Dresden."

„Und ich bin Ludwig Korn aus Ulm. Morgen oder übermorgen wollte ich nach Venedig fahren. Wie kann ich Ihnen behilflich ſein?"

„Sie kennen doch den Kaſpar Fronsbeck, ja? Ich muß ihn unbedingt ſprechen; ich wäre Ihnen ſehr dankbar, wenn Sie mir dieſe Unterredung vermitteln könnten!"

„Das läßt ſich machen, Frau Sommer..."

„Wie kommen Sie auf Frau? Ich bin doch nicht verheiratet!“ ſtieß ſie hervor.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich eine Dummheit ſagte“, ſagte er verlegen, während ihn ein Glücksgefühl durchſtrömte. „Ich ſah Sie vor einigen Tagen in Lugano bei dem Maler, und da dachte ich ...“

„Sie waren der junge Mann, der das unſterbliche Meiſterwerk meines – – – Freundes betrachtete? Karl-Otto glaubte zuerſt, einen Käufer vor ſich zu haben“, erwiderte ſie mit einem hellen Klang in der Stimme. „Sie verſprechen es mir, Fronsbeck meine Bitte um eine Unterredung vorzutragen?“

„Gern. Ja. Natürlich, Fräulein Sommer!“ rief er aus, denn ihm war das leiſe Zögern nicht entgangen, als ſie von ihrer Freundſchaft mit dem Maler Karl-Otto ſprach. „Was ſoll ich dem Heiland von Ihnen ausrichten?“

„Nur, daß ich ihn unbedingt ſprechen muß“, ſagte ſie leiſe. „Ich habe viel von Fronsbeck gehört, ich glaube, er kann mir in einer ſchwierigen Lage helfen.“

Am liebſten hätte Ludwig das Mädchen gebeten, ſeine Hilfe anzunehmen, aber ſie brauchte wohl den Rat eines erfahrenen Mannes, und das war Kaſpar Fronsbeck, der König der Kunden, der auch Heiland genannt wurde. Über zwanzig Jahre wanderte Fronsbeck ſchon durch Italien, ein ungekrönter König, deſſen Wort ſo gut wie ein Geſetz

unter den Landſtreichern war. Von dieſem Manne hatte Ludwig ſchon oft gehört. Nicht nur im Aſyl zu Mailand, ſondern auch im Seemannsheim, wo Emil von dem Alten ſchwärmte.

„Und – der Maler Karl-Otto kann Ihnen nicht helfen?“ fragte er leiſe.

„Nein,“ erwiderte ſie mit kalter Stimme.

In der Dunkelheit war ihr Geſicht nicht zu erkennen, doch als ſie an einer Laterne vorbeikamen, warf ihr Ludwig einen ſchnellen Blick zu, und er erſchrak über die tiefen Falten, die ſich auf ihrer Stirn eingegraben hatten.

„Wann wollen Sie Fronsbeck ſprechen?“

„Die Zeit mag er beſtimmen, aber wenn möglich, ſobald es geht. Ich habe eine ſehr ſchwere Entſcheidung zu treffen ... Beſuchen Sie mich, wenn Sie Luſt haben, morgen vormittag! Ich möchte Sie auch mit Karl-Otto bekannt machen. Das heißt, die flüchtige Bekanntſchaft aus Lugano auffriſchen. Hier iſt meine Karte“, ſagte ſie. „Ich danke Ihnen ſchon im voraus für alles, was Sie für mich tun!“

„Ich bleibe ſo lange in Genua, bis Sie mit Fronsbeck geſprochen haben. Mein Vater ...“ ſagte er und führte den Satz nicht zu Ende. Ob aus Stolz oder Scham, wußte er ſelber nicht.

„Ihr Vater wartet auf Sie in Venedig?“ fragte ſie leichthin, denn ſie hatte nur mit halbem Ohre hingehört und überhaupt nicht bemerkt, daß er ſich

unterbrochen hatte, so sehr war sie mit ihren eigenen Sorgen beschäftigt.

„Nei – ein, an der Piave", sagte er leise.

„Verbringt er dort seinen Urlaub?" fragte sie harmlos weiter.

„Seinen ewigen, er ist an der Piave im Weltkriege gefallen."

„Oh, verzeihen Sie mir bitte! Sie Armster!" rief sie aus, plötzlich ganz in der Wirklichkeit, und streckte ihm ihre Hand entgegen. „Ihr Vater ist gefallen, und ich belästige Sie mit meinen Angelegenheiten!"

„Er fiel vor beinahe sechs Jahren", sagte er, während ihre kühle Hand in seiner heißen ruhte, „Sie machen mich glücklich, wenn ich Ihnen helfen darf. Ich komme morgen vormittag gern zu Ihnen, sehr gern sogar."

Daß die letzten Worte eine scheue Liebeserklärung waren, ahnte sie nicht, wie sich auch Ludwig dessen nicht bewußt wurde, obwohl sein Herz immer noch heftig schlug und das Blut in seinen Ohren dröhnte.

„Jetzt ist mir viel leichter ums Herz, da ich weiß, daß meine Sache in guten Händen liegt. Ich entsinne mich auch, daß ich Sie flüchtig in Lugano gesehen habe. Hörten Sie auch den Adler über dem See schreien?"

„Ja."

„So, nun bin ich gleich am Hotel. Ich danke für die Begleitung. Gute Nacht!"

Noch einmal legte ſie ihre Hand in die ſeine, dann ſchritt ſie ſchnell dem kleinen Hotel zu und war bald in der Dunkelheit verſchwunden. Ludwig ſtarrte ihr lange nach. Er war wie verzaubert. Was war mit ihm geſchehen? Lachen und tanzen hätte er mögen, wie ein Adler ſchreien. Er hatte das Mädchen von Lugano wiedergefunden! Sie war nicht die Frau von dem Maler! Sie hatte ſich an ihn um Hilfe gewandt und nicht an Karl-Otto!

Im Seemannsheim war Emil noch wach und erzählte Neuigkeiten aus der Stadt, unter anderem auch von dem Maler Caſanova, der mit einer Marianne Sowieſo durch Italien reiſte, mäßige Ölbilder malte und ſie durch dieſelbe Marianne Sowieſo den Herrſchaften, hauptſächlich Vergnügungsreiſenden ohne weiblichen Anhang, ins Hotel brachte. Ludwig wies das als böswillige Verleumdung mit lauter Stimme zurück. Emil erwiderte, er erzähle nur, was er gehört habe, und Ludwig beruhigte ſich. In der Nacht aber träumte er, er habe von dem Maler ein Bild gekauft, für ſein letztes Silber, und Marianne wäre gekommen, ihm dieſes Meiſterwerk ins Seemannsheim zu bringen ...

Am Morgen bummelte er nach dem Hafen und war zur ausgemachten Zeit vor dem Hotel, wo er den Maler traf, der an der Staffelei ſaß und an einer Landſchaft pinſelte. Neben ihm ſtand Marianne. Sie lief Ludwig einige Schritte entgegen und begrüßte ihn herzlich. Dann machte ſie die

beiden Männer miteinander bekannt. Der Maler erinnerte sich an Ludwig. Sie kamen in ein oberflächliches Gespräch über Lugano, während Marianne mit kleinen Schritten unruhig auf und ab ging. Dabei sah sie fortwährend auf die silberne Armbanduhr. Schließlich verabschiedete sie sich und versprach, in einer Viertelstunde wiederzukommen. Leichtfüßig eilte sie davon.

Der Künstler hatte mit seiner Arbeit aufgehört und begann mit lauter Stimme weitläufig von seinen italienischen Erfahrungen zu berichten. Auf Lugano schimpfte er, weil er dort keine Käufer für seine Bilder gefunden hatte. Dann erzählte er mit einem verwegenen Blick, daß er das Mädchen aus Dresden entführt habe, da ihre und seine Eltern gegen die große Liebe waren, aber er sei ein Mann aus Eisen, wenn es darauf ankäme, und jetzt komme es darauf an. In Italien sei er darauf verfallen, Bilder zu malen und zu verkaufen. Öl und Aquarell. Für die Fremden als Reiseandenken.

„Wenn Sie Lust haben, sehen Sie sich diese Mappe einmal an", schloß er, „es sind lauter echte N's!"

„Echte N's?"

„Gewiß, N wie Napoleon! Ich heiße Neuhaus, signiere aber nur mit N!" erklärte er feierlich.

Ludwig vertiefte sich in die Blätter der Mappe, in der allerlei farbige Bilder aus Venedig, Lugano und Genua lagen, keine Kunstwerke, sondern

mäßige Pfuſchereien, der übliche Andenkenkitſch. Das ſah Ludwig auf den erſten Blick.

„Ich habe es nicht leicht, das können Sie mir glauben", ſagte er, von einem plötzlichen Mitteilungsbedürfnis ergriffen. „Die Zeiten ſind ſchlecht, jeder Anſtreicher gibt ſich für einen Künſtler aus. Italien iſt davon überlaufen. Jeder will ein Raffael ſein. Oder ein Tintoretto. Außerdem bin ich nicht allein, ich muß für zwei Menſchen arbeiten. Ich kann nicht warten, bis mich die Muſe küßt. Ich arbeite ſchon ganz gerne, wiſſen Sie, aber mit der Marianne iſt es nicht immer leicht auszukommen. Sie hat einen Eiſenkopf, wenn ſie will. Wir als Männer können ja darüber ſprechen. Ich hatte mir die Sache viel einfacher vorgeſtellt. Ich hätte es eigentlich gar nicht notwendig, hier meine Bilder zu malen und für einen Bettelpfennig wegzugeben. Es ſind lauter echte N's, die ſpäter mit Gold aufgewogen werden. Ich denke nicht daran, immer hier zu bleiben. Ich warte nur, bis ich einen Kenner treffe, der mir den ganzen Schwung für gutes Geld abkauft. Ich habe es Marianne immer geſagt, daß ſie freundlicher zu den Käufern ſein ſoll. Aber da ſetzt ſie ihren Eiſenkopf auf. Ich war ein Eſel, daß ich mit ihr durchbrannte. Ich wäre ohne ſie viel weiter. Aber ſie iſt eben ſo, wie ſie iſt, da iſt nichts zu machen. Ich habe auch meine Fehler, das weiß ich, und trotzdem übe ich Nachſicht. Jeder, der mich kennt, ſagt, daß ich eine Seele von einem Menſchen bin! Stimmt's oder habe ich recht?"

Ludwig hörte nur mit halbem Ohre zu. „Ich", nur „Ich" ſtand im Mittelpunkt der ſelbſtgefälligen Klagen des Herrn Neuhaus, der ungefähr vierundzwanzig Jahre alt ſein mochte und ſich ſchon in ſeiner Kleidung für einen Künſtler ausgab.

Sein Geſicht war verpfuſcht.

Dem großen Meiſter, der die Köpfe der Menſchen ſchnitzt, war bei Herrn Neuhaus zweimal das Meſſer abgerutſcht. Das erſte Mal bei den Augen, die zu weit auseinander und zu tief in den Höhlen lagen, aber das wäre zu beheben geweſen und konnte ſogar als reizvoll gelten. Schlimmer war der zweite Fehler: ein zu ſcharfer Schnitt hatte das halbe Kinn mitgenommen. Nach einer eingehenden Betrachtung warf der Meiſter den Kopf in die Abfallkiſte. Stirn, Naſe und Mund ſtanden in einem richtigen Verhältnis zueinander, die Ohren ſaßen gut und der Schädel war rund und in Ordnung.

Ein kleiner, dummer Teufel ſuchte den Kopf wieder heraus, ſalbte ihn mit Öl, probierte unter dem Hals eine wehende ſchwarze Schleife und war mit ſeinem Werk zufrieden. Mit dieſem Kopfe bedachte er den kleinen Karl-Otto, der ſich ſpäter einbildete, ein großer Künſtler zu ſein, ein ganz toller Burſche, ein Caſanova ſozuſagen, und, als er ſich als Mann fühlte, ein junges Mädchen beſchwätzte und entführte. Durch überſteigertes Selbſtbewußtſein verſuchte er ſein perſönliches Unglück

wieder auszugleichen. Außerdem ließ er sein Haar länger wachsen, als es ein Mann tragen soll.

Wie er Marianne, das bildhübsche Mädchen mit den feurigen Haaren, den grünen Augen, mit dem Goldstaub der Sommersprossen und dem schwellenden Mund, der wie zum Lachen gemacht war, zu einer Flucht hatte überreden können, blieb für Ludwig ein Rätsel. Vielleicht war es seine Stimme gewesen, die sie betört hatte, diese dunkle, einschmeichelnde Stimme, die sofort auffiel. Es war eine Stimme, die Zutrauen erweckte.

„Und – der Vater von Fräulein Marianne?" fragte Ludwig. „Und ihre Mutter?"

„Mutter gibt es nicht, tot, und der Vater war bestimmt erfreut darüber, daß ich ihn von dem Mädel befreite. Fast jeden Tag hatten sie miteinander Krach. Ich in meiner Gutmütigkeit nahm mich eben ihrer an. Ich bereue es nicht, aber ich ..."

Er schwieg, denn das Mädchen, von dem er eben gesprochen hatte, wegwerfend, wie Ludwig feststellte, und dies freute und schmerzte zu gleicher Zeit, Marianne kam mit stolzen Schritten herbei. Aber sie erschien nicht allein. Sie wurde von einem jungen, gutangezogenen Mann begleitet, der einer Modezeitschrift entsprungen sein mochte und nichtssagend lächelte.

„Das ist Herr Scheltema, darf ich die Herren bekannt machen? Karl-Otto Neuhaus, Herr Ludwig Korn. Herr Scheltema möchte sich deine Bil-

der anſehen, Karl-Otto. Ich habe Herrn Scheltema von den venezianiſchen Aquarellen erzählt."

„Oh, das freut mich, Herr Scheltema. Die Kunſt muß leider nach Brot gehen. Vom Lorbeer allein kann man nicht leben. Bitte, hier iſt eine prima Originalarbeit aus Venedig, der Canale grande, mein Herr", ſagte Karl-Otto mit gewinnender Stimme, wobei er ſich einige Male leicht verbeugte. Dann nahm er ein Bild aus ſeiner umfangreichen Mappe und gab es dem Holländer, der es mit erſchrockenen Augen betrachtete. In ſeinem Geſicht waren Beſtürzung und Enttäuſchung zu leſen. Dann warf er einen langen Blick auf Marianne, die unbeteiligt wie eine Statue neben ihm ſtand. Ein leichtes Lächeln ging aus ſeinem ſchmalen Mund.

„Schön", ſagte er, „das Bild gefällt mir. Ich kenne Venedig und finde, Sie haben das Weſentliche der Stadt fabelhaft getroffen. Ich kaufe. Laſſen Sie das Aquarell in mein Hotel bringen. Ich wohne in Miramare. Zimmer ſiebzehn. Heute abend um ſechs Uhr würde mir ſehr gut paſſen."

„Heute abend um ſechs Uhr im Hotel Miramare, Zimmer ſiebzehn, mein Herr", wiederholte Karl-Otto, während ſeine Hand die ihm von dem Holländer entgegengeſtreckte Banknote gierig an ſich riß. Herr Scheltema warf noch einen Blick auf Marianne, es war der Blick eines Mannes, der zu befehlen gewohnt war. Dann nickte er Karl-Otto gleichgültig zu, und ein wenig Verachtung war

auch dabei. Schließlich entfernte er ſich mit großen Schritten.

Karl-Otto öffnete die Fauſt, in der er die Banknote geborgen hatte, wobei ſeine tief in den Höhlen liegenden Augen funkelten. Er wandte ſich an Marianne, vergaß die Anweſenheit von Ludwig und flüſterte erregt:

„Da, fünfzig Lire! Der Tag fängt gut an!"

Das Mädchen ſchwieg. Neuhaus ſetzte ſich mit einer heftigen Bewegung an die Staffelei. Mehr als zehn Lire hatte ihm bisher kein Bild eingebracht. Sollte endlich ſein Glücksſtern aufgehen? Sein Geſicht verhärtete ſich. Er begann mit jener Gier an dem aufgeſpannten Bilde zu arbeiten, die mit der Habgier verſchwiſtert und die nur mit Geld zu befriedigen iſt.

Marianne ſtand eine Weile unſchlüſſig da. Der Wind, der von den Bergen kam, ſpielte in ihrem kupferrotem Haar. Ihr voller, weicher Mund zuckte. Es war jenes Beben in ihren Lippen, das bei einem Kinde das Weinen anzeigt. Karl-Otto bemerkte es nicht, aber Ludwig ſah dieſes verräteriſche Zucken. Wie ſchlecht mußte der Maler ſeine Freundin kennen, daß er ihr einen Eiſenkopf andichtete. War ihr Trotz nicht die Stärke, die ſie bei Karl-Otto vermißte? Dieſe Gedanken und Überlegungen kamen Ludwig, als er Marianne ſo unglücklich neben der Staffelei ſtehen ſah. Jetzt wandte ſich das Mädchen mit einem Ruck um und fragte:

„Haben Sie Zeit? Wollen Sie mich ein Stück begleiten?"

„Aber natürlich. Gern!"

Sie warf einen abschätzenden, verächtlichen Blick auf den Maler und sein neues Bild, nickte wie aus alter Gewohnheit und ging mit Ludwig grußlos davon. Ihr Mund, der rot war wie eine Kakteenblüte, zuckte immer noch. Es schien, als wolle sie sofort sprechen. Aber sie blieb stumm und preßte die schwellenden Lippen zusammen, bis sie den nahen Hafen erreicht hatten. Dort unten, ein Schwarm wilder Tauben flatterte vorbei und flog nach den Getreidesilos, fragte Ludwig zaghaft:

„Was ist das für ein Herr, der von Karl-Otto das venezianische Bild gekauft hat?"

„Ein Ehrenmann!" erwiderte sie verschlossen. Plötzlich zuckte sie mit den Schultern, als wolle sie eine drückende Last abwerfen. Dann lachte sie hell auf. „Verstehen Sie nun, weshalb ich Frosbeck sprechen muß?"

„Wegen dem Herrn, der das Aquarell kaufte?"

„Auch wegen ihm. Ich lernte ihn gestern durch einen Zufall kennen", begann sie zu erzählen. „Er ist ein Pflanzer, der nach Indien fährt. Nach Java. Am Bahnhof kamen wir in ein Gespräch. Als ich ihm sagte, mein – Freund sei ein Maler, verabredeten wir uns für heute, nachdem er festgestellt hatte, daß die Bilder von Karl-Otto verkäuflich seien. Das andere wissen Sie ja. Und heute kaufte er das Aquarell."

„Deswegen müſſen Sie mit Fronsbeck ſprechen?"

Sie nickte.

Plötzlich erinnerte ſich Ludwig an Emil, der behauptet hatte, Karl-Otto male die Bilder und Marianne ſchleppe die Käufer herbei. Ja, ſie bringe ſie dann der Kundſchaft ins Hotel! Er blieb ſtehen und fragte in aufquellender Eiferſucht:

„Wer bringt heute abend um ſechs Uhr dem Holländer das Bild aufs Zimmer?"

„Ich", ſagte ſie leiſe, „wir müſſen doch leben..."

„Aber das iſt doch kein Leben, Marianne! Verzeihen Sie, daß ich Sie beim Vornamen nenne, aber..."

„Schreien Sie nicht ſo, Ludwig!" erwiderte ſie ebenfalls mit lauter Stimme. „Denken Sie, es macht mir Vergnügen, wie? In den letzten Wochen habe ich vollkommen umgelernt. Ich bin nicht mehr das junge dumme Ding von früher, das auf den erſten beſten Mann hereinfällt. Manchmal wünſche ich, ich ſei es noch. Aber vorbei iſt vorbei. Helf er ſich!"

Helf er ſich?

Die Männer konnten und mußten ſich helfen. Die Tippelbrüder in Genua zum Beiſpiel halfen ſich. Sie bettelten die Klöſter ab und die Fremden an. Sie ſtahlen Kupfer und Blei, das ſie in der Stadt verkauften. In Mailand warteten ſie auf die jungen Burſchen, die über die Alpen geſtiegen waren, um ſie auszuplündern.

Helf er ſich!

Überall ging der Kampf der Männer darum, in den Fabriken und Kontoren. Das Leben war hart, und wer Sieger sein wollte, mußte noch härter werden. Was für Mühe mußte ein kleiner Kaufmann aufbringen, um sich gegen seine Konkurrenz durchzusetzen! Was für Anstrengungen ein Fünfzigjähriger machen, um sich gegen einen anstürmenden Dreißigjährigen zu behaupten! Das Leben war Kampf, nicht immer siegte der Tüchtigere, oftmals der Reichere, der Gewissenlosere. Das war wie ein Gesetz, und die Männer stürzten sich leidenschaftlich in den Krieg ums Dasein. Aber Marianne war doch eine Dame! Sie hatte einen Freund. Half er sich?

„Sie bringen das Bild Herrn Scheltema ins Zimmer? Und – das läßt Casanova zu?" fragte er wütend.

„Was wollen Sie damit sagen? Wer ist Casanova?" entgegnete sie mit scharfer Stimme.

„Neuhaus! So nennen ihn die Tippelbrüder in Genua ..."

„Neuhaus? Casanova? Natürlich! Ein schöner Casanova!" lachte sie verächtlich auf. „Ein Schwätzer ist er, aber kein Mann! Ich hatte schon meine Gründe, weshalb ich Sie mit ihm bekannt machte ... Aber das ist jetzt alles gleich", fuhr sie mit großer Bestimmtheit fort, „um sechs Uhr bin ich bei dem Holländer, in wenigen Minuten sind dort meine Geschäfte erledigt. Ich kann halb

ſieben Uhr am Bahnhof ſein. Ja, wenn ich dann Fronsbeck ſprechen dürfte? Iſt das möglich?"

„Warum ſoll das nicht möglich ſein? Um zwei Uhr werde ich Fronsbeck treffen, halb ſieben Uhr hole ich Sie vom Bahnhof ab und bringe Sie zu ihm!"

„Ich danke Ihnen, Ludwig!" ſagte ſie und gab ihm ihre Hand. Ihre Augen ruhten feſt in den ſeinen. Ein Lächeln blühte um ihren Mund. Dann drehte ſie ſich um und eilte davon. Plötzlich wandte ſie ſich um, denn ſie mußte wohl Ludwigs Blick in ihrem Rücken geſpürt haben, und winkte mit der Hand. Endlich verſchwand ſie, dieſes kluge tapfere Mädchen, das mit einem unwürdigen Mann von zu Hauſe geflohen war. In den Rock hatte ſie eine Fünfzig-Dollar-Note eingenäht, von der Neuhaus nichts wußte. Das war ihre eiſerne Ration, ihre letzte Reſerve, ihre Handgranate ſozuſagen wie die eines Soldaten im Kriege.

Ludwig ſah wieder die Tauben nach Futter fliegen und ſeufzte. In Mailand und Genua war er mit der Unterwelt zuſammengeſtoßen und mit jener ſchrecklichen Tiefe in Berührung gekommen, die unter der glatten Oberfläche der Geſellſchaft dahinſtrömt. Und darin bewegte ſich ein junges Mädchen, eine Dame, Marianne Sommer, die mit Karl-Otto Neuhaus geflohen war, einem Künſtler, deſſen ſchlechte Bilder ſie den Käufern ins Hotel bringen mußte!

Aber, dachte er, warum setzt sie nicht jetzt und heute ihren Eisenkopf auf, von dem der Maler gesprochen hatte? Warum machte sie nicht Schluß mit dem Leben, das keines war? Das Leben: was wußte er eigentlich vom Leben? Mit vierzehn Jahren kam er in die Lehre, mit siebzehn hatte er als Schlosser ausgelernt, mit zwanzig befand er sich auf der Wanderschaft.

Im Seemannsheim erzählten die Matrosen von ihren Abenteuern, bevor sie einschliefen. Sie schwiegen erst dann, wenn die fremden Städte und Länder wie nackte Frauen vor ihnen tanzten. Und hier in Genua versammelten sich jeden Tag um zwei Uhr die Tippelbrüder auf dem kleinen Platz über dem Hafen um einen Narren oder Weisen ihrer armseligen Welt, um Kaspar Fronsbeck, den sie Kundenkönig und sogar Heiland nannten! Ein schöner Heiland, ein schöner König! Diesen Menschen wollte Marianne sprechen?

Über die erste Liebe sind schon viele Bücher geschrieben worden, und viele Dichter haben ihre schönsten Lieder der Geliebten zu Ehren gesungen. War jetzt Ludwig an der Reihe? Es mußte wohl so sein, denn plötzlich versank um ihn die Welt. Er hörte nur ein fernes Rauschen, als er ein Gedicht schrieb. Ein Liebesgedicht an Marianne, die dem Holländer heute abend das venezianische Aquarell ins Hotel bringen sollte.

3. Traumschutt

Ludwig schob den Teller beiseite und wischte sich den Mund ab, die Suppe hatte gut geschmeckt! Er trank den letzten Schluck Wein, beglich die Zeche und verließ die einfache Schänke, um sich nach dem Treffpunkt der Tippelbrüder zu begeben. Es war gleich zwei Uhr. Hoffentlich willigte Fronsbeck ein, mit Marianne zu sprechen.

Im Hafen rasselte der Lärm der Arbeit, auf dem kleinen Platz oberhalb der Kaianlagen blühten im Schatten der Palmen unzählige Blumen. Im Hafen machten sich einige Schiffe zur Ausfahrt fertig. Die Schlepper tuteten, Ankerketten klirrten und schrille Signalglocken begannen zu läuten. Heute schwärmte Ludwig nicht mehr das salzige Wasser an, und vor dem Denkmal von Columbus, das sich vor dem Bahnhof erhob, geriet er keineswegs in Verzückung. Heute hatte er einen Auftrag zu erledigen.

Der erste Mensch, dem er auf dem Treffpunkt begegnete, war Boris, der sich von einer Bank erhob, ein wenig lächelte und spottend sagte:

„Ich wußte ja, daß ich dich bald wieder sehen würde! Hast du in Mailand lange auf mich bei Torquato gewartet?"

Bei einer anderen Gelegenheit hätte Ludwig aufgebraust oder wäre verächtlich davongegangen, aber jetzt mußte er bleiben und antworten. Er tat gleichgültig und sagte:

„Es war mir leider unmöglich, zu Torquato zu kommen, mein Freund nahm mich ins Theater mit."

„Und ich holte mir kalte Füße!"

„Es ist nicht meine Schuld, denn ich lud dich nicht ein, sondern du mich."

„Na schön, erledigt ... Bist du schon lange in Genua?"

„Drei Tage."

„Schon, und kommst erst heute zum Treffpunkt?"

„Wie du siehst."

„Kannst du mir mit einem Soldo aushelfen?"

„Boris, ich habe in Mailand für dich bezahlt, ich habe mir jeden Soldo in der Fabrik durch Arbeit verdienen müssen. Das Geld, das ich noch habe, brauche ich selber."

„Wie du meinst ... Warum kommst du aber auf den Treffpunkt, wenn du mit uns nichts zu tun haben willst?"

„Das habe ich nicht gesagt. Ich erwarte einen bestimmten Mann hier."

„Ach so, ich weiß, den Heiland ... Da lauft ihr jungen Burschen über die Alpen, um den Kundenkönig zu sehen. An mir geht ihr vorbei. Nun, das wird sich bald ändern ... Was findet ihr an dem Alten? Ihr denkt, weil der ein Dichter ist?"

„Ein Dichter?"

„Das wußteſt du nicht? Willſt die Ausſprüche von ihm hören? Bedeutende Worte, wie?"

Boris ſtrich ſich eine Locke aus der Stirn, warf ſich in die Bruſt und deklamierte wie ein ſchlechter Schauſpieler, der glaubt, ein guter zu ſein.

„Alſo: ‚Jede Menſchenſeele iſt eine Majeſtät und will danach behandelt werden!' Verfaſſer: Kaſpar Fronsbeck ... Wie gefällt dir das?"

„Es gefällt mir gut."

„So? Noch was aus der Seelenapotheke gefällig? Vielleicht etwas gegen den Weltſchmerz oder gegen die unglückliche Liebe?"

„Noch etwas!"

„Schön, höre zu", ſagte Boris, „es beginnt: ‚Aus Angſt vor dem Tode hat ſich der Menſch die Unſterblichkeit erdacht!' Das iſt doch tief und genial, wie? Das geht einfach an die Nieren, ja? Aber – was macht der Menſch, wenn er geſtorben iſt, mit der Unſterblichkeit? Er liegt im Grabe und ... Ach was, geh ſchon zu deinem Heiland, zu dieſem Dichter und Schwindler!"

„Wieſo Schwindler?"

Ludwig ſchien ſeine Erfahrungen, die er mit Boris in Mailand gemacht hatte, vergeſſen zu haben. Er zündete ſich eine Zigarette an und reichte dem anderen die Schachtel, damit er ſich bediene. Boris griff zu, rauchte und ſagte:

„Er läßt ſich König nennen, und da ein König doch regiert, arbeiten in dieſem Falle andere für ihn! Er läßt ſich von den alten Kunden Geld zu-

ſtecken. Außerdem hat er begüterte Freunde in Rom und Florenz, die Seiner Majeſtät Menſchenſeele ab und zu hundert Lire opfern."

„Hundert Lire?"

„Sicher, manchmal noch mehr. Warum? Nun, er verſteht es, ſich als Dichter auszugeben. Er ſchreibt auch Bücher, und die ſind, bei dem und jenem, einmalig!"

Boris wußte, warum er ſich heute von einer anderen Seite zeigte. Er wollte Ludwig vertrauensvoll machen. Um das Geld, das dieſer bei ſich trug, war es ihm zu tun. Außerdem wollte er ſich für das vergebliche Warten in Mailand rächen.

„Fronsbeck ſchreibt Bücher?"

„Ja, Tagebücher, die er mit ſich herumträgt wie ein junges Fräulein ihre Unſchuld ... Da fällt mir gerade ein neues Sprüchlein aus den Geſammelten Werken Seiner Majeſtät Menſchenſeele ein. Willſt du es hören?"

Ludwig nickte und der andere verzog ſeinen Mund und ſagte einen Vierzeiler auf. Dann lachte er und ſpottete:

„Da iſt doch Friedrich Schiller ein Waiſenknabe dagegen, wie? Da kann doch noch ein Goethe etwas lernen, ja?"

Die Worte, die wie beſudelt aus Boris Munde gekommen waren, hatten Ludwig eigentümlich berührt. Ja, die menſchliche Seele iſt eine Majeſtät, oft eine mit Hermelin und Krone, dann ein andermal eine in der Verbannung. Auch in den letzten

vier Zeilen war das Bruchstück irgendeiner klagenden Musik gewesen. Es gab gewiß viele Dichter, von denen Größeres gesprochen werden konnte, aber die waren doch anerkannt und wurzelten in ihrem Volke. Fronsbeck dagegen lebte als Ausgestoßener unter den Ausgestoßenen. Gab er sich als verloren auf? Nein, er versuchte, sich und den anderen zu helfen, und wenn es auch nur durch gereimte Botschaften aus einer verlorenen Welt war.

Inzwischen waren zwei neue Tippelbrüder angekommen, der eine war der angebliche Glasbläser aus Mailand, der in Ceylon gewesen sein wollte, der andere ein kleiner Mann mit vergnügtem Gesicht und übermäßig langen Armen, der Seefahrer Emil, der Ludwig von dem Maler und dem Mädchen erzählt hatte.

„Servus Emil", begrüßte Boris den Matrosen. „Wenn du nüchtern bist, habe ich mit dir zu reden. Ich brauche ganz dringend eine Lira."

„Wenn ich ganz nüchtern wäre, bekämst du nichts, Boris, doch da ich es nicht bin, sollst du eine haben!" entgegnete lachend Emil. Dann langte er in die Tasche und gab die gewünschte Münze. „Trink auf mein Wohl", sagte er, „du schöner Mann aus Galizien!"

Boris nahm das Geld. Sein Gesicht war steinern geworden, seine mandelförmig geschnittenen Augen unter den hohen Backenknochen glitzerten wie die Glasknöpfe an seiner Weste. Er schien sich

nur mit großer Mühe zu beherrschen, es sah aus, als wolle er sich auf den Spötter stürzen. Plötzlich aber lachte er, warf das Silber in die Luft, fing es wie ein geschickter Taschenspieler auf und betrachtete es eine Weile, bis er es in der schwarzen Weste versenkte.

„Ich könnte auch eine Lire gebrauchen, verstehste", wandte sich der Glasbläser an den freigebigen Seemann. „Nur eine einzige!"

„Keinen Soldo! Fahre doch, wenn du kein Geld hast, wieder zur See! Nimm dir ein christliches Schiff und bleibe in Ceylon, du alter Weichselschiffer aus Polen!"

Emil kannte Ceylon. Übrigens hatte er schon in der ersten Stunde herausbekommen, daß der andere die Insel gar nicht kannte. Der mit der eingebeulten Stirn und Ceylon! Dieser Lügner und Betrüger, den er haßte, weil der dem Meere zutrauen wollte, eine so erbärmliche Kreatur wie ihn auf ihrem breiten geduldigen Rücken zu tragen.

Ludwig hatte begeistert zugehört. Ja, so wie Emil mußte man diesem Burschen begegnen: Boris an das ferne Galizien erinnern, aus dem er einmal aufgetaucht war, um hier die Landstraße unsicher zu machen und Verstehste in das Nichts zurückstoßen, aus dem er gekommen war und wie ein Schatten an den Fersen von Boris hing.

Unterdessen hatten sich neue Tippelbrüder eingefunden, die es sich auf den Bänken bequem machten oder am Eisengeländer lehnten und nach

dem Hafen blickten, der seinen Rauch über die Piazza schickte. Ab und zu wehte ein leichter Windstoß dazwischen, der nach Salz, Jod, Teer und Fischen schmeckte. Um die Silos, in denen das Getreide aufbewahrt wurde, flatterten die Tauben, die namenlosen Geschwister ihrer berühmten Artgenossen aus Venedig. Und endlich erschien der Mann, auf den alle gewartet hatten, Kaspar Fronsbeck, der Kundenkönig, der Heiland.

„Servus! Servus!" erklang es laut, und viele Hände streckten sich dem Alten entgegen, der auf einer Bank unweit der Palme Platz nahm. Ungefähr ein Dutzend Tippelbrüder hatten sich eingefunden. Sie drängten sich um Fronsbeck, der neben sich ein verschnürtes Bündel legte, das seine Tagebücher enthielt. Wie besitzergreifend ließ er seine rechte Hand darauf ruhen, während die linke die Antworten unterstützte, die er auf die vielen Fragen erteilte, die ihm gestellt wurden.

Ludwig betrachtete diesen Mann genau. Er war etwas über fünfzig Jahre alt und hatte ein klares Gesicht, das an mittelalterliche Holzschnitte erinnerte. Durch sein braunes gewelltes Haar zogen sich die ersten weißen Fäden. Unter einer hohen, gewölbten Stirn lagen große, graue Augen, die sich in der Erregung zusammenziehen konnten. Die Nase war schmal, Mund und Kinn, von einem verwilderten Bart bedeckt, konnte man nicht erkennen. Die Zähne waren gesund und von einem blendenden Weiß.

Das alſo war der Heiland, von dem ſo viel geſprochen wurde und der auch Marianne als eine ſo wichtige Perſönlichkeit erſchien, daß ſie ihn unbedingt ſprechen wollte. Ludwig trat einen Schritt näher.

„Nein", ſagte Fronsbeck eben zu einem kleinen Männchen, aus deſſen gerötetem Geſicht eine unförmige Naſe ſprang, die an den Karneval erinnerte und wie eine kleine Verkleidung wirkte. „Nein, das würde ich auf keinen Fall tun. Wenn du dich hier nicht mehr halten kannſt, gehe nach dem Süden. Bleibe aber nicht in Rom, dieſe Stadt iſt nichts für einen Menſchen wie dich. Neapel paßt beſſer zu dir, oder Palermo. Ja, Sizilien wäre das richtige für dich. Was dir fehlt, iſt Ruhe und Vergeſſen."

„Meinſt du?"

„Beſtimmt!"

„Gut, dann will ichs verſuchen. Morgen gehe ich los. Nach Sizilien."

Keiner der Umſtehenden machte ſich Gedanken darüber, weshalb der kleine, kümmerliche Mann, der wie ein davongelaufener Angeſtellter wirkte, wohl Ruhe und Vergeſſen brauchte. Sie hatten ſelber genug mit ſich zu tun, dann brauchten ſie ebenfalls Ruhe, dieſe Ruheloſen.

Aus dem Hintergrund drängte ſich ein junger Burſche vor, ein halbes Kind noch mit einem unfertigen Geſicht. Er trat vor die Bank und fragte hilflos:

„Was ſoll ich tun? Auch nach Sizilien? Haſt du dir alles überlegt, Heiland?"

Er ſagte das letzte Wort ohne eine Spur von Ironie oder Spott. Für ihn war der Mann in dem alten grünen verſchoſſenen Wintermantel und den billigen Tuchſchuhen an den Füßen eben der Heiland, der ihm helfen ſollte.

„Ich bleibe bei dem, was ich dir ſchon geſtern ſagte, Bernhard", erwiderte Fronsbeck. „Sizilien iſt nichts für dich. Habe keine Angſt, ſie werden dir nicht den Kopf abbeißen. Ein junger Menſch macht ab und zu Dummheiten. Am beſten iſt es, du gehſt zum Konſul, erzählſt ihm alles und bitteſt ihn, daß er dich nach Hauſe ſchickt. Hier iſt eine Lira für dich."

Eine Weile blieb der junge Burſche ſtehen, biß ſich auf die Lippe, blickte nach dem Hafen hinunter und dann auf die Berge. Die Entſcheidung fiel ihm ſchwer, das konnte Ludwig ſehen. Weshalb war er von zu Hauſe durchgebrannt? Was für eine Dummheit hatte er gemacht? Plötzlich lief Bernhard, als habe er Flügel an den Füßen, gruß-los davon und wurde nicht mehr in Genua geſehen.

Noch einige Tippelbrüder kamen zu Fronsbeck, und zu allen war er von gleichbleibender Freundlichkeit. Geduldig lauſchte er ihren Erklärungen und verworrenen Reden, die Ludwig nur zur Hälfte verſtand, denn ſie bedienten ſich der Kundenſprache, und immer traf er eine Entſcheidung.

Manchmal half er mit Geld aus, ein andermal schlichtete er eine Streitigkeit, zum dritten schrieb er Hilfesuchenden einige Adressen auf. Seine Worte waren Gesetz wie die eines Königs, der ohne Minister und Parlament regiert. Meistens kleidete er seine Entscheidungen in Ratschläge ein.

Allmählich lichtete sich der Platz um ihn.

Die Sonne bemühte sich, die Rauchschleier über dem Hafen zu durchdringen. Es gelang ihr nicht. Nun schob Emil Ludwig vor, trat neben ihn und sagte mit einer komischen Verbeugung:

„Das hier ist mein Freund, der dich gerne kennen lernen möchte, Heiland. Er kommt aus Milano."

Ludwig war ärgerlich auf Emil, denn er war erwachsen genug, sich selber mit dem merkwürdigen Mann bekannt zu machen. Der Alte richtete seine großen Augen forschend empor und fragte mit freundlicher Stimme:

„Hast du dir in Mailand auch die Weinkirche angesehen?"

„Die Weinkirche? Nein."

„Da hast du was verpaßt. Unweit des Domes hat man aus einer Kirche eine Kneipe gemacht. Siehst du, das ist unsere Zeit!"

„Gott sei Dank, denn sie hat Gott abgeschafft, wie ihn eine andere Zeit erfunden hat, und jetzt schwebt der Heilige Weingeist über den Wassern!" warf Boris plötzlich dazwischen. „Ich bin erschüttert! Meine unsterbliche Seele heult förmlich vor Mitleid! Man reiche mir ein Taschentuch!"

Fronsbeck sah Boris mit vor Erregung kleinen Augen forschend an, etwa so, wie ein Arzt einen unheilbaren Kranken betrachtet. Boris jedoch hielt den Blick gelassen aus. Nur um seinen Mund zuckte es.

„Was weißt du von Gott, Boris?" fragte Fronsbeck mit geduldiger Stimme. „Was weißt du überhaupt von der Seele? Was hast du erhabener Geist mit uns gewöhnlichen Menschen zu tun? Weinen könnte ich über dich, weinen!"

Er wandte sich wieder Ludwig zu, der dem Wortwechsel wie einem geheimnisvollen Duell gefolgt war, und nickte ihm väterlich zu. Freundlich, als gäbe es überhaupt keinen Boris, der ihn entthronen wollte, sagte er:

„Als ich noch so alt war wie du, hieß ich Kaspar Fronsbeck. Das bedeutet einen Mann, der früher im Frondienst backen mußte. Viel, sehr viel hat sich seitdem geändert, nur die Menschen nicht. Auch jetzt noch backe ich meine Erfahrungen zu kleinen Kuchen, zu geistigen, denn der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Es sei denn, er sei so vollkommen wie Boris!"

Ludwig nickte. Nein, der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er selber hatte in Ulm eine gute Arbeit, die ihm genügend Brot verschaffte, aufgegeben, um über die Berge zu wandern und ein teures Grab aufzusuchen. Und Marianne war auch in die Welt gegangen, obwohl sie daheim genug zu essen hatte.

„Eines Tages hielt ichs in der Heimat nicht mehr aus", begann Fronsbeck von neuem. „Da ging ich auf die Wanderschaft und bin nun fünfundzwanzig Jahre unterwegs. Davon siebzehn Jahre in Italien. Ich kenne kein Land, das gastfreundlicher wäre wie dieses. Aber der Krieg hat auch Italien verändert, das spüren wir letzten Zigeuner am deutlichsten. Aber gefährlich ist das Land, wen es einmal gepackt hat, den läßt es nicht wieder los."

Er schwieg eine Weile und verfolgte mit großen, grauen Augen die schwärmenden Tauben, die am Himmel dahinflogen und mit ihren weißen Schwingen eine geheimnisvolle Botschaft auf den blauen Grund zu schreiben schienen.

„Landsmann", wandte er sich plötzlich an Emil, „Landsmann, es wäre viel besser für dich, wenn du bald ein Schiff finden würdest. Oder hast du für immer abgemustert? Nun, auch das könnte ich verstehen, obwohl ich kein Wassermensch bin wie du, sondern ein Wanderer."

Der Seemann schwieg verlegen.

„Ich nehme schon ein Schiff", sagte er endlich, „ich wollte dir aber erst meinen Freund vorstellen, er ist ein Dichter."

Ludwig errötete. Wie kam Emil dazu, das Geheimnis zu verraten? In einer Stunde beim Wein hatte er dem Seemann einige Gedichte vorgelesen, die er auf der Wanderschaft geschrieben hatte, kleine ergriffene Verse und Stammeleien.

„Ein Dichter? Was haſt du geſchrieben? Liebesgedichte, ja?“ fragte Fronsbeck.

Die anderen lauſchten. Noch ein Dichter wie der Alte auf der Bank? Einige unter ihnen waren wie Kinder, die im Gleichnis die Welt entdecken und im Gedicht ein Himmelreich. Die Ehrfurcht vor dem gereimten Wort machte ſie ſtumm.

„Ja, ein Dichter!“ rief Emil. „Obwohl er kein Gedicht auf meine Schweſter machen will, die nächſte Woche Geburtstag hat!“

Boris lachte laut auf. Dieſes Lachen machte Ludwig wütend. Aber dann dachte er daran, wie dieſer Menſch über die Verſe von Fronsbeck geſpottet hatte, und er wurde ruhiger. Wie kann ein Menſch, der die Seele leugnet, etwas für Gedichte übrig haben? Da war ihm Emil, der ein Geburtstagsgedicht beſtellte, obwohl ſeine, Ludwigs, Verſe für die Ewigkeit beſtimmt waren, ſchon lieber. Natürlich ſollte ſie Fronsbeck kennenlernen. Deshalb reichte er ihm einige ſchon in Ulm gedruckte Gedichte hinüber und tat gleichgültig, obwohl er beinahe vor Stolz innerlich verbrannte.

Der Alte vertiefte ſich in die Verſe, die anderen warteten ſeine Entſcheidung ab. Für ſie wurde Ludwig erſt ein Dichter, wenn er vom Heiland beſtätigt wurde. Endlich hob der den Kopf. Dabei ſagte er mit leiſer Stimme:

„Nicht ſchlecht. Am beſten hat mir das Gedicht über die jungen Pferde gefallen. Man hört darin die noch unbeſchlagenen Hufe ſtampfen.“ Als ein

Mann lachte, erklärte er geduldig: „Das ist doch kein Anlaß zur Heiterkeit! In den Gedichten sind viele Wunder und Möglichkeiten! Habt ihr noch niemals auf den Landstraßen in der Nacht Musik gehört, die so rein und fein klingt, daß man meint, sie müsse aus den Sternen kommen? Als wäre sie Gesang der Engel? Fragt Boris, ob es so was gibt, denn er hat sicherlich schon den Teufel lachen hören!"

Ludwig freute sich über die Anerkennung seiner Verse. Boris antwortete nichts auf den Angriff des Alten. Er kicherte nur, und das klang so schrill, daß Ludwig zusammenfuhr.

„Musik in der Nacht? Doch, das habe ich, wenn ich vor dem Mast Wache hatte, manchmal gehört", sagte Emil.

Die meisten Tippelbrüder, denen das Gespräch zu hoch war und deren Angelegenheiten erledigt waren, verließen den Treffpunkt. Boris blieb neben Ludwig und Emil stehen. Verstehste war verschwunden, ein junger Bursche lehnte sich gleichgültig an den Stamm einer Palme. Fronsbeck nahm das Bündel, schnürte es mit gelenkigen Fingern auf, entnahm ihm ein schwarz eingebundenes Heft, blätterte lange darin und fragte verlegen:

„Soll ich was vorlesen?"

„Bitte", sagte Ludwig.

Der Alte räusperte sich und begann. Er las seine Verse und Sprüche nicht gut vor, doch man hörte unter dem Schutt unmöglicher Worte und unter den

Trümmern falſcher Bilder trotzdem die Quellen der Dichtung ſtrömen. Ludwig hatte in den letzten Tagen das Leben der Tiefe beobachten können und ein wenig von den Spielregeln der Unterwelt begriffen. Ihm war jetzt, als lerne er die Sehnſucht eines Abgrundes kennen, in dem der Schatten von hohen, ſonnenbeſtrahlenen Gipfeln fällt. Oder – war es nur die Sehnſucht eines alten Mannes, der ſich hier ſelber unglücklich fühlte und dennoch mit Anſtand und Würde ſein Schickſal trug?

„Wir haben Augen und ſehen alles, aber man ſieht uns nicht, wir haben Ohren und hören alles, aber man hört uns nicht!" Mit dieſen Worten ſchloß Fronsbeck ſeine Vorleſung. Als er das Buch beiſeite legte, ſtand in ſeinen Augen ein träumeriſcher Glanz.

Der junge Menſch an der Palme war inzwiſchen gelangweilt verſchwunden. Auch Boris war plötzlich nicht mehr da. Keiner hatte ihn gehen ſehen. Emil ſchlenkerte mit den langen Armen, dabei rief er begeiſtert aus:

„Deine Verſe gehen wirklich an die Nieren! Wir haben Ohren und hören alles . . ."

„Halt! Wir haben Augen und ſehen nichts, wir haben Ohren und hören nichts!" unterbrach ihn Fronsbeck mit lauter Stimme. Er ſchob das Buch weit von ſich, ſtand auf und ſagte zögernd: „Ludwig, der Boris hat dir vorhin die Brieftaſche aus der Jacke geſchnitten. Ich hätte dich vor ihm warnen

müſſen. Die Arbeit mit dem Meſſer iſt eine Spezialität von dem Burſchen."

„Wie? Was? Mit dem Meſſer? So ein Schuft!" brüllte Emil, als ſei ihm dieſes Unglück zugeſtoßen. „So ein Schuft!"

Boris wußte genau, weshalb er ſich bei der Vorleſung dicht an Ludwig gehalten hatte. Ihm war es um deſſen Geld zu tun. Außerdem hatte der junge Kerl ihn in Mailand verſetzt und belogen. Auch auf Fronsbeck war er wütend, weil ihn dieſer vor allen anderen lächerlich gemacht hatte. Und da wollte er vor den Augen des Heilands beweiſen, wer er eigentlich war, er, Boris, der kommende Führer der Vagabunden! Da er an Ludwigs Bruſtbeutel nicht heran konnte, ſchnitt er ihm mit dem Meſſer kunſtgerecht die Brieftaſche aus dem Rock. Und jetzt war er längſt verſchwunden.

Emil konnte ſich immer noch nicht beruhigen. Seine Hände, die ihm beinahe bis an die Knie hingen, ſtreckte er als Fäuſte hoch über den Kopf und ſchwor furchtbare Rache.

„Und ſo einem Gauner habe ich eine Lire gegeben", tobte er, „ein Kinnhaken wäre beſſer geweſen."

„Rege dich nicht auf, Emil", ſagte Ludwig. „Was hat er denn von mir geerbt? Eine Invalidenkarte und zwei Gedichte. Er wird Augen machen, wenn er ſeine Beute ſieht! Die Jacke iſt ſchnell geflickt, das iſt wie eine Narbe, die mich immer an dieſe Stunde erinnert . . . Warum",

wandte er ſich an Fronsbeck, „duldet ihr denn einen Teufel wie Boris unter euch?“

„Weil wir ſelber nur geduldet ſind, Ludwig! Es gibt zweierlei Menſchen unter uns“, erklärte der Alte mit bedächtiger Stimme, „die einen ſind in die Fremde gezogen, weil ſie mußten, weil ſie eine Stimme über den Bergen hörten, weil ſie nicht zufrieden waren mit dem bißchen Eſſen, das ſie bei der Arbeit verdienten und Sehnſucht nach den großen Dingen der Welt hatten. Die anderen gingen ebenfalls, weil ſie mußten, auf die Landſtraßen, ſie waren mit dem Geſetz in Konflikt gekommen. Die einen ſuchen, die anderen werden geſucht, Ludwig, das iſt der ganze Unterſchied ... Bei den dritten, und das ſind nicht die ſchlechteſten, iſt die Unruhe der Zeit in ihnen, ſie wollen ſich auf eine einſame Inſel retten und glauben, ſie auf der Landſtraße zu finden. Helf er ſich!

Hier, mein Lieber, auf den Landſtraßen, lernſt du das Leben erſt richtig kennen und die Menſchen ebenfalls. So, wie ſie ſind und nicht wie ſie ſein ſollen. Es wimmelt von Merkwürdigkeiten hier in den Städten. Vielleicht wirſt du auf deiner Wanderſchaft einen gewiſſen Reinhard treffen. Der kommt den dritten Winter nach Italien und meint, man wolle ihn vergiften. Ich aber glaube, er ſpielt uns nur Theater vor. Warum? Seine Sache, ich weiß es nicht. Du wirſt wahrſcheinlich auch Carlos kennenlernen, der iſt mit Vorſicht zu genießen! Alſo die Augen auf! Studiere Boris und Ver-

ſtehſte, Emil, mich und vor allen Dingen dich ſelber. Da wirſt du die ſeltſamſten Dinge erleben können.

Boris will, daß man ihn fürchtet, daß man von ihm ſpricht. Er iſt eiferſüchtig darüber, daß ich der Kundenkönig bin und nicht er. Er will die Macht haben, der Narr, weil er denkt, da würden ihn die anderen auch lieben. Ich befürchte, er würde ſogar einen Mord begehen, um berühmt zu werden. Was würde ihm das ſchon ausmachen? Nicht mehr, als eine Laus zerknicken. Sieht wie ein Götterjüngling aus, wie ihn ſich die alten Griechen vorgeſtellt haben, und iſt ein kalter, grauſamer Teufel. Obwohl er ausgezeichnet Deutſch ſpricht, iſt er kein Landsmann. Wer weiß, aus was für einem öſtlichen Winkel er entſprungen iſt."

„Aus Galizien, wir hatten mal einen Heizer auf dem Schiff, der genau ſo ſprach wie Boris", ſagte Emil. „Verſtehſte kommt auch von dort her. Deshalb halten die beiden zuſammen."

„Du kannſt recht haben", erwiderte Fronsbeck, „aber was bleibt, wenn man alles genau kennt und weiß? Das bleibt", ſagte er und griff nach dem Buch, das er wieder in das Bündel verſchnürte: „Traumſchutt! Wir haben die Welt nicht gemacht, wir, mein Lieber, können ſie auch nicht ändern. Da müſſen ſchon andere Leute kommen."

Vom Hafen her, deſſen Waſſer ſich unter der Ölhaut hob und ſenkte, kam der Sirenenſchrei eines ausfahrenden Dampfers. Dazwiſchen tuteten die Schlepper.

„Ja, ſo iſt es", fügte Fronsbeck bedächtig hinzu und wiederholte: „Da müſſen ſchon andere Leute kommen ... Und jetzt muß ich gehen, um fünf Uhr treffe ich mich mit dem Profeſſor. Um ſieben bin ich wieder hier."

„Einen Augenblick", hielt ihn Ludwig zurück. „Ein Fräulein will dich ſprechen, eine junge Dame, die — — — Freundin von dem Maler, dem Caſanova. Sie ſagte, es ſei dringend. Darf ich ſie um ſieben Uhr zu dir bringen?"

„Auch das noch", ſagte er ſeufzend, „was ſoll ich alter Mann einer jungen Dame erzählen können? Da ſie aber meint, es ſei dringend, bringe ſie ruhig mit. Auf Wiederſehen! Servus!"

Er winkte mit der Hand und entfernte ſich mit den wiegenden Schritten eines Mannes, der viel gewandert iſt über die Berge und Landſtraßen und über die ſteinbelegten Plätze der großen Städte. Ludwig und Emil ſahen ihm lange nach.

Da ging er nun dahin, dieſer merkwürdige Menſch, dieſer Ratgeber und Dichter, dieſer Vagabundenkönig, der mit einem Profeſſor eine Verabredung hatte und der ſeine eigene Unruhe in den Herzen der beiden jungen Menſchen zurückließ. Ludwig und Emil blickten ſich an und verſprachen einander, die Worte Fronsbecks zu befolgen, die Menſchen auf den Landſtraßen zu ſtudieren, ihre Leiden und Leidenſchaften, wie ſie ſich ſelber beobachten und prüfen wollten.

„Ich weiß es ganz genau, Emil", hörte ſich Ludwig zu ſeiner größten Verwunderung ſprechen, „es kommt einmal der Tag, wo man auch mich erwähnt, wenn von Boris die Rede iſt. Auf unſer nächſtes Zuſammentreffen freue ich mich. Er wird dabei nichts zu lachen haben, nein!"

War er das, der dieſe Rede gehalten hatte? Wollte er von Genua aus nicht nach Venedig und an die Piave? Was hatte er mit Boris zu tun? Fronsbeck war bereit, mit Marianne zu ſprechen, dann hielt ihn doch nichts mehr in der Stadt.

„Ich weiß, daß Boris nach Rom geht", fiel Emil ein, „ich hatte mir zwar vorgenommen, ſobald als möglich ein Schiff zu nehmen, aber ich muß dabei ſein, wenn mit dem Schuft abgerechnet wird. Ich gehe mit dir nach Rom!"

Rom! Viele Male war Ludwig auf der Reiſe dieſes Wort entgegengekommen wie eine goldene Kugel, auf der eine Göttin tanzte. Sollte er wirklich einen zweiten Umweg machen wie den erſten, aber diesmal einen größeren, um ſeinem Vater von dem Lande zu berichten, in deſſen Erde er für immer ſchlief?

Emil hatte ſich inzwiſchen Ludwigs Jacke bemächtigt, Nadel und Zwirn hervorgebracht und nähte trotz der großen plumpen Hände geſchickt wie eine Frau. Dabei knurrte er:

„So ein Kerl! Mit dem Meſſer arbeiten! Übrigens habe ich damals, als ich vier Wochen in Japan war, einen Griff gelernt, mit dem man den ſtärk-

ſten Mann im Nu auf die Naſe wirft. Auch ſo einen feinen Burſchen mit dem Meſſer! Wir wollen gute Kameraden ſein, Ludwig, auch wenn du das Gedicht für meine Schweſter nicht ſchreiben willſt, ja? Mit dem Meſſer arbeiten! Das iſt doch gegen die Spielregeln!" ſchloß er, biß den Faden ab und reichte die Jacke Ludwig. „Alſo, wir tippeln zuſammen nach Rom!"

„Ja!" rief Ludwig entſchloſſen aus. „Wir gehen zuſammen nach Rom! Und wie iſt es mit den Spielregeln? Das Leben iſt Kampf? Und da ſind doch alle Regeln erlaubt? Wer nun darüber klagt, daß er verloren hat, der hat entweder gar nicht verloren, und ſein Gejammer iſt nur ein Schachzug. Oder — er kennt einfach die Regeln des Spieles nicht ſo gut wie ſein Gegner!"

„So iſt das alſo?" meinte der Seemann nachdenklich.

„Natürlich, wenn das Leben Kampf iſt!"

„Du haſt recht. Und da fällt mir gerade zur rechten Zeit der japaniſche Griff ein", ſagte Emil und lachte.

„Wie iſt dieſer Griff?"

„So iſt er!" erwiderte der Seemann, packte blitzſchnell zu, und ſchon lag Ludwig am Boden.

„Verflucht, das iſt viel beſſer als das Meſſer!" rief Ludwig, während er ſich erhob, um ſich in die japaniſchen Geheimniſſe einführen zu laſſen. „Da ſoll uns in Rom nur Boris über den Weg laufen!"

„Deshalb üben wir ja die Griffe!" entgegnete lachend der andere, um dann einen kleinen Unterricht in Jiu-Jitsu zu geben. Ludwig war ein gelehriger Schüler, es dauerte wirklich nicht lange, da lag zu seiner größten Verwunderung Emil auf der Erde.

Immer noch rasselte unten der Hafen. Schwarz wie die Teufel kamen einige Kohlentrimmer, in deren dunklen Gesichtern die weißen Augäpfel rollten, über den kleinen Platz. Immer noch klirrten die Ketten und Ladebühnen, immer noch heulten die großen und tuteten die kleinen Schiffe. Vom fernen, makellos blauen Meere kam ein leichter Wind und lief nach den Bergen.

Ludwig und Emil trieben das Spiel mit dem japanischen Griff so lange, bis zwei Karabinieri mit Dreimastern und komischen Fräcken anstolziert kamen und zur eiligen Flucht zwangen. Sie liefen nach dem Seemannsheim. Unterwegs erzählte Emil, daß es ihm möglich wäre, eine ganz billige Passage auf einem Frachtschiff nach Neapel zu belegen und daß sie trotz des Umweges noch zur rechten Zeit nach Rom kämen, um dort Boris in den Tiber zu werfen. Da sich Ludwig entschlossen hatte, noch mehr von Italien zu sehen als bisher, ging er auf den Vorschlag des Seemanns ein.

4. Der Leuchtturm

Es gab für Marianne eine Zeit, da war ſie dem Waſſer verfallen wie eine Nixe. Jeden Tag ging ſie in aller Frühe nach der Elbe, hörte den Lerchenjubel über den ſommerlichen Wieſen, das pauſenloſe Konzert der Fröſche und das unermüdliche Rufen des Kuckucks aus den Bergwäldern. Wie Gold und Silber war der Fluß in dieſen Morgenſtunden, rotes Feuer ſchien auf den blauen Wellen zu ſchwimmen und in ſchnellen Strudeln zu erlöſchen. Jede freie Stunde gehörte dem Waſſer, wie ſie ihm gehörte und die Fluten mit ſtarken Armen teilte.

Aber auch der Winter hatte ſeine Freuden. Wenn im Herbſt die grauen Nebel ſtiegen und die Weiden und Erlen die dünnen Äſte wie hilfeſuchend emporſtreckten, wenn in einem bleigrauen Himmel, der ſchwer von fallendem Schnee war, die Krähen in breiten Schwärmen flogen, um ihre Schlafbäume aufzuſuchen, wenn der Sturm in den dunklen Nadelholzwäldern rauſchte, daß ſie weithin muſizierten wie eine urweltliche Orgel, wenn im frühen November in den Gärten die letzte Roſe verblühte und auf dem Strom ſich der letzte weiße Dampfer talabwärts nach dem Hafen ſchau-

felte – war das nicht ebenso schön und bedeutungsvoll wie im Frühling und im Sommer?

Plötzlich über Nacht kam der Winter und brachte Eis und Schnee. An die Fenster ihres Hauses, an denen die angeblich tote Natur zauberhafte Eisblumen blühend machte und ihr die Planung der Pflanzen und Blumen in der Materie zeigte, – an die vereisten Fenster kamen die Meisen, die Finken, die Sperlinge und die scheuen Amseln, die in der kalten Heimat unter dem nordischen Himmel geblieben waren und bei den Menschen ihr Futter suchten. Schön war es, durch ein durch warmen Atemhauch aufgetautes Loch die Vögel zu beobachten oder nach dem dunklen Strome zu blicken, auf dem die ersten Eisschollen wirbelten.

Marianne, die vor wenigen Minuten aus dem Hotel, in das sie das venezianische Aquarell geschafft hatte, gekommen war und nun auf Ludwig wartete, erinnerte sich des Stromes ihrer Heimat. Zaghaft zogen im Winter die ersten Schollen dahin, die silbernen Sendboten der sich drängenden und wirbelnden, in der Mitte schnell, an den Ufern langsam dahintreibenden Brüder und Schwestern, Treibeis aus Böhmen, wo über Nacht der junge Strom unter dem Zauberspruch eines strengen Frostes erstarrte und zufror.

Manchmal überspannte auch bei Pillnitz das grünliche Eis das sonst wie ewig dahinschießende Wasser, das von den Bergen kam und nach dem Meere mußte wie ein Kind zu seiner Mutter. Kälte

strömte aus den schwarzen Wellen, Nebel hing über den verschneiten Wiesen. Es war, als hätte einer seine Hand erhoben, ein Verkehrsschutzmann der Schöpfung, der für das fließende Wasser verantwortlich ist. Das Rauschen und Treiben, das leise Dröhnen und Knirschen verstummte, die Ruhe der Nacht breitete sich über dem Strome aus.

Da lag und ruhte er nun, der wilde Draufgänger des Frühlings, der besonnene Held des Sommers, der heitere des Herbstes, von Eis überspannt. Aber im Februar gab es schon Tage, die nach blauen Veilchen dufteten. Die Wiesen begrünten sich. Es war zuerst nur ein Anhauch von Grün wie das Leuchten vor dem eigentlichen Lächeln auf dem Gesicht eines geliebten Menschen. Und dann stieg die Sonne höher und höher, am Morgen ganz rot wie nackt und blutend und ohne Haut, eine junge wilde und kühne Sonne war es, ein Feuerball noch und lange nicht so voll, rund und golden wie das Flammenrad des Sommers.

In den Bergen schmolzen die Schneefelder. Die kleinen Gewässer besannen sich auf ihre Vergangenheit, sie schwollen an und wurden groß und mächtig. Von überall aus der Höhe schossen sie ins Tal. Die Berge schienen weich wie Schwämme zu werden, sie wurden von einer unbekannten Gewalt in die Fäuste genommen und gepreßt, bis sie unzählige Quellen sprudeln ließen. Die Zeit des Hochwassers kam.

Da war es aus mit der Lieblichkeit des Frühlings und aus mit der sommerlichen Lustbarkeit der Elbe. Groß und drohend wurde sie, gefährlich, landhungrig, menschenfressend! Mit weiten gelben und schmatzenden Umarmungen griff sie über die Wiesen und Felder nach den Gehöften, brach in die Stallungen, in die Keller und Wohnungen ein und ließ im Blute der von der Überschwemmung Betroffenen die Ahnungen an die großen Fluten entstehen, an die Meereseinbrüche, an die Eiszeiten, an die Urweltkatastrophen. Schließlich verzog sich das Wasser, nachdem es nur gedroht und die Wiesen und Felder mit Fruchtbarkeit gesegnet hatte . . . Fahnengeschmückt schaufelten sich die weißen Dampfer wieder stromaufwärts, silbern und blau war wieder das schwarze Wasser geworden, grün und blühend die Wiesen. Die Lerchen sangen über den Ufern, das pausenlose Konzert der Frösche war zu hören.

Und dies alles hatte Marianne verlassen, dies alles und noch viel mehr: die rauschenden Wälder, das gesicherte Haus des Vaters, die kleinen Freuden der Stadtbesuche, die ahnungslosen Freundinnen. Und was hatte sie dafür eingetauscht? Sie wollte gar nicht daran denken. Doch, sie dachte daran, aber nicht an Karl-Otto, sondern an den Holländer, von dem sie eben gekommen war. Auch an Ludwig dachte sie, der sie zu Kaspar Fronsbeck bringen sollte.

Sie atmete erleichtert auf, als sie Ludwig kommen sah, stand auf, begrüßte ihn herzlich und hängte sich in seinen Arm. Ludwig war glücklich. Von seiner geplanten Reise nach Neapel erzählte er nichts. Nach dem Besuch bei dem Holländer wagte er nicht zu fragen. Er wollte nicht mehr, als Arm in Arm mit Marianne durch die Straßen zu gehen und ihr helfen. Bald erreichten sie den Treffpunkt. Fronsbeck war noch nicht erschienen. Sie nahmen auf einer Bank Platz und blickten schweigend nach dem verdunkelten Hafen, in dem die Signallampen der ruhenden Schiffe wie bunte, einsame Blumen blühten. Manchmal schaukelten sie im leichten Wellengange auf und ab, und jene am Mast rückten den Sternen nahe und waren still und feierlich wie die Sterne selber. Der Lärm eines in den Bahnhof einrollenden Schnellzuges vermischte sich mit dem fernen, leisen Brandungsdonner der Steilküste.

Marianne erschauerte. Wie fremd war ihr plötzlich diese Stadt, wie unbegreiflich der dunkle Hafen und die einsamen Lichter an den Masten. Als von den Silos her die Fledermäuse flatterten, lehnte sie sich an Ludwig, als wolle sie bei ihm Schutz suchen. Er legte seinen Arm um ihre Schultern, und sie duldete es.

„Seit ich von zu Hause fort bin, macht mich jede Dunkelheit ängstlich", flüsterte sie. „Da fühle ich mich doppelt heimatlos. Haben Sie nicht auch

manchmal Angſt vor der Dunkelheit in den fremden Städten, Ludwig?"

„Keine Angſt", antwortete er, „nur Sehnſucht nach neuen großen Städten. Vor der Dunkelheit fürchte ich mich nicht. Manchmal bin ich nachts gewandert. Es war herrlich!"

„Bitte, geben Sie mir Ihre Hand", bat ſie. „Als Mädchen träumte ich oft davon, mit meinem Bruder Hand in Hand zu ſitzen. Aber ich hatte keinen Bruder. Ich war das einzige Kind."

„War? Sie ſind das einzige Kind, Marianne", ſagte Ludwig leiſe, nahm ſeinen Arm von ihrer Schulter und gab ihr die Hand, die ſie in die ihre nahm und feſt drückte.

„War!" erwiderte ſie mit großer Beſtimmtheit. „Ich liebe es nicht, mir Träume vorzumachen, dazu kenne ich meinen Vater viel zu gut. Ja, wenn ich eine Mutter gehabt hätte, ſäße ich nicht hier in Genua! Sie hätte mich ſicherlich verſtanden!"

„Iſt Ihr Vater ein ſo ſtrenger Mann?"

„Nein, aber einer, der ſich nicht um ſeine Tochter kümmerte. Das iſt das ſchrecklichſte, was es gibt, im eigenen Hauſe als ein Fremdling aufwachſen zu müſſen! Er erfüllte mir jeden Wunſch, den ich äußerte, aber ſeine Waren lagen ihm näher am Herzen, ſein Jahresabſchluß intereſſierte ihn mehr als ich. Eine Koſtbarkeit war ich für ihn, vielleicht ein Mondgeſchöpf, aber nicht ein Stück von ſeinem Fleiſch und Blut. Mutter war eine lebensluſtige Frau, die an Vaters Seite ebenſo

fremd blieb wie später ich. Sie ſtarb, als ich vier Jahre alt war. Vater ſteckte mich zuerſt zu Verwandten, dann in eine Penſion. Mit ſiebzehn Jahren kam ich zu ihm, das Herz voller Liebe und Zärtlichkeit, und ich ſehnte mich nach einem Menſchen, dem ich mich offenbaren durfte. Aber meine Träume und Hoffnungen intereſſierten ihn nicht. Er war ein Mann ohne Leidenſchaft und immer ſo beherrſcht, wiſſen Sie, ſo glatt, ſo feſt, ſo unangreifbar. Drei Jahre ertrug ich das Leben neben ihm. Ich beobachtete meine Freundinnen, ſie waren viel glücklicher als ich. Ich fand und ſuchte Troſt in der Natur, im Wald und am Waſſer. Aber ein junges Mädchen braucht mehr zu ihrem Glück als einen fließenden Strom, und ſei er noch ſo ſchön, oder einen rauſchenden Wald, und ſei er noch ſo grün. Da ſetzte ich meinen Eiſenkopf auf und lief davon."

„Das kann ich verſtehen", antwortete Ludwig leiſe, „warum aber gerade mit Karl-Otto? Mit – Caſanova?" fügte er zögernd hinzu.

„Warum trinkt ein Verdurſtender aus einer Pfütze, warum ißt ein Verhungernder verſchimmeltes Brot? Ich kannte keinen anderen Mann, der mich aus der ſchrecklichen Lage befreien konnte!" erklärte ſie mit feſter Stimme, um ſich ſofort wieder an Ludwig zu lehnen, da ſich die Fledermäuſe, vor denen ſie große Angſt zu haben ſchien, wieder näherten.

Ludwig hielt ganz still, und ihm war, als höre er das Herz Mariannes aufgeregt klopfen. Nein, Marianne war kein Lockvogel, der dem Maler Käufer für seine schlechten Bilder herbeibrachte und sie dann zur Belohnung den jungen Herren, die ein Abenteuer erleben wollten, im Hotelzimmer aushändigte.

„Der Vater von Neuhaus war mit meinem Vater befreundet", erzählte sie weiter, als die Fledermäuse von der Finsternis verschluckt wurden. „Als ich aus der Pension zurückkam, machte er mir den Hof. Ich ließ es mir gefallen. War er doch der einzige Mann, der sich um mich kümmerte, und ein angehender Künstler dazu, der auf der Akademie studierte. Kunst, so dachte ich, ist ein goldner Schlüssel für die Tür zu einem Zauberreich. Ein schönes Zauberreich! Vielleicht, weil der Zauberer fehlte ... Nein", sagte sie mit harter Stimme und warf den Kopf in den Nacken, „nein, ich bin nicht aus Liebe zu Karl-Otto davongelaufen. Aber es gab keinen anderen Menschen in meiner Nähe, dem ich mich anvertrauen konnte. Und daß Sie es wissen, Ludwig", fügte sie mit leisen Worten hinzu, „wir haben getrennte Zimmer ..."

Der Scheinwerfer des Leuchtturms schickte sein gebündeltes Strahlenlicht in blitzschnellen Schwüngen in die Dunkelheit. Vom Meere wehte ein kühler Wind. Marianne fröstelte.

„Wie war es bei dem — — Holländer?" fragte Ludwig nach einem langen Schweigen.

Sie antwortete nicht, sondern zuckte mit den Schultern. Wie sollte es bei Herrn Scheltema gewesen sein? Er war ein Ehrenmann, der wußte, was sich gehörte und wie er sich einer Dame gegenüber zu benehmen hatte. Aber – war er nicht ein Mann und sie eine Frau? Wurden seine hellblauen Augen nicht strahlender, wenn er sie erblickte? Ging ihr Herz schneller, wenn sie an ihn dachte? Er hatte ihr viel von Java erzählt, wohin er als Verwalter der väterlichen Plantage reiste. Java! Gab es überhaupt diese Insel, oder war es nur ein Märchen, ein Traumbild? Wie sollte es bei dem Holländer gewesen sein? Sie hatte sich mit ihm für eine spätere Stunde verabredet, aber erst wollte sie mit Fronsbeck sprechen.

Vielleicht hätte sich ihr Schicksal ganz anders gestaltet, wenn in diesem Augenblick nicht der Mann gekommen wäre, von dem sie ein Wunder erwartete. Wie ein Nachtmahr stand er plötzlich in der Dunkelheit vor ihnen, grüßte leise und nahm ebenfalls auf der Bank Platz. Eine Weile schwiegen alle drei und lauschten auf den verworrenen Lärm der lichterglänzenden Stadt, in der ganz deutlich die kleinen Wellen des stillen Hafens plätscherten. Plötzlich begann der Alte zu sprechen. Er deutete nach den verankerten und vertäuten Schiffen und sagte:

„Die da haben es gut, sie sind eingelaufen und kennen die Welt. Für sie wird jeden Abend, wenn

ſie auf dem Salzwaſſer ſchwimmen, die Laterna an der Küſte angezündet, der Leuchtturm. Aber – wer ruft uns heim?"

Marianne wandte ihr blaſſes Geſicht dem Alten zu. Sie hatte mit ihm noch nicht geſprochen, und doch ſchien er zu wiſſen, was ſie quälte und bedrückte.

„Das iſt ſo eine Sache mit dem Leuchtturm", begann Fronsbeck von neuem, „er ſteht auf einem Felſen und ſtrahlt, aber zu ſeinen Füßen iſt kein Licht. Er iſt ja auch für die Ferne und nicht für die Nähe beſtimmt. Für die Nähe genügt eine Stallaterne oder eine Fahrradlampe. Sehen Sie, ſo iſt es mit dem Licht, es kommt ganz darauf an, zu was für einen Zweck es angezündet wird. Doch es bleibt trotzdem tragiſch, daß der Leuchtturm nicht einmal den Felſen beſcheinen kann, auf dem er ſteht. Nehmen Sie das Ganze als Gleichnis."

„Ein ſchauerliches Gleichnis!" rief das Mädchen aus.

„Meinen Sie? Der Leuchtturm iſt für die in der Dunkelheit fahrenden Schiffe und nicht für ſich ſelber da, meine Dame, und ſo gibt es auch Menſchen, die für andere da ſind, Türme des Lichtes und des Schweigens ... Und trotzdem frage ich mich oft, ob überhaupt ein Menſch dem anderen helfen kann, ob nicht jeder von uns einſam iſt und einſam bleiben muß, um ſich ſelber zu finden."

Er ſchloß mit einem geheimnisvollen Lächeln. Alles, was er bisher geſprochen hatte, war weiter

nichts als ein Bund Schlüssel gewesen, aus denen er den richtigen herausſuchte, der für Marianne paßte, um ihr Herz zu öffnen. Aber ſie blieb verſchloſſen, und er ſpürte den Widerſtand, der von ihr ausging. Nun beugte er ſich dem Mädchen zu und ſagte:

„Sie ſind gar nicht ſo einſam, denn Sie leben mit einem Menſchen zuſammen, mit dem Maler, mit einem Künſtler ſozuſagen. Ich kenne mich in Künſtlern aus, das ſind ſchwierige Leute, die man mit Nachſicht behandeln muß. Für eine Frau, deren Freund ein Künſtler iſt, bedeutet das kein leichtes Daſein ... Aber – Sie ſind nicht glücklich? Sie brauchen Rat und Hilfe?"

Marianne nickte.

„Rat und Hilfe", widerholte der Alte nachdenklich, „und dabei weiß ich, daß Sie manchem armen Teufel, der Sie aus Unwiſſenheit anbettelte, eine Lira gegeben haben. Mir ſcheint, Sie ſind wie ein Engel in dieſe Männerwelt gekommen!"

Das Mädchen verlor ſeine ſteinerne Ruhe. Plötzlich lachte es laut auf. Das kam ſo unvermutet und klang doch ſo wohltuend, daß die bedrückende Stimmung wich. Warum hatte Marianne gelacht? Weil ſie ein Engel ſein ſollte, einer mit Flügeln und Silbermünzen in der Hand? Sie wußte es ſelber nicht und wiſchte ſich die Tränen aus den Augen. Warum war ſie hierher gekommen? Das alſo hieß und nannte ſich Heiland und König der Landſtreicher?

Unten im Hafen begann eine fauchende Sirene zu brüllen, dazu klirrte es von Ketten. Eine fremde Stimme tönte gedämpft, doch ganz klar verständlich, nach dem kleinen Platz herauf. Ludwig, der die Umwege haßte, obwohl er selber welche ging, wollte das Gespräch in neue Bahnen führen, kam auf die Rede des Alten zurück und sagte:

„Helfen kann schon ein Mensch dem anderen, sonst wäre es unerträglich auf der Erde. Du hilfst, wo du kannst, Fronsbeck, sogar Fräulein Marianne bemüht sich mit ihren schwachen Kräften. Wie heißt euer Spruch: Helf er sich! Natürlich muß man sein Schicksal selber in die Hand nehmen, ohne mit der Wimper zu zucken. Das aber schließt nicht die gegenseitige Hilfe aus. Nur einem würde ich nicht helfen, Boris, dem Mann mit dem Messer. Bist du für ihn oder gegen ihn?"

„Von wem sprechen Sie?" fragte Marianne, die gekommen war, um Hilfe zu finden und sich plötzlich einsam und verlassen fühlte, einsamer und verlassener als zuvor.

„Von einem Mann, der nicht wert ist, daß Sie sich mit ihm beschäftigen", erwiderte Fronsbeck. Dann beugte er sich zu Ludwig und erklärte: „Für ihn oder gegen ihn? Falsch, mein Freund, aber ich erkenne ihn als Tatsache an, wie der Wolf eine Tatsache ist, die Giftschlange, wie du, wie ich selber, wie die junge Dame neben uns. Nur ein Kind oder ein Träumer schließt vor den Tatsachen des Lebens die Augen ..."

Da Marianne darauf bestand, von Boris zu hören, erzählte ihr Ludwig von der Begegnung in Mailand und von dem Zwischenfall mit dem Messer. Darüber vergaß sie ihre eigenen Sorgen, griff nach Ludwigs Hand und sagte:

„So ein Bandit!" Sie wandte sich, ohne die Hand freizugeben, an Fronsbeck und fragte: „Warum bleiben Sie bei diesen Menschen hier? Wäre es nicht besser, nach Deutschland zu gehen?"

Der Alte lächelte nachsichtig. Dabei betrachtete er das weiße, in der Dunkelheit marmorn schimmernde Gesicht der Fragenden, die selber heimatlos in Italien herumirrte.

„Warum ich hierbleibe? Weil ich schon in den ersten Tagen daheim eingesperrt würde, und das mit Recht ... Ich brauche Ruhe und Frieden, obwohl es damit auch hier bald zu Ende sein wird, da sich große Dinge vorbereiten. Ich bleibe, weil man mich braucht. Ich gehöre zu den Tippelbrüdern ... Natürlich denke ich viel an die Heimat. Ich, ihr verlorener Sohn, habe auch Verse des Heimwehs geschrieben. Wollen Sie eins hören?"

„Ja, gern", sagte sie wie ein Kind und gab Ludwigs Hand frei. Fronsbeck beugte sich vor und sagte in die Dunkelheit und in das ferne Rauschen des Meeres ein Gedicht auf. Unvermittelt setzte das wilde Spiel einer Guitarre ein und begleitete wie das Zirpen wilder, aufgeregter Grillen die Verse. Die Fledermäuse geisterten wieder vorbei, und das Mädchen rückte näher an Ludwig heran.

Der Alte verſtummte. Als die Melodie der Verſe verklungen war, ſagte er verlegen:

„Sehen Sie, ſo ſteht es um mich. Ich ſtehe lieber vor einem zerfallenen Heldentempel als vor einer funkelnagelneuen Drehbank. Eigentlich bin auch ich im Kriege gefallen, obwohl ich noch lebe. Nein, ich paſſe nicht in dieſe Zeit hinein, ich will nur in Ruhe und Zufriedenheit meine Tage beſchließen."

Marianne lauſchte dem verklungenen Gedicht nach wie einem fernen, zärtlichen Echo. Dabei fühlte ſie eine linde Tröſtung in ihrem Herzen und ahnte, daß dieſe Stunde einmalig war wie der erſte Kuß. Eigentlich erlebte ſie jetzt zum erſten Male ein Wunder auf der Flucht. Als nun die Fledermäuſe wieder kamen, dieſe Geſchöpfe der Dämmerung mit ihrer geiſterhaften Flugbahn, fürchtete ſie ſich nicht mehr. Zudem ſagte der merkwürdige alte Mann, der lieber vor einem zerfallenen Heldentempel ſtand als vor einer funkelnagelneuen Drehbank, neue Verſe auf.

„Sehen Sie, Kind", begann er, als ſein Gedicht beendet war, „mit zwanzig Jahren ſucht man noch das Wunderbare; Sie ſelber ſuchen es, deshalb ſind Sie ja von zu Hauſe davongelaufen. Ich will nicht wiſſen, weshalb. Sie werden ſchon Ihre Gründe haben. Jedes Haus hat eine Tür, einmal, um durch ſie ins Freie zu gehen, zum zweiten, um über die Schwelle nach Hauſe zu kommen."

„Ich – nein – ich will nicht wieder heim!" ſagte das Mädchen mit dunklen Tönen in der

Stimme. „Das Haus meines Vaters ist ein Zuchthaus für mich gewesen!"

„Unsinn! Dummes Gerede!" rief er laut. „Kein Vaterhaus ist ein Zuchthaus! Warum wollen Sie nicht wieder nach Hause?"

„Warum sind Sie davongelaufen?" entgegnete Marianne schnell. „Warum ging Ludwig auf die Wanderschaft? Ich hatte es zu Hause schlecht und wollte es einmal gut haben. Zum Vater zurück? Lieber will ich in der Ferne sterben!"

Sie schluchzte. Fronsbeck legte seine derbe Hand auf ihren Arm, väterlich klangen seine Worte, als er sagte:

„Warum denn weinen? Doch, doch! Weinen Sie sich ruhig aus, mein Kind. Tränen sind ein großer Trost. Das Salzwasser heilt die Schmerzen. Und dann gehen Sie schlafen. Morgen, ja, schon morgen, werden Sie die Dinge mit neuen Augen ansehen."

Marianne schüttelte verzweifelt den Kopf. Wie in einen Abgrund ließ sie sich in die Tiefe ihrer Trauer sinken. Wie schön müßte es sein, dachte sie, in diesem Augenblick zu sterben, auszulöschen wie ein Licht, vom Baume abzufallen wie ein müdes Blatt. Keiner konnte ihr helfen ...

Aber die Piazza kamen zwei junge Italiener, die lachend und lärmend wie Sieger dahinschritten. Als sie an der Bank vorbeikamen und das schluchzende Mädchen hörten, griff der jüngste von ihnen,

ein Student, an den Hut. Er blieb stehen, verbeugte sich und fragte:

„Verzeihung, kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?"

„Tausend Dank, mein Herr, es ist nichts von Bedeutung. Meine Tochter wird sich von ganz allein wieder beruhigen", erwiderte Fronsbeck schnell. Die Dunkelheit verdeckte gnädig seine Lumpen. Der Student verbeugte sich noch einmal, bat um Entschuldigung und folgte seinem Freund, der einige Schritte weitergegangen war.

Marianne hatte sich bald beruhigt, sie schämte sich ihrer Tränen nicht, hob das feuchte Gesicht, nahm die Hände der beiden Männer, drückte sie und flüsterte:

„Ich danke euch, weil ihr so gut zu mir seid. Der Mann, mit dem ich aus der Heimat geflohen bin, ist ein Feigling. Ich bin mit ihm fertig. Ja, wie aus einem Käfig bin ich ausgebrochen, aber", sie zauderte, „aber dieser Herr Neuhaus, dieser Casanova, ist noch viel schlimmer als ein Käfig ... Lieber Ludwig, jetzt lassen Sie mich bitte allein mit Herrn Fronsbeck, ich habe mit dem Heiland", sie sprach das Wort in kindlicher Scheu aus, „etwas Persönliches zu besprechen. In einer Stunde spätestens bin ich wieder hier. Bitte, nicht böse sein!"

„Böse? Nein, ich warte hier auf Sie, Marianne", antwortete er, während er die ausgestreckte Hand des Mädchens drückte. Marianne hatte

immer noch feuchte Augen, als sie mit Fronsbeck nach der Stadt ging, und Ludwig allein auf der Piazza ließ.

Nach dem Bahnhof rollte ein Wagen, die eisenbeschlagenen Hufe des Pferdes klapperten auf dem Pflaster. Ein Matrose, der aus einer menschenüberfüllten Gasse kam, sprach mit sich selbst und erzählte sich von den Wäldern Schwedens. Unterwegs nach dem Seemannsheim schüttete er sein letztes Geld in die offene Hand eines frierenden Jungen, der Postkarten verkaufte.

Der Hafen schlief, aber die Stadt, die vom Hafen lebte, brauste und lärmte. Diese dunkle Zeit vor der Nacht war erfüllt von dem Schrei des Daseins, von der Gier nach Liebe und Vergnügen, von der Leidenschaft, die kurzen Stunden zwischen Arbeit und Schlaf auszunutzen.

Ludwig saß immer noch auf der Bank unter der Palme, er dachte über Fronsbeck und die Tränen Mariannes nach. Ein schmerzliches Gefühl stieg in ihm hoch, weil sie sich dem Heiland mehr anvertrauen würde als ihm. Gestern in der Dunkelheit hatte er sie kennengelernt, heute in der Dunkelheit war sie von ihm gegangen. Und dazwischen lag eine Nacht, in der er von ihr träumte, und ein Tag, wo er mit ihr gesprochen hatte. Er entsann sich der geschwätzigen Rede des Malers und verglich sie mit dem Bericht Mariannes über ihre Flucht. Es war ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Das Mädchen hatte die Wahr-

heit geſprochen und nicht der Maler. Die Wahrheit? Nicht die volle, reine, das wußte er, die würde wohl nur der Heiland erfahren. Warum machte er ſich Gedanken über Marianne? Was ging ſie ihm eigentlich an? Liebte er ſie? Weil er ſchon ein Gedicht an ſie geſchrieben hatte? Ach, die Gedichte waren wie die Blumen, deren Samen der Wind verwehte und die jeder Frühling aus der Erde hervorzauberte. Auch an andere Mädchen hatte er ſchon Verſe gerichtet. Nun, Marianne, ſo dachte er abſchließend, wird eine ſchöne Erinnerung bleiben. Wie ein Sonnenuntergang, von den Bergen nach dem blauen Meere zu geſehen... Sie wird bald wiederkommen, wir werden uns die Hände drücken und alles Gute wünſchen...

Es wurde immer kühler.

Die beiden Italiener kamen noch einmal nach der Bank zurück. Sie blieben dort ſtehen und muſterten Ludwig eindringlich. Ihm war, als ſeien ſie enttäuſcht, daß ſie nur ihn vorfanden und nicht mehr das weinende Mädchen.

Nun verſchwanden ſie.

Die Sehnſucht nach Erfüllung ging mit nackten Füßen über die Piazza. Zögernd und ſtürmiſch zugleich klangen ihre Schritte durch den Lärm der großen Stadt. Ludwig entſann ſich, daß er ſchon einige Male auf Mädchen gewartet hatte, unruhevoll und lächelnd, eine unbeſchreibliche Süße im Herzen, zeitlos und erhaben über die Welt. Liebespaare, die Arm in Arm an ihm damals vorüber-

gingen, hatten ſein Mitleid erregt. Was wußten die ſchon von der Liebe? Ja, und jetzt wurde es ihm klar: er liebte, er liebte Marianne! Alle Gedanken an ſie verwandelten ſich in Muſik.

Plötzlich fuhr er erſchrocken zuſammen, denn ein Mann hatte unbemerkt neben ihm Platz genommen. Es war Kaſpar Fronsbeck, der eine Weile nach dem zuckenden Lichtbündel des Leuchtturms ſtarrte und endlich ſagte:

„Sie läßt dich grüßen. Sie iſt mit ſich ins Reine gekommen und hat ſich entſchieden."

„Entſchieden? Marianne?" fragte Ludwig beſtürzt.

„Ja, Freundchen. Gehen wir in die Stadt. Ich will dir unterwegs alles erklären", antwortete der Alte.

Wie betäubt erhob ſich Ludwig und folgte willenlos Fronsbeck, der auf dem großen Bahnhofsplatz endlich zu ſprechen begann und zögernd fragte:

„Es war auch für mich eine ſchwere Stunde, das kannſt du mir glauben, als ſie mir ihr Leben erzählte. Sie hat dabei geweint und gelacht. Aber ich konnte ihr nicht helfen. Das kann nur ein junger Mann, einer, den ſie liebt. Sie iſt ganz wirr und verdreht wie ein Menſch, der in einen wilden Strudel geraten iſt. Sie braucht jemanden, an den ſie ſich anklammern kann, ſonſt verſinkt ſie in die Tiefe. Bevor wir uns trennten, ſagte ſie, ſie habe endlich einen Mann gefunden, den ſie liebe... Bleibſt du noch lange in Genua, Ludwig?"

„Nein", antwortete er kurz, um dann ſchreiend zu fragen: „Sie hat einen Menſchen gefunden, den ſie liebt? Ja, liebt denn dieſer Menſch auch die Marianne? Wer iſt es denn? Wohl der verdammte Holländer, der nach Java reiſen will, wie?"

„Es iſt der Holländer", ſagte Fronsbeck leiſe. „Ob er ſie liebt, weiß ich nicht. Ob ſie ihn liebt, weiß ich auch nicht. Darüber iſt ſie ſich wohl ſelber nicht im klaren. Aber da ſie nicht nach Hauſe will, iſt es vielleicht am beſten, ſie geht mit nach Java ... Der Holländer ſcheint nach einem Bericht ein anſtändiger Junge zu ſein. Ich kenne mich in Frauen wenig aus", ſchloß er ſtockend, als verrate er dabei ein Geheimnis, „doch ich glaube, es gibt im Leben faſt bei jeder Frau einen Augenblick, wo ſie ſelbſt den Leibhaftigen, den Teufel, zum Manne nehmen würde, weil er eben ein Mann iſt ... Die armen Frauen!"

„Das glaube ich nicht, nein! Sie liebt dieſen Holländer gar nicht, das iſt ja alles Unſinn! Ich muß ſie ſuchen, ich muß mit ihr ſprechen! Lebe wohl!" rief Ludwig, ließ Fronsbeck ſtehen und lief in die Dunkelheit hinein, ohne vorerſt zu wiſſen, wohin. Er hörte den Alten nicht mehr, der „Warte doch!" ſchrie und dann ſeufzend ſagte:

„Es hat ihn gepackt, den armen Burſchen. Er liebt ſie! Seine Liebesgedichte waren Verſe für Marianne geweſen. Das hätte ich mir doch denken können!"

Die Verse, die Boris mitsamt der Invalidenkarte gestohlen hatte, waren Gedichte an ein Ludwig selber unbekanntes Mädchen gewesen, aber das konnte Fronsbeck nicht wissen. Langsam schritt der Alte durch ein hohes Tor und ging die schmale Gasse entlang, wo er eine verräucherte Kneipe betrat. Dort wurde er von dem Professor schon erwartet.

„Nun, alter Freund, was gibt es Neues in der Stadt?" fragte der Professor, ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, dessen Kopf einem Löwenhaupte glich und etwas zu kurz auf den breiten Schultern saß.

„Neues? Das alte Lied, Professor", erwiderte Fronsbeck, als er Platz genommen hatte, und erzählte die Geschichte von dem Mädchen Marianne. Der andere putzte dabei die goldgeränderte Brille, setzte sie vorsichtig auf und machte mit einem goldenen Bleistift Notizen. Einige Male schüttelte er während des Berichtes den Kopf, daß ihm die langen Haare in das weltfremde Gesicht fielen. Endlich sagte er:

„In was für einer Welt lebt ihr denn? Das ist ja finsterstes Mittelalter! Was sage ich da, Mittelalter? Die Steinzeit ist das, die Steinzeit. Morgen früh gehe ich zum Konsul, um mit ihm über die junge Dame zu sprechen. Marianne heißt sie, wie ist ihr Familienname?"

„Den kenne ich nicht... Aber für den Konsul wird es wohl zu spät sein, Professor, sie hat sich ja

ſelber geholfen. Helf er ſich! Einen beſſeren Spruch gibt es nicht!"

„Ja?" fragte der Profeſſor gedankenlos, der ein leidenſchaftlicher Sammler von antiken Platten und Inſchriften war, ſonſt in Rom lebte und den mit dem König der italieniſchen Landſtreicher eine merkwürdige Freundſchaft verband. „Nun, trinken wir ein Glas auf das Wohl des Mädchens!"

Sie tranken.

Der Profeſſor ſetzte ſein Glas behutſam hin, dann wiſchte er ſich mit einem ſeidenen Tuch den Mund ab, nahm die Brille von den kurzſichtigen Augen und blinzelte in das Licht, das aus einer alten Schiffslaterne flutete. Bedächtig ſetzte er die Brille wieder auf, ſein Geſicht wurde klarer und ſchärfer. Nun ſagte er:

„Weiß der Himmel, was in die Frauen und Mädchen von heute gefahren iſt! Dieſe Unruhe! Dieſe Gier nach Abenteuern! Dieſe – dieſe – Einſamkeit!" Er ſchüttelte ſich. „Es iſt beinahe", fuhr er zögernd fort, „als verſuchten ſie, über ihren eigenen Schatten zu ſpringen. Paß auf, Alter, es kommt eine ſchlimme Zeit für die Männer. Das Gurren der Turteltauben iſt vorbei. Aus dem Blutmeer des Weltkrieges ſteigt ſtählern das neue Jahrhundert auf."

„Ich ſpiele nicht mehr mit, Profeſſor, das haben die Jungen auszufechten, wir haben die Stürme hinter uns. Ich will nur eins, mit Anſtand mein Leben hinter mich bringen und dann ſterben. Schla-

ſen iſt gut, ſterben iſt beſſer ... Wir ſind die letzten Wanderer, Profeſſor, das weiß ich ganz genau. Die neue Zeit richtet mit neuen Geſetzen. Wir ſind die Beſiegten und die Überflüſſigen. Der Weltkrieg ſcheint übrigens ganze Völker überflüſſig gemacht zu haben, wenn man die Zeitungen der Sieger lieſt, oder die Anſprachen gewiſſer Staatsmänner hört!"

„Kaſpar Fronsbeck, der König der Landſtraße, als großer Politiker!" erwiderte der Profeſſor lächelnd, ohne indes auf die Worte des Alten weiter einzugehen. Er ſchenkte noch einmal die Gläſer voll, die ſchweigend ausgetrunken wurden. Dann begann ein langes Geſpräch über die Tippelbrüder, und endlich verließen dieſe beiden ungleichen Männer die Kneipe. Sie ſchoben ſich durch die menſchenüberfüllte Gaſſe, liefen durch die Wolken würziger Düfte, die bei den Garküchen ſchwebten und trennten ſich an der Via Alberto. Der Profeſſor reiſte mit dem Nachtzug nach Rom, Fronsbeck blieb in Genua ...

Zur gleichen Zeit lief Ludwig in alle Hotels, um den Holländer und Marianne zu ſuchen. Er hätte ſie bei Karl-Otto Neuhaus finden können, doch das wußte er nicht. Er ſah viele Fremde, doch der Holländer, der Bilderkäufer, der Ehrenmann, der Mädchenentführer, befand ſich nicht unter ihnen. Er ſah viele junge Damen, die Blüte ihrer Völker, eine ſchöner als die andere, bemalt wie die Puppen, mit Augen ſo ſtrahlend wie die Sterne,

mit Lippen so rot und weich wie Rosenblätter, aber Marianne war nicht dabei.

Plötzlich ging der Rausch, der ihn wie ein Purpurmantel umhüllte, von ihm. Er schalt sich einen Narren, weil er dem Mädchen nachgelaufen war. Er trottete nach dem Seemannsheim, wo Emil schon lange auf ihn wartete. Die Rucksäcke waren bereits gepackt. Bis zum Hafen war es nur eine kurze Strecke, die sie schweigend zurücklegten.

„Hast du Marianne noch einmal gesehen?" fragte unten am Hafen der Seemann.

„Ich wollte sie gar nicht mehr sehen", antwortete verbittert Ludwig. „Auf dem Treffpunkt hat ihr Fronsbeck die Spielregeln des Lebens genau erklärt und ihr die schönsten Gleichnisse erzählt, er ist wirklich ein Dichter, aber sie ging darauf gar nicht ein. Schön, dann soll sie eben sehen, wie sie selber mit sich fertig wird. Helf er sich!"

„Helf er sich!" sagte Emil. „Der Kapitän will uns für den halben Fahrpreis nach Neapel mitnehmen!"

Nun schritten sie über die Laufplanke auf den kleinen Küstendampfer. Es dauerte nicht lange, da verließ das Schiff den Hafen und warf sich dem nächtlichen Meere entgegen. Genua leuchtete noch lange. Perlenkränze voller Glanz waren an der Küste verstreut. Der Leuchtturm bündelte seine Strahlen und schickte sie in grellen Blitzen über das unruhige, dunkle Meer.

5. Traum und Wirklichkeit

Auf der See war Emil anfangs ein schlechter Kamerad. Mit ungerechten Augen betrachtete er die Arbeit der Schiffsbesatzung und schalt sie Süßwasserkulis, die es nicht wert seien, die blauen Meere zu befahren. Hier war er in seinem Element und hätte am liebsten selber mit Hand angelegt. Doch das verbot sich von selbst, denn er war Passagier, wenn auch einer mit halben Preisen, aber bezahlt ist bezahlt. Schließlich tat er, als sehe er die Matrosen überhaupt nicht mehr und streckte sich auf dem Vorderdeck faul in die Novembersonne. Ludwig leistete ihm Gesellschaft.

In gleichmäßigen Abständen hob und senkte sich der kleine, schwarze Frachter auf den Fluten. Das blaue Wasser zerschellte an seinem Bug, rauschte weiter und hinterließ am Heck eine keilförmige Spur, die dunkelgrün wirbelte und sich silbern verteilte. Die Küste Italiens stand im Osten in blaugrauer Dämmerung, ein feiner Schatten, aus dem sich in den klaren Himmel einige schwarze Berge erhoben.

Ludwig war glücklich. Zum ersten Male befuhr er das Meer, zum ersten Male erlebte er das Heben und Senken eines Dampfers, dieses beruhigende Wiegen einer Schiffsschaukel im sanften Auf und

Ab. Ein Kind hätte nicht zufriedener in einer Wiege liegen können als Ludwig auf dem Deck in der Sonne. An Marianne dachte er nicht mehr, sie war ihm fern wie das Land, von dem er sich gelöst hatte, um nach Süden zu fahren.

Nach einem langen Schweigen, durch das die Winde schleiften und in dem man das Meer rauschen hörte, kam Emil noch einmal auf die Spielregeln zu sprechen, die auf der Landstraße unter den Tippelbrüdern galten.

„Das ist schon richtig, dieses ‚Helf er sich!', Ludwig", sagte er, „aber die Hauptsache ist im Leben wohl, nur das zu tun, was mir für den Augenblick den größten Spaß macht. Vor einer halben Stunde war es die Arbeit gewesen. Ja, weißt du, nach der Arbeit juckten mir die Fäuste, nach Schweiß und Hau-ruck, aber jetzt liege ich faul in der Sonne, will weiter nichts als faul sein und wünsche mir einen Schlag Polenta mit gebratenen Fischen. Die Verpflegung auf dem Kasten ist wirklich nicht schlecht."

„Einmal arbeiten und dann ausruhen? Mensch, Emil, das ist das Leben von Millionen Menschen! Das ist schon ein Ideal, sich müde zu arbeiten, weist du, hundemüde, dann weiß man erst, wie gut das Essen schmeckt und wie tief der Schlaf sein kann. Aber schau dir doch mal die Tippelbrüder an! Viele stellen die Faulheit als ihr Ideal auf, eifern ihr nach, aber nicht wild, sondern gelassen,

und wenn ſie dabei zugrunde gehen, fühlen ſie ſich noch als Märtyrer. Als ob man im Leben etwas geſchenkt bekäme!"

„Für Boris iſt das Ideal ſchon die Faulheit", entgegnete der Seemann, „ich glaube, er hat in ſeinem ganzen Leben bei ehrlicher Arbeit noch keinen Finger krumm gemacht. Im Jahre 19 tauchte er zum erſten Male in Italien auf, wir ſchreiben jetzt das Jahr 22. Immer Landſtreicher ſein? Kommt gar nicht in Frage!"

„Boris iſt ein Verbrecher! Der Heiland ſagte mir in Genua, er würde ihm einen Mord zutrauen."

„Dafür iſt Boris, meiner Anſicht nach, zu feige ...", antwortete langſam Emil, um plötzlich aufzuſpringen und zu ſchreien: „Unglaublich, das ſoll die chriſtliche Seefahrt ſein?"

Mit dieſen Worten war er bei einem jungen Matroſen, der nachläſſig und gelangweilt das Vorderdeck ſäuberte. Er riß dem Erſchrockenen den Schrubber aus den Händen, fegte wie ein Ungewitter über die Planken und rief:

„So mußt du das machen, Beppo, ſo! Reiß deine ſchwarzen Augen auf, damit du lernſt, wie man Rein Schiff macht!"

Beppo, der Jungmatroſe aus Palermo, ſtarrte Emil wie einen Verrückten an. Und Ludwig lachte, als er Emil arbeiten ſah, wie von einer Urgewalt ergriffen. Die Fäuſte feſt um den Schrubber, tanzte er beinahe vor Vergnügen über die naſſen Planken. Er ſchrubbte, als gelte es

ein Meiſterſtück hinzulegen. Auch durch den erſten Steuermann ließ er ſich nicht ſtören, der breitbeinig herbeikam und ein Donnerwetter auf den Kopf des armen Beppo entlud, weil er ſich von einem Paſſagier die Arbeit machen ließ.

„Laßt mir das Vergnügen, Steuermann", ſagte Emil in einem merkwürdigen, nur ihm verſtändlichen Italieniſch, „der Beppo iſt ſchon in Ordnung, aber ich bin ein alter Fahrensmann, ich muß mich wieder einmal ausarbeiten."

Der Steuermann lächelte und ging mit Beppo davon. Aber ſie warfen ſich bedeutſame Blicke zu, während Emil weiterhin ſeine überſchüſſige Kraft austobte. Dabei erzählte er Ludwig von ſeiner erſten Reiſe um Kap Horn, von den ewigen Südſtürmen da unten, die vom Eismeer kamen und bis in die Grasſteppen der argentiniſchen Pampa liefen ...

Die Sonne ging unter, als der kleine Frachter in Neapel anlegte, ſeine Fracht löſchte und am nächſten Morgen weiter nach Süden trampte. Emil und Ludwig hatten das Schiff verlaſſen, ſie begaben ſich in die Herberge, die den ſtolzen Namen „Hotel Benghaſi" führte und unweit des Hafens lag.

Als ſie das große kahle Gaſtzimmer betraten, wurden ſie von den dort an den Tiſchen ſitzenden Tippelbrüdern ſchweigend begrüßt. Der dicke Wirt lief herbei, bekam die Rucksäcke zur Verwahrung und nahm die Beſtellungen entgegen. Dann brachte

er dampfende Nudelsuppe, goldgelbe Polenta, roten Wein und weißes Brot. Endlich waren sie satt und schoben die Teller weit von sich.

Vom Nebentische nickte ihnen ein ungefähr fünfundzwanzig Jahre alter Mann freundlich zu. Er trug einen peinlich sauberen blauen Anzug und schien großen Wert auf sein Äußeres zu legen. Aus einem klugen, beherrschten Gesicht blickten dunkelgraue Augen. Nun beugte er sich herüber und fragte:

„Wo kommt ihr her?"

„Aus Genua."

„Bleibt ihr lange hier?"

„Einige Tage, dann tippeln wir nach Rom", antwortete Ludwig.

„Darauf laßt uns trinken", sagte der Fremde, während er sich erhob, ihrem Tische näherte und mit schneller Bewegung das halbvolle Weinglas ergriff, das vor Ludwig stand, und es hastig austrank.

An den benachbarten Tischen verfolgten die Tippelbrüder mit gespannten Gesichtern den Vorfall. Sie stießen sich dabei in die Rippen, tippten sich vielsagend an die Stirn oder rieben sich vergnügt die Hände. Den Fremden ließ das gleichgültig. Als er das Glas auf den Tisch setzte, sagte er zu Ludwig:

„Entschuldige den Überfall, aber ich nehme nur Wein, von dem schon getrunken wurde. Man ist hinter mir her und will mich vergiften. Tatsache ...

Hallo, Wirt, eine neue Flasche für die Herren an diesem Tische!" Er lächelte Ludwig gewinnend an und fügte hinzu: „Die Flasche bezahle natürlich ich. Es hat mich gefreut, euch kennenzulernen. Ich bin Reinhard."

„Und ich Ludwig", antwortete Korn verdutzt, während der Seemann seinen Namen brummte.

„Na, dann sehen wir uns vielleicht später in Rom", sagte der merkwürdige Mann, der den Wein getrunken hatte, „ich habe noch zu tun, Servus!"

Auch sie grüßten mit dem alten Kundenwort und blickten Reinhard, der mit schnellen Schritten die Herberge verließ, verwundert nach.

„Da staunt ihr wohl Bauklötzer, wie?" hörten sie eine neue Stimme und sahen vor sich einen Tippelbruder stehen, der nicht älter als Reinhard war und doch mit jenem nicht verglichen werden konnte. Der Neue hatte entzündete, wimperlose Augen, trug einen grauen, verschossenen Anzug, und sein nichtssagendes Gesicht war gewöhnliche Dutzendware. „Ich bin Carlos", sagte der Mann, während er unaufgefordert Platz nahm. Dann goß er sich ein Glas mit Wein voll und trank mit durstigen Zügen. Der Wein versickerte in seinem Schlund wie Regen im Wüstensand. Nun zündete er sich eine Zigarette an, streckte die Füße unter den Tisch und sagte: „Endlich wieder mal neue Gesichter in der Stadt! Vedi Napoli e poi muori!"

„Was ist das für ein Quatsch?" brauste Emil auf, der nur mit Widerwillen Carlos von dem Wein hatte trinken sehen. „Du hast uns gerade noch gefehlt. Wir wissen Bescheid und kennen den Zauber. Wenn du mit uns sprichst, dann rede deutsch oder italienisch!"

„Das ist doch italienisch", sagte Carlos, der aus Brünn sein wollte und angeblich wegen einer unglücklichen Schießerei auf die Landstraße gegangen war. „Vedi Napoli e poi muori ist ein berühmter Spruch und heißt auf deutsch: ‚Sieh Neapel und stirb!' Noch nie was davon gehört, wie?"

„Nein", antwortete Emil kalt, „und wenn schon, der Spruch müßte heißen, wenn man dich beobachtet: ‚Sieh Neapel und sauf!' Du hast einen heftigen Zug an dir!"

„Meinst du? Das liegt wahrscheinlich daran, daß Neapel so südlich liegt. Diese Hitze!"

„Du bist wohl Heizer?" fragte Ludwig, der bisher stumm geblieben war und immer noch über den seltsamen Reinhard nachdachte, der, nach den Worten Fronsbecks, aus unerklärlichen Gründen in den Herbergen auftauchte und dabei Theater spielte. Oder – sollte er wirklich an Verfolgungswahnsinn leiden, da er befürchtete, man wolle ihn vergiften?

„Du willst mir wohl einheizen, wie? Ich bin Carlos und kenne auch Boris. Ich komme von Rom und weiß Bescheid. Boris wartet auf euch ... Ich an eurer Stelle würde ihm aus dem Wege

gehen ... Ist dieser Rat nicht ein Glas Wein wert?" sagte er und schenkte sich ein.

Carlos kam von Rom, und Boris wartete dort auf sie? Der Nachrichtendienst auf der italienischen Landstraße war ausgezeichnet! Sie blickten sich vielsagend an.

„Hast du mit Boris in Rom gesprochen?" fragte Ludwig.

„Sicher, wie könnte ich sonst wissen, daß er auf euch wartet?" entgegnete Carlos.

„Was weißt du von Reinhard?"

„Trinken wir noch eine Flasche?"

„Mensch, dein Durst!" sagte Ludwig seufzend und bestellte neuen Wein, da er mehr von Reinhard wissen wollte, der ihm augenblicklich größere Rätsel aufgab als Boris.

„Reinhard?" entgegnete Carlos zwischen zwei tiefen Schlücken, „Reinhard ist ein schwieriger Fall, das heißt, ich kenne ihn zu wenig. Seit drei Jahren taucht er im Winter in Italien auf. Aber er ist kein Tippelbruder, denn er hat immer genügend Geld bei sich. Und du wirst ihn nie auf der Landstraße sehen. Er reist mit der Bahn. Wenn er Lust hat, sogar zweiter Klasse."

„Ich bin Autoschlosser, Emil Seemann, und du?" fragte Ludwig.

„Mensch. Gewesen."

„Schön. Und was war oder ist Reinhard?"

„Ach so! Irgendeine verkrachte Existenz. Er soll im Weltkrieg Leutnant gewesen sein und im

Jahre 19 ſeinen Dienſt quittiert haben, hat man mir erzählt. Mehr weiß ich nicht, denn er ſpricht nie von ſich ſelber. Aber er hat einen Klaps. Das mit dem vergifteten Wein iſt doch Unſinn. Oder nicht?"

„Natürlich, Carlos", gab Ludwig ſchnell zu.

„Dann Proſt!"

Sie tranken, und Carlos begann, um zu zeigen, daß er anders war als Reinhard, von Rom zu erzählen. Er ſchien Italien gut zu kennen. Er behauptete, das zweite Mal hier zu ſein und im Frühling nach Griechenland zu wollen, dort ſei es noch beſſer als in Neapel oder Rom. Schließlich fragte er, nachdem der Wein ausgetrunken war:

„Eine Lira habt ihr wohl nicht für mich übrig, wie?"

„Menſch!" entgegnete Emil mit einem ſo erſtaunten Ton in der Stimme, daß Carlos ſofort Beſcheid wußte. Lächelnd erhob er ſich und ſagte:

„Da muß ich eben in der Stadt mein Glück verſuchen. Vielleicht finde ich einen Dummen, der mir das Schlafgeld gibt!"

Er nickte und ging langſam davon.

Ludwig und Emil blieben noch eine Weile ſitzen. Sie ſprachen über Reinhard und Boris und wollten ſich in Neapel nicht lange aufhalten, ſondern auf dem ſchnellſten Wege nach Rom wandern, um dort abzurechnen. Dann zahlten ſie und

gingen ſchlafen. Am nächſten Vormittag bummelten ſie durch Neapel.

Zuerſt wanderten ſie durch die alten Quartiere, die zwiſchen der Via Roma und dem Corſo liegen. Dabei kamen ſie durch ſchmale Gaſſen, die noch dunkler und ſchmutziger waren als jene in Genua. Hier in dieſen Gaſſen hatte ſich die Armut und die Arbeit verkrochen. Manche dieſer Gaſſen waren wie tiefe Schnitte im ſteinernen Leib der Stadt. Gewiſſermaßen an den Wundrändern dieſer tiefen Einſchnitte, auf dem Grund der Gaſſen, ſaßen und arbeiteten die Schmiede und Schuhmacher, die Korbflechter und Schneider, die Schloſſer und Tiſchler. Unbekümmert hockten ſie da oder kauerten in den kleinen Werkſtätten. Neben ihnen lagen Geſchäfte, deren Auslagen von Gemüſe, Wurſt, Brot, Makkaroni und Käſe förmlich überquollen, die Nahrung für den hungrigen Magen, während an den Berghängen Orangen reiften und wilder Lorbeer wucherte.

Sie hörten das Geſchrei der Kinder durch die quäkende Muſik der Bettelmuſikanten. Und über dem Geſchrei und der Muſik ſtand der kreiſchende Alarm der vielen Händler, die mit ſchwerbeladenen Eſeln durch das Gaſſenwirrwarr zogen. Einmal begegneten ſie einem Bauer, der eine Kuh vor ſich hertrieb, aus deren ſtrotzendem Euter er die Milch melkte und vor den Türen verkaufte.

Endlich verließen ſie die Unterſtadt und ſtiegen über marmorne Treppen nach den Höhen empor,

an die ſich Neapel lehnt. Kakteen bauten ihre Stachelmauern, Zitronen reiften, Roſen blühten, Pinien und Zypreſſen brannten wie ſchwarze Flammen aus den grünen Weinbergen hoch und fügten ſich in das Landſchaftsbild ſchön und vollendet ein.

Dann ſtanden ſie auf den Bergen. Unter ihnen lag die weiße Stadt vor dem blauen Golf mit den dunklen Inſeln. Der Veſuv ragte auf, neben ihm ſein Nachbar, der Monte Somma. Iſchia hüllte ſich in graublauen Dunſt, Capri badete ſich mit ſeinen Felſen und hellen, ſarazeniſchen Dörfern in der ſchimmernden Flut. Caſtellamare und Sorrent verſteckten ſich hinter gezackten Bergen in der Ferne.

Zauberhaft war dieſer Golf, an dem ſich ſchon vor dreitauſend Jahren die Völker angeſiedelt hatten. Vor den Römern waren die Griechen da. Die germaniſchen Stämme kamen, die Sarazenen tauchten auf, die Spanier erſchienen und die Franzoſen. Jedes Volk und jede Herrſchaft hatte ihre Spuren hinterlaſſen. Napoli, die „Neue Stadt", war unter den Römern noch griechiſch und berühmt als Schule der Weisheit. Hierher zogen ſich auch die römiſchen Patrizier zurück, wenn ſie genug hatten vom Lärm der antiken Welt.

In ihren Frieden aber brüllte eine andere Welt: Der Gipfel des Veſuvs barſt auseinander und zerſtörte die Villen und Luſtgärten von Stabiae, Herkulanum und Pompeji. Neapel blieb unver-

fehrt. Heute lag die Stadt wie ein großes träges Tier am Strande...

Den ganzen Tag ließen ſich Ludwig und Emil durch die bewegte Menſchenflut der Straßen treiben. Um die Garküchen drängten ſich die Hungrigen. Auf dem Fiſchmarkte lag die ſilberne, goldene, in allen Farben ſchillernde Beute des Meeres. Und als der Abend kam, verwandelten ſich die Werkſtätten in den ſchmalen Gaſſen in Wohnräume. Die kleinen Maſchinen und das Gerät wurden beiſeite geſtellt, um Platz für die breiten Betten zu machen. An den Häuſern und in den Kammern leuchteten die Kerzen und Lämpchen vor den Heiligenbildern. Viele Familien hockten auch jetzt noch auf den Gaſſen. Gerüche von Fiſch und Suppe, Holzkohle und Fleiſch, Öl und Knoblauch zogen in dicken Schwaden durch die Dunkelheit. Hier und da wurde der Unrat des Tages verbrannt und leckte in roten Flammen nach den Häuſerfronten.

In den Hauptſtraßen wälzte ſich der Troß der vielen Wagen. Verſchwenderiſches Licht ſtrahlte. In der Oper ſang ein berühmter Tenor, dem die verzauberten Herzen der Frauen ſehnſüchtig zuflogen. In der Vorſtadt hielten die Faſchiſten eine große Verſammlung ab, ſie warben leidenſchaftlich für das Italien von morgen, für ein Italien der Größe und der Technik. Aufräumen wollten ſie mit überlebten Vorſtellungen, hinwegfegen den

Schmutz und die Armut. Dem neuen Italien sangen sie ihr Lied: die Giovinezza.

Am anderen Tage regnete es. In stürmischen Güssen stürzte das Wasser aus den Wolken und reinigte die Lavaflieẞen, mit denen die Straẞen und Gassen Neapels belegt sind. Da aber die Sonne bald siegreich durch das Gewölk brach und Ludwig und Emil außerdem noch Geld hatten, beschlossen sie, das Angebot einer Reisevertretung zu benutzen und nach dem Vesuv zu fahren. Als sie in Pugliano ankamen, war der Himmel wieder blau.

Die kleine Gesellschaft bestand neben den beiden Deutschen aus zwei englischen Damen, die ihre Blütezeit längst hinter sich hatten und die wohl auch in ihrer Jugend kein verführerischer Anblick gewesen waren. Außerdem war ein amerikanisches Hochzeitspaar dabei, das sich auf einem anderen Stern befand, denn sie sahen nur sich und schenkten keinen Blick der Landschaft. Der Führer der Kolonne war ein junger Italiener, der deutsch, englisch und französisch sprach.

Der Gipfel des Vesuvs ist schon lange durch die Technik erobert worden. Die Bahn, die nach dem Aschekegel führt, hat eine Reiseagentur bauen lassen, die ihre Fäden um die Wunder der ganzen Welt spinnt. Sie stellt Elefantenjagden zusammen und zeigt den afrikanischen Busch ebensogut wie indische Tempel, norwegische Gletscher und feuer-

ſpeiende Berge. Auch das Hotel Eremo auf halber Berghöhe des Veſuvs gehört ihr.

Die Fahrt nach dem Aſchekegel des Vulkans iſt wie eine Reiſe aus dem Leben in den Tod. Anfangs führt die Bahn durch viele Weingärten und Olivenhaine, durch Felder von unerhörter Fruchtbarkeit, die aus verwitterter Lava beſtehen und von denen jeder Fußbreit mit Gold aufgewogen wird. Sie ſind bald durchquert. Der Berg iſt zerriſſen, tiefe Schluchten zeigen ſich. Pappeln, Lorbeer und immergrüne Gebüſche wuchern in breiten Erdſpalten, die von roter Lava umgeben ſind.

Nur mit gedämpfter Stimme ſprachen die Fremden, es war, als fühlten ſie ſchon bei der Anfahrt die Schauer großer bevorſtehender Abenteuer. Der Schaffner verkaufte, in dünnen Glasröhren geordnet, die ſieben Aſche- und Geſteinproben, die der Krater beim letzten großen Ausbruch dampfend und grollend in die Tiefe ſchickte. Der italieniſche Führer, ein Mann mit wildem, verwegenem Geſicht, hielt eine Anſprache.

„Meine Damen und Herren", ſagte er mit eindringlicher Stimme, „vergeſſen Sie nicht, dieſe ſeltſamen Proben zu erſtehen. Es iſt ein Andenken für das ganze Leben. Sie haben hier Geſtein aus garantiert hiſtoriſchen Tagen. Wie war es damals beim großen Ausbruch im Jahre 1906? Zuerſt brach die Lava aus, dann das Gas, und ſchließlich kam die Aſche. Mit der Geſchwindigkeit einer raſenden Rakete fauchte die Gasſäule empor. Acht

Meilen ſtieg ſie hoch in den Himmel, der ſich verdüſterte. Und dann breitete ſich das Gas in einer ſchirmförmigen Wolke aus. Es war beſtimmt eins der wunderbarſten Schauſpiele, die das menſchliche Auge jemals geſehen hat. Ich habe es geſehen. Es war grandios! Und von dieſem berühmten, hiſtoriſchen Ausbruch, meine Damen und Herren, ſtammen dieſe Proben. Kaufen Sie! Kaufen Sie!"

Die Fremden zögerten nicht länger, ſie kauften.

„Meine Damen und Herren", begann, nachdem das Geſchäft erledigt war, der Italiener von neuem, diesmal mit betonter Feierlichkeit: „Der Veſuv iſt eine Perſönlichkeit! Beinahe ein Jahrhundert ſtellte ſich der Berg tot, obwohl er grünte und blühte wie jeder andere Berg auch, aber plötzlich, wie im Götterzorn, zerfetzte er die Spitze ſeines Gipfels! Brüllend ſpie er Feuer, Rauch und Lava! Man ſagt, der Veſuv ſei der launenhafteſte Vulkan der Welt! Die Römer und die Völker vor ihnen hielten ihn für erloſchen, aber im Jahre 79 vor der Zeitwende barſt er, wie ſchon geſagt, auseinander, als wolle er eine ganze Welt vernichten. Drei blühende Städte begrub er unter ſeiner flüſſigen Lava und unter tödlicher Aſche! Im Nationalmuſeum in Neapel ſowie in Pompeji ſind erſchütternde Ausgrabungen davon zu ſehen."

Der junge Irländer aus Amerika blickte erſtaunt ſeine Frau an, dieſe, eine Schönheit mit gelbem Haar und großen, träumeriſchen Augen, ſah erſchrocken auf ihren Mann, der gelaſſen ſeine Ka-

mera hervorholte, ſich zu dem Italiener wandte und ſagte:

„Das iſt wirklich intereſſant! Laſſen Sie, bitte, die Bahn anhalten, ich will eine Aufnahme machen!“

Die engliſchen Damen zückten ihre Apparate, um ebenfalls zu knipſen, um neben der Aſche ein Lichtbild mit nach Hauſe zu bringen, doch der Italiener bedauerte mit emporgehobenen Händen, daß die Betriebsvorſchriften ein Anhalten der Bahn auf freier Strecke unterſagten. Zum Troſt verſprach er dem amerikaniſchen Irländer und den engliſchen Damen eine prima prima Aufnahme, welche ſeine Agentur hergeſtellt hatte. Dabei geriet er in eine ſolche Begeiſterung, daß man glauben konnte, ſeine Geſellſchaft hätte bereits zum Untergang von Pompeji einen erſtklaſſigen Bildberichter geſchickt, und ein Abzug von ſeinen Originalen ſei zum Preis von zehn Lire zu erſtehen.

Die Bahn fuhr weiter, und er wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Dann begab er ſich in das Nachbarabteil, in dem Ludwig und Emil ſaßen. Auch ihnen wollte er etwas verkaufen, doch ſie winkten lächelnd ab. Arbeiter und Soldaten ſagen beim erſten Zuſammentreffen Du zueinander. Lächelnd, als ſeien ſie Freunde, ſetzte ſich der Italiener und begann mit gedämpfter Stimme von ſeinem Leben und Beruf zu erzählen.

In den letzten zwanzig Jahren war er mehr als tauſendmal auf dem Veſuv geweſen. Dabei hatte

er deutſch, franzöſiſch, engliſch und natürlich auch italieniſch den Schrecken des Berges an die Herzwände der Reiſenden geworfen. Vom Sklavenaufſtand des Spartakus, der ſich mit ſeinen Gladiatoren auf dem Südoſtabhang des Veſuvs zum Kampfe ſtellte, um geſchlagen zu werden, hatte er erzählt und vom Untergang der drei Städte berichtet. Für ihn ſelber brachte der Berg keine Schauer, ſondern das tägliche Brot. Aus den ſchwarzen Aſchefeldern wuchs es, aus den ſchwefligen Geſteinproben und den Führungen. Nun beugte er ſich vertraulich zu Ludwig und Emil und ſagte:

„Dieſer verdammte Berg! Wenn er kein Feuer ſpeit, wie es die Fremden haben wollen, wird auf mich die Schuld geſchoben. Iſt er aber unruhig und wirft Aſche aus und ſchickt ſeine Schwefelwolken in die Höhe, auf wen wird geſchimpft? Bei der Madonna: auf mich! Und zu allem Unſinn muß ich ein freundliches Geſicht machen!"

„Du haſt es wirklich ſchwer", antwortete Ludwig lächelnd, um neugierig hinzuzufügen: „Wird dein Veſuv heute Feuer ſpucken?"

„Ich wünſche es von Herzen! Ein Vulkan muß zeigen, was er iſt und was er kann! Und ſchließlich iſt er ja auch kein Reiſeziel für Leute, die ſich langweilen, wenn ſie nicht ab und zu einmal erſchrecken können ... Ihr kennt ein wenig Italien? Ja? Nun, dann wißt ihr ja, daß es gar nicht das Muſeum iſt, für das es von den meiſten Fremden

angesehen wird. Die Welt wird sich wundern, wenn Italien einmal aufsteht und sich in Marsch setzt", fügte er geheimnisvoll hinzu. „Gute Reise!"

Er nickte Ludwig und Emil zu und begab sich wieder zu den anderen, die ihn schon erwarteten und mit neuen Fragen bestürmten, auf die er in großer Geduld einging. Währenddessen fuhr die Bahn durch das Licht, das in ungeheuerlichen Strömen aus dem Himmel flutete, aus diesem Ozean der Lüfte, in dem der Feuerball der Schöpfung, die goldene Sonne, flammte.

In die Tiefe blickend, sah Ludwig eine unvergleichliche Landschaft, die etwas Traumhaftes an sich hatte, denn er erinnerte sich, von diesem blauen Golf schon einmal geträumt zu haben. Meer und Land vereinten sich im Westen an einer goldenen, zitternden Grenze, in der silberne und rosenfarbene Schleier hingen. Mit weißen Dörfern schmückte sich der sanft bebende Meerbusen. Das tiefe Grün der Gärten schimmerte zärtlich, die Pinien und Zypressen schossen wie schwarze Springbrunnen empor.

Plötzlich, als sei ein riesenhafter Vorhang gefallen, erlosch das Licht. Die Bahn rollte in die Wolken hinein, die dunkel um den Vesuv und Monte Somma zogen, die verdorrten Häupter mit ihren fliegenden Schatten umhüllten.

Nun waren auch die letzten Sträucher und Gebüsche gestorben und von einer unsichtbaren Hand aus dem dunklen Boden gerissen. Nur hartes Gras

und gelbe Binsen wuchsen noch in der vergifteten Erde, die immer mächtiger wurde. Bald war nichts mehr zu sehen als Geröll, verwitterte Lava und Asche. Die Reisenden schwiegen und fühlten die großen Schauer der Vernichtung. Es dauerte nicht mehr lange, da war die Station am Fuße des Kegels erreicht. Mit der Zahnradbahn ging es die letzten Minuten hinauf nach dem Gipfel, der an diesem Tage ein Tanzpalast gespensterhafter nasser Wolken und weißer, wehender Nebel war.

Die Reisenden verließen zögernd den sicheren Wagen und gingen in den Nebel hinein, aus dem sich einige vermummte Männer lösten, die Führer aus dem Dorfe Resina, das über dem verschütteten Herkunaum liegt. Sie brachten die Fremden nach dem riesigen Rand des Kraters, der wie ein ungeheurer Rachen klaffte. Nur Ludwig und Emil wagten den Abstieg.

Steil und schmal klebte der Weg an den schroffen Wänden, die nur undeutlich aus wehendem Nebel aufragten. Manchmal polterten losgerissene Steine in die Tiefe, aus der ein mattes Echo kam. Das Seil, das Ludwig und Emil mit dem Bergführer verband, gab ihnen ein Gefühl tröstlicher Sicherheit. Schritt für Schritt ging es abwärts, und endlich war der Grund erreicht.

Ludwigs Vater hatte bei einem Urlaub, als er von Verdun kam, dem Sohne einmal von den Schlachtfeldern im Westen erzählt, von der durch Minen und Granaten umgepflügten und durch

Chemikalien vergifteten Erde. Daran mußte Ludwig plötzlich denken, als er mit Emil nach dem eigentlichen Krater schritt. Es war wie eine Wanderung über ein schlafendes Schlachtfeld. Jeden Augenblick konnten die Geschütze losrollen. Aber man konnte auch glauben, man schreite über die Erde eines dem Verderben geweihten Sternes, oder man nähere sich dem schrecklichen Eingang der Hölle.

So stark wie nie zuvor in seinem Leben empfand Ludwig mit der bezwingenden Gewalt einer Offenbarung die Fülle und Einmaligkeit seines Daseins und jenes unsterbliche Blühen und Fruchten, das die Sonne auf unsere Erde geschaffen hat. Er entsann sich der frischen Morgenluft, die erfüllt ist vom zarten Duft der erwachenden Blumen und von dem seligen Lerchenjubel, an das verliebte Spiel der Schmetterlinge dachte er, an einen Abend an der Donau, wo ihn einmal ein Mädchenblick aus sehnsüchtigen Augen getroffen hatte. Und wie das ferne Läuten einer Glocke hörte er die Stimme Mariannes klingen. Wo mochte sie jetzt sein?

Plötzlich fiel ihm ein, daß ja auch aus dem Grausen des Kraters das Leben kam und noch in der glühenden Lava schlummerte, die sich nur verkühlen mußte, um in der langsam mahlenden Mühle der Zeit zu fruchtbarer Erde wurde. War er hier dem eigentlichen Ursprung des Lebens nahe, wo er glaubte, dem Tod ins Gesicht zu sehen?

Entstand das Leben aus der seelenlosen Chemie? Aus dem Feuer? Aus dem Salzwasser? Waren diese herrischen Formeln die Erklärungen für das Wunder des Lebens? Oder waren sie nur die kühlen Gebote einer entgötterten Zeit, die genau so inbrünstig nach dem Ursprung der Schöpfung suchte wie die Mystiker des Mittelalters?

Er wußte es nicht, denn er war kein Chemiker und kein Mystiker, sondern ein junger Mensch, der einen großen Umweg über Neapel an die Piave machte und heute mit Emil in eine Tiefe gestiegen war, um den Aschekegel der vulkanischen Feuereisse des Vesuvs zu sehen, die sich aber jetzt immer noch in Wolken hüllte.

In unsichtbaren Schwaden kam der Schwefeldampf aus den Erdrissen. Emil zerrte am Seil, und schritt mit Ludwig in das Unbekannte hinein. Heulend stieß der Sturm in den Abgrund und machte für Augenblicke die Sicht frei. Durch den ziehenden Nebel sahen die beiden nun den eigentlichen Krater, der sich schwarz und drohend erhob und einen grauen, hier und da gelben oder roten Rauch ausspie.

Als der Bergführer stehen blieb, war es, als hätte er mit dem Vesuv eine Verabredung getroffen, denn plötzlich grollte und polterte der Berg, und einmal krachte es wie von Kanonenschüssen. Der Lavaboden schwankte dabei, ein Zittern ging durch die Erde, ein leises Erschrecken, das sich auch auf Ludwig und Emil übertrug. Sie lauschten mit

geschärften Ohren und hörten dunkle Felswände in das Feuerloch des Kraters stürzen. Kurz nachher stiegen die Schwefeldämpfe immer schneller und dichter aus den Erdspalten.

In dieser unheimlichen Tiefe ging Ludwig jeder festgeprägte Begriff verloren. Er kam sich wie ein Forschungsreisender vor, der ein unbekanntes Land als erster Mensch betritt, das Herz voller Kühnheit erfüllt, die endlich die Unruhe und das Zittern vor dem Unbekannten besiegt hat.

Der Bergführer jedoch schien das Unirdische dieser Landschaft gar nicht mehr zu empfinden, denn er ließ sich von Emil zwei Kupfermünzen geben. Mit dem Geld in der Hand schritt er schnell in die wieder dichter werdende Finsternis hinein, der flüssigen Lava zu, die dort irgendwo in dünnen Bächen quoll. Als er nach einigen Minuten wiederkam, Ludwig und Emil hatten sich nicht von ihren Plätzen gerührt, brachte er die zwei Münzen wieder, ein merkwürdiges Andenken, tief in heiße, nach Schwefel riechende Lava gedrückt. Jeder bekam ein so seltsam aufbewahrtes Kupferstück und steckte es in die Tasche.

Noch einmal grollte der Berg. Emil drängte zum Aufbruch. Diesmal riß er am Seil, als zöge er eine Notleine. Und nun ging es wieder in das Leben hinauf. In mühsamer Kletterei wurde der Gipfel erreicht, um den immer noch der Sturm brauste, dieser kühle, erfrischende Sturm, der den Druck von den Stirnen nahm, mit irdischen Be-

griffen zu messen war und die verschwefelten Lungen reinigte.

Die anderen waren bereits zur Station gegangen. Nach zehn Minuten senkte sich der Wagen der Bahn aus dem Nebel und aus den Wolken bergab. Nach weiteren fünf Minuten schien wieder die Sonne. Der Schaffner versuchte, mit den Steinblumen des Vesuvs, mit schönen Kristallen und Schwefelstücken, kleine Geschäfte zu machen. Die Engländerinnen kauften von diesen Andenken, ebenfalls das amerikanische Hochzeitspaar. Ludwig und Emil indessen betrachteten die Lavastücke, in denen die Kupfermünzen eingeschlossen waren.

Um den Krater hingen noch die Wolken, wehten noch die Nebel, aber um die Bergbahn leuchtete das Licht. In der vergifteten Erde und schwarzen Asche faßten die ersten Gräser und Gebüsche wieder festen Fuß, unvergleichlich war ihr Lebenswille. Das Observatorium wurde sichtbar, ebenso der Gipfel des Monte Somma. Die in dunklen, harten Wellen erstarrten Lavaströme, sie schimmerten blau und schwarz, um manche war ein Anhauch von blassem Rot, zeigten ihr vernichtendes Sturzfeld. In den toten Steinströmen standen die Trümmer einer ausgebrannten Hütte.

Am Hotel Eremo, das wie in einer grünen Oase liegt, hielt die Bahn. Die Reisenden verließen den Wagen, um an den weißgedeckten Tischen ihre Mahlzeit einzunehmen und sich von den Schrecken der Bergfahrt zu erholen. Der rote

Veſuvwein funkelte in den Gläſern, die ſilbernen Platten, auf denen der Braten duftete, ſchimmerten. Lautlos bedienten die Kellner die Fremden aus den fernen Ländern in dieſem merkwürdigen Hotel an der Grenze zwiſchen Leben und Tod.

Ludwig und Emil richteten mit ihren Meſſern furchtbares Unheil auf den ſilbernen Platten an. Zum erſten Male aßen ſie in einem Hotel an einer feſtlichen Tafel. Sie waren froh, als alles überſtanden war. Mit Mühe und Not reichte ihr Geld, nachdem ſie alles zuſammengeſucht hatten, für die Rechnung aus. Aber ſie lächelten, als ſie das Hotel verließen. Wenn einer von ihnen ſich dieſe Mahlzeit verdient hatte, dann waren ſie es geweſen. Über harte Lava und fruchtbare Erde gingen ſie nach Pugliano hinunter, nachdem ſie dem italieniſchen Reiſebegleiter, der in der Küche gegeſſen hatte, alles Gute wünſchten. Mit der Schnellbahn fuhren ſie in die Stadt und hielten einen Kriegsrat ab. Ihre Reiſekaſſe war erſchöpft.

Carlos machte ein enttäuſchtes Geſicht, als für ihn kein Wein mehr bezahlt wurde. Reinhard ſetzte ſich an ihren Tiſch, ließ ſich von der Reiſe in den Krater des Veſuvs erzählen, warf eine Lira auf den Tiſch und ſagte:

„Trinkt einen Schluck auf mein Wohl. Ich fahre heute nach Rom. Vielleicht treffen wir uns dort. Ihr gefallt mir. Macht's gut!"

„Macht's gut!" rief ihm Ludwig nach, während Emil die Lira an ſich nahm und zwei Teller Mak-

karoni mit geriebenem Käſe beſtellte. Als ſie gegeſſen hatten, gingen ſie in die Stadt, wo die Straßenjungen und Händler eben die Abendzeitungen ausriefen. Von Demonſtrationen und Schießereien war in dieſen Ausrufen die Rede, von bewaffneten Auseinanderſetzungen, aber nicht von Lorbeer, nichts von unſterblichen Göttern oder von der unvergleichlichen Schönheit Italiens.

Die Lottos wurden von aufgeregten Spielern umdrängt, die auf ihre Glücksnummern warteten. Straßenjungen lagen faul in der Sonne oder liefen neben den Fremden her, wobei ſie Radſchlugen oder Purzelbäume machten, um einige Kupferſtücke zu erbetteln. Unten auf den Prachtſtraßen am Meer konnten ſich andere Jungen, die Poſtkarten verkauften, in fünf Sprachen mit den Reiſenden verſtändigen.

6. Der letzte Tag

Obwohl ſie kein Geld mehr beſaßen, waren Ludwig und Emil unbekümmert und glücklich. Wie die Pfeiler einer Brücke, unter der der Strom der Zeit dahinfloß, einmal vom Lichte getroffen, ein andermal in Dunkelheit dahinſchießend, aber nie in träger Ruhe verharrend, ſtanden die in Neapel verbrachten Tage in Ludwigs Erinnerung. Wie ſchön war doch dieſe weiße Stadt am blauen Golf!

Wenn die Sonne groß und kupferfarben, ein Lichtrad, deſſen Speichen bis zum letzten Augenblick golden ſchimmerten, in dem rauſchenden Meere unterging, wenn der Himmel neben den roten und gelben Farben auch ebenholzſchwarze und apfelgrüne annahm, wenn der Wind die Segel der einfahrenden Barken und Fiſcherboote bauſchte, wenn in der langſam hereinbrechenden Dunkelheit die Dörfer den Golf glühend einſäumten, um dieſe Zeit zwiſchen Tag und Nacht erklang überall Muſik. Die Guitarren zirpten wild durch die Dunkelheit, zwitſchernd, trillernd und ſchmelzend, wie Geſang der Vögel ſtiegen hier und da kleine Lieder auf, und nach dem Veſuvgipfel reihten ſich die Lichter der Bahn wie die elektriſchen Lampen einer Prachtſtraße, die am Rande des Lebens endete.

Und nun waren für Ludwig und Emil die letzten Tage gekommen. Am Morgen gingen sie nach dem Meere und sahen den braunhäutigen Fischern zu, die nackt und barfüßig die triefenden Netze ans Land zogen. Viele Kinder waren dabei, die mit gierigen Händen nach den schimmernden Fischen griffen und sie, als seien sie die besten Leckerbissen, noch zappelnd verspeisten. Auch die beiden Freunde versuchten so ein Frühstück, doch sie waren keine napolitanischen Straßenjungen und spien die nasse Beute des Salzmeeres sofort wieder aus.

„Wir gehen abkochen, auf irgendeinem Schiff werden wir schon eine Mahlzeit bekommen", sagte Emil, und als sie im Handelshafen einen deutschen Frachter fanden, war für das Frühstück gesorgt.

„Das Essen, das ich in meinem Leben schon habe stehenlassen, möchte ich haben", brummte der Seemann, als der Mittag kam. Sie saßen unter den Palmen der Villa Nationale unweit des berühmten Aquariums. „Was meinst du, sollen wir es bei einem Bäcker versuchen?"

„Gehen wir", sagte entschlossen der andere.

Mit prüfenden Blicken starrte Emil in die Bäckerläden, er wollte eine Meisterin darin sehen, eine Frau, deren Herz er mit seinem verrückten Italienisch wachsweich machen wollte. Aber die Meisterinnen sorgten wohl eben in der Küche für das Essen der Meister, und so trat er entschlossen in einen von Brot förmlich überquellenden Laden ein. Ludwig, der draußen wartete, hatte noch nie

einen Menſchen eine Bäckerei ſo ſchnell verlaſſen ſehen wie ſeinen Freund, der in wilden Worten das ganze italieniſche Bäckergewerbe verfluchte.

„Wo iſt das Brot?“ fragte Ludwig.

„Immer noch im Laden, du Narr, ſie haben davon ſo viel, daß ſie es verkaufen!“

„Laß mich einmal mein Glück verſuchen!“

„Viel Vergnügen, aber ſieh dich vor, der Bäcker hat ein Brett neben ſich ſtehen, der Kerl haut zu!“ warnte der Seemann.

„Das Brett, von dem du ſprichſt, hat er beſtimmt vor dem Kopfe, wenn er mir nicht geben will, was ich verlange“, antwortete Ludwig lächelnd und betrat die Bäckerei.

Als der Meiſter nach dem Brett griff, um es dem neuen Bettler, wie er dachte, über den Kopf zu ſchlagen, tanzte eine Kupfermünze auf den Ladentiſch. Ludwig hatte ſie aus dem Lavabrocken gelöſt. Geld zum Andenken, wenn man Hunger hat? Brauchte er zu Hauſe vielleicht einen Beweis, wenn er erzählte, er ſei am Aſchekegel des Veſuvs und im Krater geweſen? In ihm ſelber lag der Beweis, in ſeinem Erlebnis, in den Schauern, die über ſeinen Rücken liefen, als der Berg dumpf donnerte. Ein Geldſtück in einem Lavabrocken? Unſinn, weißes Brot dafür war tauſendmal beſſer!

Mit verwunderten Augen ſtellte der Meiſter das Brett in die Ecke, riß von einem langen weißen Brot einen Fetzen ab und ſchob ihn Ludwig

mürrisch zu. Man sah es ihm an, daß ihm dieses Geschäft leid tat. Am liebsten hätte er zugeschlagen, um durch einen neuen Hieb alle Bettler von seinem Laden abzuhalten. Ludwig verabschiedete sich mit ausgesuchter Höflichkeit. Erst draußen lächelte er.

Emil bekam große, runde Augen, als der andere mit dem weißen Brote erschien. Neugierig trat er hinzu und wollte wissen, durch was für beschwörende Worte Ludwig das versteinerte Herz des Napolitaners gerührt hatte.

„Ganz einfach", erklärte Ludwig, „man muß mit den Eingeborenen nur im Dialekt sprechen können! Du wirst dich wahrscheinlich sehr unhöflich betragen haben, Emil. Der Meister war sehr freundlich, sollte ich da nicht auch freundlich sein? Siehst du, das ist das Geheimnis des Erfolges!"

„Ja?"

„Nein!" entgegnete Ludwig und verriet lachend, wie er zu dem Brote gekommen war.

„Mensch!" rief der Seemann erschrocken aus. „Du hast den Soldo geopfert?"

„Haben wir in Genua nicht beschlossen, gemeinsame Kasse zu machen?"

„Das schon, aber ..."

„Hier ist die Hälfte vom Brot!"

Sie aßen und gingen nach dem Palmengarten am Hafen zurück. Schon unterwegs nahm sich der Seemann das kleine Wörterbuch vor und vertiefte sich in die italienische Sprache. Auch im Park las

er mit lautloſen, beweglichen Lippen. Daß Ludwig auf den Gedanken gekommen war, den Soldo aus der Lava des Vulkans in weißes Brot zu verwandeln, rührte an ſeinem einfachen Herzen, und er beſchloß, von ſeinem Kupfer bei einer anderen Gelegenheit einen ebenſo guten Gebrauch zu machen. Als Ludwig nach einer Weile vorſchlug, in eine Kirche zu gehen, um dort eine Stunde oder zwei zu ſchlafen, weigerte ſich Emil und ſagte verdroſſen:

„Mich bringen keine zehn Pferde in eine Kirche hinein. Wenn du müde biſt, geh ruhig ſchlafen. Wir treffen uns in drei Stunden im Warteſaal des Bahnhofes.“

Ludwig verabſchiedete ſich, um Vorrat zu ſchlafen, denn er wußte nicht, womit er in der Nacht ſein Bett in der Herberge bezahlen ſollte. Einen wildfremden Menſchen auf der Straße um das Schlafgeld anzubetteln, wie es Carlos gewöhnlich tat, verbot ihm ſein Stolz.

Zur ausgemachten Stunde trafen ſie ſich im Warteſaal des Bahnhofes und begaben ſich in die Herberge. Carlos und Reinhard waren nach Rom abgereiſt. Auch ſie wollten ſich morgen auf den Weg machen. Am Strand hatten ſie leere Fiſcherboote geſehen, darin konnte man ganz gut ſchlafen. Alſo ließen ſie ſich die Rucksäcke geben und ſchlenderten nach der Via Partenope hinunter. Sie ſetzten ſich auf die Kaimauer, den großen Hotels gegenüber, und ſchwiegen. Schließlich machte Emil den

Vorſchlag, den erſten beſten Menſchen, der vorüberkäme, anzubetteln.

„Helf er ſich!“ ſagte er. „Was macht es ſo einem Burſchen, der mit Geld nur ſo um ſich wirft, ſchon aus, wenn er einem alten Fahrensmann, der alle Meere geſehen hat, eine Lira gibt?“

„Nichts“, antwortete Ludwig leiſe.

Der Hafen ſchlief ein. Die Stadt lärmte noch in der Via Roma, am Hauptbahnhof, auf den großen Plätzen und in den ſchmalen Gaſſen. Die Inſeln im Golf waren nicht mehr ſichtbar. Das Meer ſchimmerte wie roter Wein.

Aus dem düſteren Waſſer kamen einige Fiſcherboote näher, die mit leuchtenden Fackeln erhellt waren, um die Fiſche der Tiefe anzulocken. Am Schnabel des erſten Bootes ſtand, tintenſchwarz gegen den verglimmenden Himmel, ein Mann, der in der rechten Hand einen wurfbereiten Speer hielt und ſcharfäugig das von der Fackel erhellte Waſſer betrachtete. Plötzlich ſtieß er mit einem heftigen Ruck, in dem das Boot ſchaukelte, das Eiſen in die Tiefe und brachte einen großen, zappelnden Fiſch empor.

„Das muß verdammt unangenehm ſein, ſo ein kaltes Eiſen in den Bauch zu kriegen“, brummte Emil.

„Friß, oder du wirſt gefreſſen!“ entgegnete Ludwig kurz.

„Ein ſchöner Troſt für den Fiſch, der eben geſpießt wurde ...“

„Warum iſt er ein Fiſch? Warum biſt du ein alter Tiefwaſſermatroſe und kein Paſſagier erſter Klaſſe auf einem Überſeedampfer? Ach was, man ſollte die Welt nicht nur erklären, ſondern verändern ... Dort kommen Leute. Verſuche bei ihnen dein Glück!"

„Machen wir!" ſagte der Matroſe entſchloſſen.

Aus dem dämmernden Dunkel tauchten zwei Männer auf, die unweit der Kaimauer über die breite Straße bogen und vor einem Hotel ſtehen blieben. Es waren kalabreſiſche Bettelmuſikanten mit Dudelſack und Flöte, die nach einer kleinen Weile mit ihrem Spiel begannen und dabei nach der erleuchteten Hotelfront äugten. Weich und klagend klang ihr Lied nach den verſchloſſenen Fenſtern.

„Arme Teufel", brummte der Seemann und dachte an die goldene Zeit in Genua zurück, wo er manche Lire den Muſikanten geopfert hatte.

Nun dauerte es nicht mehr lange, da öffnete ſich im erſten Stockwerk ein Fenſter, und aus dem ſtrahlenden Licht trat eine dunkle Geſtalt, die einige Kupfermünzen lachend auf das Plaſter warf. Als das Geld über die Steine klimperte, ſagte eine müde Frauenſtimme oben im Zimmer:

„Bitte, ſchließe doch das Fenſter, vom Meere weht ein kalter Wind."

„Sofort, Antonia", erwiderte der Mann, der ſchnell zurücktrat und gehorſam das Fenſter ſchloß.

Die Muſikanten unterbrachen ſofort ihr Spiel, beugten ſich nieder und krochen auf den Steinen hin und her, um das Kupfer zu ſuchen. Dabei lachten ſie leiſe. Der eine erzählte dann in unverſtändlichem Dialekt eine endloſe Geſchichte, die ſein Kamerad mit ſtaunenden Ausrufen ab und zu unterbrach. Schließlich gingen ſie weiter, immer noch erzählend, bis ſie ſich vor dem nächſten Hotel aufſtellten, um dort nach den erleuchteten Fenſtern zu flöten und gefühlvoll zu dudeln.

Emil war inzwiſchen von der Mauer geſprungen und wortlos über die breite Straße gelaufen, wo er ſich niederbeugte und mit brummenden Worten die Steine abſuchte, als ſei er der dritte Mann der Muſikbande geweſen. Als er nach einigen Minuten wiederkam, ſagte er zu Ludwig mit einem überlegenen Lächeln:

„Das hatte ich mir gleich gedacht, dieſe rührſeligen Idioten haben wirklich einen Soldo liegen laſſen ... Denen muß es noch gut gehen. Höre doch, Ludwig, die Burſchen haben wirklich viel Geld, jetzt klimpert wieder Kupfer für ſie herunter. Sollten wir nicht auch als Muſikanten nach Rom ziehen? Da haſt du den Soldo, für das Brot von heute, weißt du!"

„Biſt du verrückt geworden?"

„Nein, aber Millionär!"

Eine Weile ſtritten ſie ſich, wem das Geld gehöre, dem Finder oder dem Käufer des Brotes,

ſchließlich ſteckte es Emil Ludwig unbemerkt in die Taſche und pfiff ein altes Seemannslied, das er auf einer Reiſe durch die Südſee aufgeſchnappt hatte.

Die Straße verfinſterte ſich immer mehr.

Die Fiſcher mit den leuchtenden Fackeln und den eiſernen Speeren waren verſchwunden wie die Muſikanten. Das Meer ſchien zu neuem Leben erwacht zu ſein, man hörte ſeine Schläge heftiger gegen den Strand rollen. Aber die Via Partenope ratterte ein Wagen. Emil ſchlug ſich auf den Mund und gähnte.

„Alſo beziehen wir unſere Paradiesbetten unten am Strand", ſagte er, „wir haben doch kein Glück mehr ... Doch", unterbrach er ſich, „vielleicht, da kommt noch jemand!"

Er beugte ſich vor, wobei ſein Geſicht einen lauſchenden Ausdruck annahm. Seine Augen, weitſichtig und ſcharf von den vielen Nachtwachen auf dem freien Meere, durchdrangen die Finſternis, aus der ſoeben eine junge Frau auftauchte, die ſich langſam näherte. Ihr Geſicht war nicht zu erkennen, aber ihr Gang verriet, daß ſie noch jung ſein mußte. Als ſie einige Schritte vor Emil ſtand, ſprang er von der Mauer, ſo daß ſie erſchrocken zurückfuhr, riß ſeinen Hut vom Kopfe und ſagte:

„Verzeihung, meine Dame! Zwei arme Reiſende, die Hunger und noch kein Schlafgeld haben, bitten die Dame um eine kleine Unterſtützung."

Die junge Dame mußte ebenso scharfe Augen wie der Seemann haben, denn sie blickte nicht auf ihn, sondern auf Ludwig, der auf der Mauer sitzen geblieben war. Plötzlich lachte sie hell auf. Und dieses Lachen war es, daß er von der Mauer sprang und die Fremde fassungslos anstarrte.

„Ich habe also richtig gesehen, mein Freund Ludwig!" sagte die Fremde. „Mein Freund Ludwig aus Genua sitzt in Neapel mit seinem Freunde unten am Meere und bettelt Spaziergänger an. Guten Abend, wie geht es Ihnen?"

„Marianne!" rief er und wollte davonlaufen.

„Dageblieben!" befahl sie.

„Wie – geht – es – Ihnen?"

„Besser als Ihnen, Ludwig", erwiderte sie. „Viel viel besser!" fügte sie mit Nachdruck hinzu. „Wo waren Sie denn damals in Genua?" fuhr sie fort. „Ich kam eine Stunde später als abgemacht nach dem Treffpunkt, doch Sie waren bereits verschwunden. Sie scheinen noch keine Verabredung mit jungen Mädchen gehabt zu haben, sonst müßten Sie wissen, daß wir uns immer ein wenig verspäten."

„Nun, ich ..."

„Erzählen Sie später", wehrte sie ab und entnahm ihrer Handtasche einige Silbermünzen, die sie Ludwig geben wollte, doch der schob den Seemann vor, der schnell zugriff.

„Ich, nun, ich habe an dem Abend die ganze Stadt nach Ihnen abgesucht, Marianne ..."

„Wirklich?“

„Ja! Und ich hatte große Sorge um Sie... Seit wann ſind Sie in Neapel? Wie – geht – es – – – Caſanova? Und – – was macht der Holländer? Iſt er auch in der Stadt?“

„Alles der Reihe nach“, erwiderte ſie, „wir wollen in ein Café gehen, hier iſt es zu kühl, vom Meere weht ein kalter Wind.“

Vom Meere weht ein kalter Wind? Genau dieſelben Worte hatte vor wenigen Minuten eine unſichtbare Dame in dem Hotel gegenüber geſagt, als ſie ihren Mann bat, das Fenſter zu ſchließen. Er ſchloß es mit einem leiſen Klirren.

„Ich... wir treffen uns nachher, Ludwig“, ſtammelte der Seemann. „Ich will nicht ſtören...“

„Stören? Kommen Sie mit“, ſagte das Mädchen, und die drei gingen die Prachtſtraße hinunter, die wie ausgefegt vor ihnen lag. Marianne berichtete unterwegs, daß ſie am Vormittag mit Neuhaus angekommen ſei. Von dem Holländer fiel kein Wort. Am Palmengarten bogen ſie rechts ab und betraten ein kleines Café, wo ſie an einem der runden Marmortiſche Platz nahmen.

„Mit Neuhaus bin ich fertig“, ſagte Marianne, als die Getränke vor ihnen ſtanden, „wir haben uns während der ganzen vergangenen Tage gezankt. Es war abſcheulich. Er fühlte, wie es um mich ſtand. Sogar er fühlte das... Hat er Ihnen einmal von unſerer Flucht aus Dresden erzählt?“

„Ja", erwiderte Ludwig, „in Genua fing er einmal davon an. Er sagte, es hätte ihm viel Kampf und Mühe gekostet, Sie zu der Reise zu überreden."

„Es war gerade umgekehrt", erklärte sie in jenem Tonfall, der keine Lüge erlaubt. „Ich wollte aus dem Käfig heraus und drängte zur Flucht. Aus Langeweile hatte er sich damals in mich verliebt, oder weil es sein Vater oder mein Vater so wünschten. Und als er sah, daß es mir ernst wurde mit dem Weggehen, bekam er Angst, der Feigling! Schließlich habe ich gehandelt, indem ich die Papiere und das notwendige Geld verschaffte. Leicht war das nicht, mit einer Lüge im Herzen dem Vater in die Augen zu sehen, obwohl wir uns fremd geworden waren in den letzten drei Jahren."

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, und als sie eine Locke ordnete, begeisterte sich Ludwig an dieser zarten, unbeschreiblich weiblichen Bewegung. Ja, und dort lagen immer noch wie verstreuter Goldstaub aus weißen Rosen die kleinen Sommersprossen. Marianne indes betrachtete sich in einem der vielen Spiegel, sie tat, als habe sie Ludwigs Blicke nicht bemerkt, und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Neuhaus, das müssen Sie wissen, Ludwig, ist ein innerlich leerer Mensch, in dessen Herzen, wie in einer Rumpelkammer, die abgetragenen Kleider einer alten Zeit aufgestapelt sind. Verstaubte

Ideale und kein kühner Gedanke! Er ist noch schrecklicher als mein Vater ... Nun, wir trennen uns. Er soll ruhig wieder nach Hause fahren. Ich habe andere Pläne."

„Was für welche?"

„Zuerst reisen wir nach Ägypten und sehen den Nil und die Pyramiden. Von dort aus geht es weiter nach Java. Es wird herrlich! Morgen abend läuft unser Schiff aus!" sagte sie wie eine kleine Schauspielerin, die zum ersten Male eine große Rolle spielen darf und weiß, daß von diesem Auftreten ihre ganze Zukunft abhängt. „John hat versprochen, mich zu heiraten!"

„Also doch der Holländer!" rief Ludwig und blickte sie bestürzt an. Am liebsten hätte er seinen Arm um ihre Schultern gelegt wie damals in Genua, als die Fledermäuse kamen.

„Ja, der Holländer. Morgen fahre ich mit ihm nach Ägypten", sagte sie still und mit gesenkten Augen, um noch leiser hinzuzufügen: „Schon damals, als ich mit Fronsbeck sprach, hatte ich mich entschieden ... Wenn Sie an der Piave gewesen sind und nach Deutschland kommen, und wenn es Ihnen nichts ausmacht, nach Dresden zu reisen, suchen Sie bitte meinen Vater auf und sprechen Sie mit ihm. Sie sind mir ein guter Freund geworden. Ein Bruder wie Sie, Ludwig, hat mir gefehlt. Ja, sprechen Sie mit meinem Vater, ich weiß, Sie werden mein bester Verteidiger sein."

„Ach, Marianne", ſagte er ſeufzend. „Sie kennen den Holländer doch erſt einige Tage ..."

„Kenne ich Sie länger, Ludwig?" entgegnete ſie und richtete ihre grünen Augen eindringlich auf die ſeinen. „Nein, nicht länger, und wir ſind wirklich Freunde geworden! Aber das eine verſpreche ich Ihnen, ich will John erſt erproben, ehe ich mich ihm für immer verbinde. Ich will nicht ein zweites Mal ſo ſchrecklich enttäuſcht werden wie von Herrn Neuhaus. Und noch eins: ſobald ich in Ägypten bin, ſchreibe ich Ihnen. Wohin?"

„Nach Venedig."

„Gut, Ludwig. Und nun muß ich gehen", ſagte ſie und erhob ſich. „Es war mir eine rieſige Freude, daß ich Sie noch einmal geſehen und geſprochen habe. Wenn ihr Caſanova ſeht, verratet mich nicht. Ich habe an Vater geſchrieben und alle Schuld auf mich genommen. Leben Sie wohl, Ludwig, und vergeſſen Sie mich nicht."

„Ich Sie vergeſſen, Marianne?" ſagte er mit ſo bewegter Stimme, daß ihre Augen feucht wurden. Nun drückte ſie ſeine Hand, nickte Emil zu und ſchritt davon.

„Ein wunderbares Mädchen, dieſe Dame", ſagte Emil begeiſtert, „und ſo was geht einfach von zu Hauſe auf und davon, ſo was fährt mir nichts dir nichts nach Ägypten und dann nach Java. Ich möchte in der Dunkelheit dem noblen Holländer einmal begegnen ... Wenn ich daran denke, daß meine Schweſter Sabine ſo einem Caſanova oder

Holländer in die Hände fiele ... Ein Schiff! Ein Schiff! Wenn wir in Rom mit Boris abgerechnet haben, nehme ich sofort wieder Heuer. Am liebsten auf einem Pott, der nach Indien fährt, nach Java. Aber er muß in Port Said anlaufen!"

„Ich führe gern mit, Emil", sagte mit einem tiefen Seufzer Ludwig.

„Mensch, so fahre doch!"

„Nei – ein, es geht nicht, leider."

„Nun, dann werde ich dir aus Java schreiben. Oder schon aus Ägypten; nach Venedig?"

„Nach Venedig. Oder nach Dresden."

„Was willst du in Dresden?"

„Mit Mariannes Vater sprechen!"

„Ach so, natürlich", sagte Emil nachdenklich. „Sie bat dich ja darum."

Ludwig schwieg.

Nach einer kleinen Weile verließen sie das Café. Ein fremdes Schicksal hatte sie wie mit Geisterflügeln gestreift. Ludwig ballte in ohnmächtiger Wut seine Hände. Warum hatte er Emil nicht weggeschickt und unter vier Augen mit Marianne gesprochen? Aber sie schien das befürchtet zu haben, denn sie bestand ja darauf, daß Emil mit ins Café ging. Was hätte er sagen sollen? Vielleicht so: ‚Marianne, ich liebe Sie! Ich bin Autoschlosser und verdiene, wenn ich nicht gerade arbeitslos bin, in der Woche so viel, daß zwei junge Menschen davon leben können. Auch drei und vier, wenn es sein muß!' Vielleicht hätte sie geantwortet: ‚Tut

mir ſchrecklich leid, Ludwig, aber mein Herz iſt nicht mehr frei!" oder einen anderen ähnlichen Satz, wie ihn die jungen Damen in den Romanen ſagen. Aber das wäre gleich geweſen und hätte klare Verhältniſſe geſchaffen. Doch nun trug er eine unausgeſprochene Liebe mit ſich herum.

Emil klimperte mit dem Silber, das er von Marianne bekommen hatte.

„Gehen wir in die Herberge?" fragte er plötzlich.

„Nein", erwiderte Ludwig ſchroff, „wir ſchlafen unten am Meere in den Fiſcherkähnen."

„Ach ſo", ſagte der Seemann und pfiff leiſe vor ſich hin. „Ach ſo, Ludwig."

Schweigend legten ſie den Weg nach dem Strand zurück, wo ſie ſich in einem Fiſcherkahn verkrochen. Der Wind vom Meere wurde immer kälter. Die Wellen plätſcherten am flachen Ufer und zerſchäumten an den ſchwarzen Steinen. Aus unendlichen Räumen blitzten die Sterne auf und ordneten ſich zu ſtrahlenden Gleichniſſen. Ein verſpäteter Dampfer, der noch den Hafen erreichen wollte, ſchrie laut wie um Hilfe. In der Luft war ein zarter Duft von Erde und Lorbeer, der ſich mit dem Salzatem des Meeres vermiſchte.

Seite an Seite lagen Ludwig und Emil im Boot auf den harten Planken, ſchwiegen lange und dachten beide über das Mädchen nach. Endlich ſchliefen ſie ein.

In der ſechſten Morgenſtunde wurden ſie von der Kälte geweckt und krochen zähneklappernd aus

ihren harten Betten. Emil fluchte jetzt über die Narrheit, mit Silbergeld in der Tasche in einem Fischerboot zu schlafen anstatt in der Herberge, die sich sogar Hotel nannte, Ludwig aber lächelte in den Zorn des Seemanns hinein, bis der andere grinsend sein gutmütiges Gesicht verzog und seine Morgenwaschung damit begann und beendete, daß er zwei Finger in die Wellen tauchte und sich über die Augen fuhr. Sie stiegen nach dem Corso empor und sahen die Morgenröte heranwehen, die als ewiges Signal der Sonne den Vesuv überflutete, um dann über den Bergen von Castellamare zu lohen und sich jauchend über den Felsen von Capri in das vor Erregung zitternde Meer zu stürzen. Ungeheuerlich, wie ein Ereignis, stieg die Sonne empor.

Als sie nach der Stadt gingen, trafen sie unterwegs den Maler. Er sah übernächtig aus, tat verzweifelt und suchte nach Marianne, die ihn gestern abend verlassen hatte. Schnell trat er auf Ludwig und Emil zu und begrüßte sie, als seien sie die besten Freunde. Dann schleppte er sie in eine Weinkneipe, wo er bei rotem Vesuvio ihnen sein Leid zu klagen begann.

„So eine Gemeinheit", sagte er, „ich habe die Marianne überredet, mit mir nach Italien zu reisen, ich habe sie mit nach Venedig, Lugano und Genua genommen, ich habe auch die Reise nach Neapel bezahlt. Ich habe mir die Hände wund gearbeitet für sie, ich habe sie ernährt und gekleidet, ich habe

ihr alle Wünſche von den Augen abgeleſen, dieſer Eisjungfrau, ich habe ſie gehalten wie eine Prinzeſſin! Ich ... Habt ihr ſie nicht in Neapel geſehen?"

„Nein", erwiderte Ludwig abweiſend, „wir haben ſie nicht geſehen, deine ... Eisjungfrau." Er ſprach das Wort mit einem gewiſſen Stolz und Hohn aus. „Wenn ſie von dir gegangen iſt, biſt du daran ſelber ſchuld. Das weißt du doch ſelber, Menſch! Warum ließeſt du ſie deine ſchlechten Bilder ins Hotel bringen?"

„Schlechte Bilder? Erlaube mal!" brauſte der Maler auf. „Es ſind echte N's! Was verſtehſt du ſchon davon?"

„So viel, daß ich, wenn ich Geld hätte, keins kaufen würde!"

„Was haſt du gegen mich?" fragte der Maler plötzlich.

„Marianne!" entgegnete Ludwig kalt, „Du haſt ſie auf dem Gewiſſen!"

„Ich? Mann, ſie hat dich behext, wie ſie mich und alle Männer, die ſie kennenlernt, behext. Jetzt weißt du Beſcheid, ja? Ich bin übrigens froh, daß alles ſo gekommen iſt. Denkſt du, ich hätte von dem Mädel was gehabt? Nichts, nur Ärger und Sorgen! Aber anſtändig war ſie, ich hatte geſtern mit ihr eine große Ausſprache, danach hat ſie ihrem Vater einen Brief geſchrieben, der mir geſtattet, daß ich wieder nach Hauſe kann ... Warum trinkt ihr nicht? Ihr ſeid doch meine Gäſte!"

„Du haſt viel Mut, Caſanova", ſagte Ludwig leiſe und gefährlich, ohne den Wein anzurühren, „was willſt du denn zu Hauſe dem Vater von Marianne erzählen?"

„Nichts. Ich gehe nach München oder Düſſeldorf. Ich ſtehe auf dem Standpunkt, der alte Herr hätte auf ſein Fräulein Tochter beſſer aufpaſſen ſollen! Ich habe mich mit meinem alten Herrn bereits verſtändigt. Ich habe einen Brief von ihm, worin er erklärt, er wolle mit Nachſicht über dieſe ganze Sache hinweggehen. Ich ſollte mir wegen der Marianne meine ganze Zukunft verſauen laſſen? Ich denke nicht daran!"

Obwohl Ludwig am liebſten dem Maler mit Fauſtſchlägen in das zufriedene Geſicht geantwortet hätte, blieb er dennoch bei ihm ſitzen, um noch mehr von Marianne zu erfahren. Er ließ den Wein weiterhin unberührt, während Emil ſchon beim dritten Glaſe war. Caſanova erzählte und wurde dabei immer fröhlicher und beſchwingter, die Ausſicht, nach Hauſe zu fahren, heiterte ihn beträchtlich auf. Schließlich erzählte er Anekdoten und gab ſich als verkanntes Genie aus.

„Ich weiß es genau, daß meine Zeit noch kommt", ſagte er, „ich betrachte die italieniſche Reiſe als einen Zwiſchenfall, als eine Studienfahrt ſozuſagen. Ich komme als ein erfahrener Mann zurück. Ich weiß Beſcheid. Und im übrigen, ob du es glaubſt oder nicht, ich habe Marianne geliebt wie

nie zuvor eine Frau", schloß er und wischte sich eine eingebildete Träne von den falschen Augen.

Emil hatte, obwohl er von dem Wein des Malers bedenkenlos getrunken hatte, Karl-Otto wie eine Merkwürdigkeit betrachtet, wie eine Mißgeburt, wie sie in den Hafenstädten in den Wachsfigurenkabinetts gezeigt wurden. Nun griff er nach seinem Glas und schüttete den Rest des Weines Casanova ins Gesicht, sagte: „Pfui Teufel!" und verließ mit Ludwig die Kneipe. Draußen schüttelte er sich.

„Denke nicht, ich hätte Marianne vergessen, weil ich von dem Wein des Kerles trank", sagte er, „der Wein war wirklich gut und konnte nichts für Casanova, aber das war ich dem Mädel schuldig, daß ich ihm den Rest ins Gesicht goß. Oder nicht?"

„Gut gemacht, Emil!" antwortete Ludwig.

Am Abend verließen sie Neapel und stiegen nach den Höhen hinauf. Unten dunkelte und leuchtete der Golf. Als Ludwig und Emil sich noch einmal umdrehten, war es, als verblühe unter ihnen langsam eine kostbare Rose, die ihre flammenden goldenen Blätter achtlos verstreute. Zur selben Stunde reiste Marianne mit dem Holländer nach Ägypten. Hand in Hand standen sie lange auf dem Promenadendeck und sahen wie die beiden Wanderer Neapel wie eine goldene Rose verblühen.

7. Unterwegs

Hinter Neapel begannen in der Dunkelheit wölfisch die Hunde zu heulen. Sie geiferten aus den einsamen Höfen, die an der Straße lagen, auf der Ludwig und Emil wanderten. Geisterhaft fremd schliefen weiße Dörfer unter dem tiefen Nachthimmel, in dem ein großer Mond aufgestiegen war und silbern über den fernen, blauen Bergen stand, eine unerschöpfliche Lichtquelle, die alles in einen strömenden Glanz tauchte. Dieser Mond und die blauen Berge, die heulenden Hunde und ein leichter Wind, die verstreuten Gehöfte und die weiße Straße nach Rom – all dieses vereinte sich zu einem Farben- und Tongemälde von seltsamer, eindringlicher Schönheit und erweckte in Ludwigs Herzen Schwermut und Begeisterung der jungen Jahre.

Unermüdlich heulten die Hunde. Es schien, als haßten sie, die an den Ketten lagen, alle frei durch das schlafende Land Schweifenden. Oder zwang sie der ferne silberne Mond oder die Erinnerung an ihre wölfischen Vorfahren zu dem endlosen, winselnden Gejammer?

„Bist du müde?" fragte der Seemann, als eine fernliegende, unsichtbare Kirche durch dröhnende

Schläge die Mitternacht anzeigte, „ich möchte schlafen."

„Schlafen wir", entgegnete Ludwig.

Sie blieben stehen und sahen sich um. Da sich kein Dorf oder Gehöft in der Nähe befand, legten sie sich, die Rucksäcke als Kopfkissen benutzend, am Straßenrand hin. Mit den Mänteln deckten sie sich zu und waren bald eingeschlafen. Sie erwachten mit dem frühen Tag, und sahen vor sich ein weißes Dorf liegen. Am Horizont blaute die steile Erhebung baumloser Berge, um die das erste Zucken der Morgenröte glühte. Da schüttelten sie den Staub aus ihren Kleidern und machten sich mit einem Dauerlauf, der die Kälte aus den steifen Gliedern vertrieb, davon. Links und rechts der Straße hoben die windzerzausten Wipfel der Ölbäume ihr Laub, das wie grünes Silber schimmerte. Das Dorf war schon wach. An seinem Rande trafen sie einen Steinschläger bei der Arbeit. Emil befragte ihn nach einem Kloster, wo er sich das Frühstück zu holen gedachte.

„Bis zum nächsten Kloster sind es noch drei Stunden", antwortete nach einem prüfenden Blick der Italiener. „Ihr habt Hunger, ja, oder wollt ihr die Messe hören?"

„Hunger!" sagte Emil.

„Da, nehmt das Brot", fuhr der andere fort, während er ein Bündel, das sein Essen enthielt, öffnete. „Wohin soll die Reise gehen?"

„Nach Rom", entgegnete Ludwig.

„Nun, das ist ein weiter Weg, und auf der Straße habe ich schon viele Wanderer gesehen ... Setzt euch hin, Fremde, und eßt, Rom ist ewig und läuft euch nicht davon."

Sie setzten sich neben den Steinschläger an den Straßenrand und aßen das gelbe, feuchte Maisbrot. Sie nahmen von den schwarzen Oliven, die ihnen der Italiener reichte und spülten deren bitteren Geschmack mit einem Schluck Landwein hinunter.

„Wo kommt ihr her? Was ist euer Beruf?" fragte endlich der Italiener.

„Von Deutschland kommen wir, von Genua sind wir nach Neapel gefahren", sagte Emil und nahm einen zweiten großen Schluck aus der umflochtenen Korbflasche.

„Mein Freund ist Goldschläger, ich bin Schiffszimmermann", erklärte, einem plötzlichen Einfall nachgebend, Ludwig, ohne dabei zu erröten, obgleich ihn der Italiener zweifelnd anblickte.

„Goldschläger und Schiffszimmermann? Da werdet ihr bei uns wohl kaum Arbeit finden", erwiderte der Steinschläger. „Gold ist bei uns wenig zu finden, unsere Leute wandern aus, nach den fernsten Ländern, wißt ihr, wenn sie etwas verdienen wollen. Ist die Landstraße eine Werft, wo Schiffe gebaut werden?"

Er lachte und zeigte die weißen Zähne.

„Eine grandiose Idee", fuhr er anerkennend fort, „Goldschläger und Schiffszimmermann, wie?

Du", er ſchlug dem Seemann auf die Schulter, und es war ein mächtiger Hieb, mit dem er ſonſt widerſpenſtige Steine zerſchmetterte, „du biſt Goldſchläger?" Er packte Ludwigs Arm, um deſſen Muskeln zu prüfen. „Du, Freundchen, biſt Schiffszimmermann?"

„Goldſchläger", ſagte Emil mit ungerührtem Geſicht.

„Schiffszimmermann", beſtätigte Ludwig.

„Banditen ſeid ihr, Straßenräuber!" lachte der Steinſchläger, während er ſich auf die Schenkel hieb, „ihr ſchamloſen Märchenerzähler!"

Anfangs fuhren ſie erſchrocken zuſammen, weil der Italiener ſie durchſchaut hatte, aber dann lachten ſie wie er und begannen wahrheitsgemäß von ihren Erlebniſſen zu erzählen. Länger als eine halbe Stunde blieben ſie bei dem Steinſchläger, der ſeine Arbeit vernachläſſigte, um ſich genau über Boris unterrichten zu laſſen. Das war nicht leicht, denn Ludwig ſprach ein ſehr fehlerhaftes Italieniſch, und es gab manche Mißverſtändniſſe zu klären, bevor der Italiener richtig im Bilde war.

„Gut ſo", ſagte er, „dieſem Banditen müßt ihr das Handwerk legen, dieſem Verfluchten, der mit dem Meſſer arbeitet! Da, nehmt noch einen heftigen Schluck!"

„Wir ſchmeißen ihn in den Tiber", erklärte Emil, als er die Flaſche abſetzte.

„Aber erſt ſoll er unſere Fäuſte ſpüren", ſagte Ludwig.

„Und das Messer werft hinter ihm her in den Tiber", riet der Steinschläger, „in unserem Lande ist der Besitz von freistehenden Messern verboten."

Nun war der Wein getrunken, der Fall Boris erledigt, und der Italiener griff nach dem Hammer, nahm sich einen vierkantigen Stein vor und hieb auf ihn, als sei er Boris. Außerdem mußte er die verlorene Zeit wieder einholen.

„Gute Reise!" wünschte er den beiden, schon ganz in seine Steinschlägerei vertieft.

„Wir danken euch", sagte Ludwig und schritt mit seinem Freunde davon.

Gegen Mittag kamen sie an einem Olivenhain vorüber, durch den der Goldstaub der Dezembersonne tanzte und die jungen Mädchen in das rechte Licht stellte, die bei der Ernte waren. Emil, der Vielfraß, der immer hungriger wurde, je weniger Geld er besaß, bettelte sie um Brot an, das er auch bekam. Außerdem schenkten sie ihm eine Handvoll Oliven. Obwohl sie ihm nicht schmeckten, schluckte er sie hinunter, denn er war noch so jung, daß er aus schönen Mädchenhänden auch Rattengift genommen hätte. Er machte den ländlichen Schönheiten verliebte Augen und erregte damit ihr Gelächter. Den ganzen Tag noch sprachen sie über den komischen Bettler ...

Kurz vor Capua wurden die beiden von einer uralten Italienerin angehalten, die mit ihrem schwerbepackten Esel in die Stadt wollte. Auf dem zerschundenen Rücken des Langohrs baute

ſich ein Gebirge von vielen Körben auf. An ſeinen zerſcheuerten Weichen hingen außerdem ſchwere Säcke. Aber die Verſchnürung, die alles kunſtvoll zuſammenhielt, hatte ſich gelöſt, und da die Alte ſie nicht wieder binden konnte, rief ſie Ludwig und Emil herbei.

„Helft mir, ich will euch auch bezahlen", ſagte ſie.

Das hörten ſie gern. Es dauerte nicht lange, da war alles in beſter Ordnung. Die Alte gab ein Zweiſoldi-Stück und wollte einen Soldo wieder haben. Ein Soldo iſt viel Geld, wenn man keinen Soldo mehr hat. Der Seemann beſaß noch die in die flüſſige Lave des Veſuvs eingedrückte Münze, doch die war nicht als Wechſelgeld beſtimmt. Die zwei Lire, die er von Marianne bekommen hatte, waren bereits ausgegeben. Und da Ludwig den Eſel gehalten hatte, während Emil die Verſchnürung ordnete, nahmen ſie mit Recht an, daß zwei Soldo für dieſe Arbeit nicht zu viel waren. Sie erklärten das auch, aber die Alte war anderer Meinung.

„Eure Tante hat ſich mit dem und jenem vergangen, eure Schweſter hat hundert Liebhaber", kreiſchte ſie, „gebt mir die zwei Soldi wieder, ihr Betrüger!"

„Halti mundi!" entgegnete Emil, der kein Wort verſtanden und doch die Beſchimpfung aus dem Gekreiſche gehört hatte. „Halten Sie den Mund", ſollte ſeine Antwort heißen. Als ihn die Alte verwundert anſtarrte, wiederholte er ſeine kurze Anſprache, worauf ſie noch einmal zu geifern begann.

„Einen Augenblick", fiel Ludwig mit freundlicher Stimme ein, „nur einen ganz kleinen Augenblick!"

Hatten ſie nicht eine gute, ſaubere Arbeit geleiſtet? War ihnen nicht eine entſprechende Bezahlung dafür verſprochen worden? Und dafür die Beſchimpfung? Mit einem Ruck löſte er die kunſtvoll angelegte Verſchnürung der Stricke, und ihm war, als höre er den Eſel dabei erleichtert ſeufzen.

Die Körbe und Säcke begannen wieder zu rutſchen.

Bevor die Alte begriff, was geſchehen war, rannte Ludwig, der Freund des Eſels, mit ſeinem Freunde, dem Seemann, davon. Als ſie ſich umblickten, ſahen ſie die Alte breitbeinig auf der Straße ſtehen und hörten ihre ſchrecklichen Verwünſchungen aus dem zahnloſen Munde. Sie lachten, liefen zehn Minuten weiter und fühlten ſich als die Vollſtrecker eines gerechten Urteils. Nach einer halben Stunde erreichten ſie Capua.

Hier ſtand einmal die größte ſüditalieniſche Stadt, die Verbündete des antiken Roms. Von hier aus waren die Sklaven unter Führung von Spartakus aufgebrochen und rüttelten an den Grundpfeilern der römiſchen Macht. Sie wurden am Veſuv entſcheidend geſchlagen. Später kamen die Sarazenen und zerſtörten Capua.

Was war geblieben?

Das neue Capua, eine Stadt mit fünfzehntausend Einwohnern, die Trümmer der antiken Zeit und die Reste eines Triumphbogens. Die Bauern waren geblieben und das Land, diese geduldige, unerschöpfliche Erde, auf deren Feldern Jahr für Jahr dreifache Frucht gedieh: Gemüse und Öl und Wein.

Zurückblickend sahen sie noch einmal blau und verschleiert den Monte Somma aufragen, den kühlen Bruderberg des Vesuvs. Dann marschierten sie weiter. Singend zogen sie den Bergen zu, jenen grauen, waldlosen Kuppen und Riegeln, an denen Italien so reich ist. Auf vielen Bergen und Hügeln sahen sie kleine, wehrhafte Städte, Festungen des Mittelalters und stolze Zeugen jener Zeit der Bürgerkriege und blühenden Stadtrepubliken.

Nordwärts marschierten sie und waren, ohne eine Landkarte zu besitzen, auf dem richtigen Wege. Sie kamen mit Bauern und Landarbeitern in kleine Gespräche, tranken aus Zisternen laues Wasser, kauten Oliven, aßen Spaghetti und Maisbrot, das ihnen offene Hände schenkten und erreichten endlich Monte Cassino.

Diese Stadt liegt am Fuße eines Berges, auf dem sich das erste Benediktinerkloster der Welt angesiedelt hat, eine barmherzige Bruderschaft, von der auch in der Stadt ein Hauch zu finden war, denn sie erhielten von dort neben einigen Kupfermünzen vom Bürgermeister die Anweisung auf ein Freiquartier. Da sie in den letzten Nächten

an den Straßen geſchlafen hatten, meinten ſie, dieſe Betten ſeien die weichſten der Welt und das Armenhaus, in dem ſie nächtigten, eine noble Herberge.

Am Morgen bummelten ſie durch Monte Caſſino und wurden von den Kindern ſtaunend verfolgt, die nur ganz ſelten Wanderburſchen geſehen hatten. Aber auch ſie verwunderten ſich, als ſie die Männer erblickten, die an ihren Füßen ſchnabelförmige Lederſchuhe trugen. An einem Brunnen blieben die beiden ſtehen und ſahen den Frauen und Mädchen zu, die in großen Krügen Waſſer ſchöpften, das ſie auf dem Kopf nach ihren Häuſern trugen. Wunderbar ſchritten die Mädchen dahin, Ludwig dachte an den Gang von Marianne, die nun wohl ſchon in Ägypten gelandet war und mit dem verdammten Holländer die Pyramiden beſichtigte.

„Und nun zum Kloſter", ſagte Ludwig, als ſie zum zweiten Male nach dem Brunnen kamen.

„Iſt eine – Kirche dabei?" fragte der Seemann vorſichtig.

„Wahrſcheinlich. Was haſt du gegen die Kirchen?"

Der Seemann brummte einige unverſtändliche Worte. Da ſein Hunger größer war als ſein Widerwillen gegen Kirchen, erhob er keinen weiteren Einſpruch und ſchritt mit Ludwig bergan. Auf halber Höhe – wilder Lorbeer wucherte – begegnete ihnen ein merkwürdiger Menſch, der im

Kloſter übernachtet hatte und erzählte, er wolle nach Neapel, um dort die fünf Lire Unterſtützung vom Hilfsverein abzuholen. Dieſen Rat, ſagte er, habe ihm in Rom ein gewiſſer Carlos gegeben, für beinahe nichts, denn die Lira, die er verlangte, verzinſe ſich fünffach. In Neapel wolle er ſich nicht lange aufhalten, ſondern zu Weihnachten wieder in Rom ſein, wo der dortige Hilfsverein ebenfalls fünf Lire ſpende.

„Menſch, Carlos hat dich angeſchwindelt", ſagte Ludwig, „wir kommen doch von Neapel und wiſſen nichts von der Geldſpende des Hilfsvereins."

„Meinſt du? Aber – der Luxemburger ſagte mir, es ſtimme", erwiderte der andere.

„Wer iſt denn der Luxemburger?"

„Ach ſo, ihr ſeid Neulinge! Ihr wißt überhaupt nicht Beſcheid! Na, da habt ihr in Neapel etwas verſäumt. Und ihr habt mich viel zu lange aufgehalten! Servus!"

Mit dieſen Worten eilte er davon, ja, er rannte den Berg hinunter, damit er ja zur rechten Zeit nach Neapel kam, um dort das Geld abzuheben. Ludwig und Emil lachten hinter ihm her. Was war das für eine Idee, zweihundert Kilometer von Rom nach Neapel zu laufen, um dort fünf Lire zu erbetteln, wobei noch fraglich blieb, ob er ſie überhaupt bekam. Carlos, der Schwindler, hatte ſich leicht dieſe eine Lire für ſeinen ewigen Durſt verdient. Er mußte von Neapel als blinder Paſſagier nach Rom mit der Eiſenbahn gefahren ſein.

Sie unterhielten ſich eine Weile über den ſonderbaren Burſchen, der vierhundert Kilometer – zweihundert nach Neapel und zweihundert von dort zurück nach Rom – tippelte, um ſich fünf Lire zu holen, die nur in ſeiner Einbildung beſtanden, und dem die Gier nach dieſen fünf Silberlingen auf der ganzen Wanderſchaft wahrſcheinlich die Augen vor den Schönheiten des Landes verſchloß. Sie ſprachen auch über Carlos und Boris, bis ſie endlich das Kloſter erreichten, dieſe mauerumſchloſſene Einheit der vielen Gebäude, Gärten und Anlagen. Der Pförtner übergab ſie einem Mönch, der ſie ſtumm nach dem Speiſeſaal führte, wo ſie die Stöcke und Rucksäcke ablegten und an der großen, weißgedeckten Tafel Platz nahmen. Sie waren die einzigen Gäſte.

„Hunger!“ brummte der Seemann vor ſich hin. Als ſei dies ein Stichwort geweſen, erſchien ein neuer Mönch, der hintereinander die Speiſen auftrug: Suppe, Braten, Salat, Brot, Gemüſe, Käſe, gefüllte Paſteten und roten Wein. Der Schweiß troff ihm dabei über das runde Geſicht, aus dem die dunklen Augen unbeweglich blickten. Er tat, als habe er vornehme Reiſende zu bedienen, die auf den Berg mit eigenem Auto gekommen waren und nicht arme Handwerksburſchen. Schließlich ließ er ſie allein.

„Menſch!“ ſagte Emil und blickte mit großen Augen auf die Tafel. Die Suppe dampfte, der

Braten rauchte, der Salat grünte, das weiße Brot lockte, der rote Wein funkelte.

„Anfangen!“ ſagte Ludwig.

Sie griffen zu, löffelten die Suppe, ſchnitten den Braten, brachen das Brot, aßen den Salat, erbarmten ſich des Gemüſes, vertilgten den Käſe, nahmen ſich der gefüllten Paſteten an und tranken den roten Wein.

Während des Eſſens blickten ſie ſich manchmal um, als befürchteten ſie, man würde kommen und ſie mit Hohn und Spott davonjagen, denn der Mönch habe nur aus einem Irrtum das üppige Mahl auf ihren Tiſch geſtellt. Emil kaute mit vollen Backen, Ludwig kam ſich vor wie ein König für einen Tag.

„Was ſuchſt du denn?“ fragte er den Seemann, als ſich dieſer plötzlich unter den Tiſch bückte.

„Meinen Hunger!“ gab Emil lachend zur Antwort. „Menſch, bin ich ſatt!“ Und zur Bekräftigung ſchob er ſich ein kräftiges Lendenſtück in den Mund, führte einen Biſſen Käſe hinterher und ſpülte alles mit dem Wein hinunter.

Als ſie ſich nach einer halben Stunde erhoben, rundeten ſich ihre Bäuche wie die ihrer Gaſtgeber. Noch einmal erſchien der Mönch, deſſen Vollmondgeſicht freundlich ſchimmerte, als er fragte, ob es ihnen geſchmeckt hätte. Emil ſchnalzte mit der Zunge und verdrehte die Augen, Ludwig behauptete, noch nie in ſeinem Leben ſo gut geſpeiſt zu haben.

Sie bedankten ſich, der Mönch wünſchte ihnen gute Reiſe, und ſie verließen den Speiſeſaal. Dann gingen ſie ſatt und träge aus den Mauern des Kloſters und legten ſich in die Sonne.

„Schade, daß dieſes Kloſter kein Pott iſt, auf dem würde ich ſofort anmuſtern", ſagte der Seemann ſeufzend, „bei ſo einer Verpflegung eine Reiſe um die Welt machen!"

„Und an Java vorbeifahren, wie?" gab Ludwig ſchroff zur Antwort, denn ihm waren plötzlich Gewiſſensbiſſe gekommen, weil er in den letzten Tagen auf Koſten anderer Menſchen gelebt hatte. Außerdem quälten ihn Gedanken über das Schickſal von Marianne.

„Ach was, ein Kloſter iſt kein Schiff, ſchon weil eine Kirche dabei iſt", antwortete Emil, als könne er damit ſeinen Freund tröſten. Dann gähnte er, ſchlug ſich auf den Mund, faltete die Hände über dem Bauch und ſchlief ein. In der Sonne fielen auch Ludwig die Augen bald zu, und als beide zur gleichen Zeit am Abend erwachten, ſahen ſie ſich lächelnd an und ſtampften den Berg herunter und marſchierten voller Saft und Kraft auf der Straße nach Rom.

Irgendwo ſchliefen ſie am nächſten Morgen drei Stunden, tippelten weiter, bekamen Brot und Waſſer und ſaßen noch einmal in der Erinnerung an der gaſtfreien Tafel bei den Mönchen auf dem Monte Caſſino. In Eilmärſchen erreichten ſie endlich die Berge von Frascati, hinter denen die Stadt

lag, wo mit Boris abgerechnet werden mußte. Die Dunkelheit überfiel sie in den Bergen.

Viele Füße und Marschkolonnen hatten diese sich krümmende Straße schon getreten, viele Pferdehufe und Wagenräder glatt gemacht. Sie wanderten stumm. Was sollten sie sich erzählen? Das, was zu sagen war, hatten sie bereits in Genua, auf dem Meer, in Neapel und auf der Wanderschaft getan. Sie kannten bereits ihre Fragen und Antworten, ihre Zuneigungen und Feindschaften im voraus. Außerdem hatte sie der Hunger der letzten zwei Tage mürrisch gemacht. Und Ludwig erinnerte sich seiner Kindheit. Er dachte an den singenden Baum der frühen Jahre.

Dieser singende Baum war die erste, bewußte Vorstellung seines Lebens und stand wie goldener Glanz in seiner Erinnerung. Es war ein Baum, wie er eigentlich nur im Märchen vorkommt, aber ist der unbeholfene Kinderschritt von der Wiege zur ersten Entdeckungsreise eines Kindes nicht selber ein Märchen?

Ludwig war drei Jahre alt geworden, als ihn seine Mutter, die so früh sterben sollte, aufs Land zu einer Tante mitnahm. Die Sonne stand golden am blauen Frühlingshimmel, die Blumen blühten auf den Wiesen und in den Gärten, und überall sangen die Vögel. Für das Kind verschmolz das alles zusammen, das Licht, das Lied und die vielen Farben. Es war ganz der Natur nahe und sah sie bevölkert mit den Gestalten der zauberhaften und

manchmal furchtbaren Märchen, die ihm die Mutter des öfteren erzählte.

Als sie bei der Tante angekommen waren, zogen sich die beiden Frauen bald zurück, die Mutter schickte das Kind in den Garten und sagte:

„Dort unter dem Baum kannst du spielen, aber die Blumen, Ludwig, laß stehen, nur die auf der Wiese darfst du pflücken. Hier ist ein Löffel, aber grabe nicht zu tief in die Erde, sonst kommst du auf das Feuer und das Wasser."

Sie beugte sich lächelnd nieder, strich ihm das Haar aus der Stirn und entfernte sich. Ludwig tappte nach einem Baum und begann mit großem Eifer ein Loch in die weiche Erde zu graben. Es war ein aufregendes Spiel. Bald würde das Feuer aus der Erde springen und dann das Wasser, um die Glut zu löschen. Oder war es umgekehrt? Nun, das wollte er feststellen, und so grub und grub er. Aber es kam kein Wasser und kein Feuer, und als er traurig in seiner Beschäftigung innehielt, lauschte er verwundert auf, denn ihm war, als begänne über ihm der blühende Kirschbaum zu singen. Atemlos blickte er empor, ohne die schwarze Amsel mit dem gelben Schnabel zu bemerken, deren schmelzende Stimme von unbeschreiblichem Wohllaut war.

Ludwig sah über den Hof. Dort stolzierte ein Pfau, der mit geblähter Brust daherkam, und dann ein wunderbares Rad schlug, einen in himmlischen Farben schimmernden zitternden Kreis, schöner als

ein Regenbogen. Plötzlich begann er zu kreischen und übertönte damit das Lied des singenden Baumes.

Der Pfau hat die Federn eines Engels, die Stimme eines Teufels und den Tritt eines Meuchelmörders, schweiften nun seine Gedanken ab und waren bei dem italienischen Sprichwort, das er in Neapel gehört hatte.

Als Kind war ihm der Pfauenschritt stolz vorgekommen, der Schrei schrill, aber nicht teuflisch. Eigentlich sah er nur das flammende bunte Rad. Und dies gehörte zu dem schönen Tag wie der blühende singende Baum, wie etwa die von Edelsteinen funkelnde Krone, die nach den Worten der Mutter der Zwergenkönig trug.

Ein Schatten fiel in seine Welt, denn aus dem Hause trat ein Mann, der stehen blieb und ebenfalls in die Baumkrone blickte, wo er mit zusammengekniffenen Augen die singende Amsel entdeckte. Er haßte in ihr die künftigen Kirschendiebe, deshalb nahm er das Gewehr von der Schulter, legte an und schoß. Ludwig schrie auf, als der kurze Donner sein Ohr traf. Und dann sah er mit großen Augen einen schwarzen Vogel auf die Erde fallen und noch im Fall einige Federn verstreuen. Der Pfau kreischte laut und lief davon. Ludwig aber begann zu weinen, denn nun sang der Baum nicht mehr, er blühte nur noch. Lange, lange weinte er, bis die Mutter kam und ihn in ihre Arme schloß. Aber noch in der Nacht wachte er einmal schreiend

auf, da sah er einen Schatten in das Licht fallen, da hörte er einen Schuß krachen, und ihm war, als sei kein Vogel, sondern ein Lied erschossen worden ...

Als er älter wurde, wußte er um die Zusammenhänge in der Welt besser Bescheid. Jeden Frühling blühten die Bäume, Bienen und Käfer schwirrten in dem süßen Duft und Farbenglanz auf und nieder, neue Amseln stimmten ihre morgendlichen oder abendlichen Schluchzer an, schön war das schon und das Herz ergreifend, aber ihm fehlte etwas. Die Harmonie, die er in jener Stunde fühlte, als er einen blühenden Baum singen hörte, war unwiderruflich zerrissen. Alles blühte und sang für sich allein. Es gab keine singenden Bäume mehr, so sehr er auch lauschte.

Erst später, viel später, er war zwölf Jahre alt geworden, die Mutter lag in der kühlen Erde, der Krieg donnerte in der Welt, da hörte er wieder einen singenden Baum, jenen der Dichtung, der auch in seinen ersten kleinen Liedern und Versen jubelte und sang. Einige schickte er seinem Vater ins Feld und glühte vor Stolz, als er dafür gelobt wurde. Wo mochten diese kindlichen Stammeleien jetzt sein? Beim Vater in der kühlen Erde an der Piave? Er hatte sie bei den zurückgeschickten Papieren nicht gefunden ...

Plötzlich wurde er aus seinen Träumen gerissen. Aus dem nächtlichen Dunkel wuchs ein fremder

Menſch, der ſtehen blieb und mit zögernder, beinahe ängſtlicher Stimme fragte:

„Kunde?"

„Klar. Servus! Wo kommſt du her? Wo willſt du hin in der Finſternis?" fragte Emil.

„Wohin? Nach Hauſe! Ich bin hier doch recht auf dem Wege nach Süd-Tirol?"

„Nach Süd-Tirol? Menſchenskind, da gehſt du ja falſch!" antwortete der Seemann lachend, „da mußt du dich wieder umdrehen, denn der Weg nach Süd-Tirol — — wo wohnſt du da?"

„In Bozen ..."

„Da mußt du zurück über Rom, verſtanden? Nordwärts mußt du, Kamerad, hörſt du?"

„Nein, Süd-Tirol liegt doch, wie der Name ſagt, im Süden!" entgegnete verbiſſen der andere.

„Im Norden, Menſch, im Norden!" ereiferte ſich Emil. „Wenn ich eine Landkarte bei mir hätte, könnte ich es dir ſchwarz auf weiß beweiſen. Stimmt es, oder habe ich recht, Ludwig?"

„Bozen liegt im Norden", beſtätigte ſein Kamerad und ſtrich ein Zündholz an, denn er wollte dem verrückten Kerl ins Geſicht ſehen, der Südtirol in der Nähe von Neapel ſuchte.

Als das kleine Licht durch die große Dunkelheit leuchtete, begriff Ludwig plötzlich, warum damals im Mailänder Aſyl der angebliche Glasbläſer Feuer gemacht hatte: Der Spiegel des Menſchen iſt ſein Geſicht, aus dem man klar das innere Weſen leſen kann, auch noch aus einem verſchlif-

jenen Spiegel. Er ſah, als das Licht flackerte und niederbrannte, einen Mann von ungefähr dreißig Jahren vor ſich ſtehen, der mit ängſtlichen Augen blinzelte und einen verblichenen Samtanzug trug. Die großen Füße ſteckten in derben Nagelſchuhen, das Geſicht war von tiefen Furchen durchzogen. Eine unheimliche Gewalt ſchien den Fremden wie mit Fauſthieben in eine falſche Richtung zu treiben. Als ihn der Lichtſchein traf, nahm er nach einigen Sekunden mit einer haſtigen Bewegung die Hände vors Geſicht und trat in das Dunkel zurück.

„Die Menſchen lügen genau ſo wie die Landkarten", ſagte er dabei mit geheimnisvoller Stimme, „nach Süd-Tirol will ich, und das liegt niemals im Norden, nein, ausgeſchloſſen! Laßt mich weiter, laßt mich weiter! Haltet mich nicht auf, ich habe keine Zeit mehr, ich muß nach Süd-Tirol!"

„Natürlich! Aber beruhige dich doch, Kamerad", begann Emil eindringlich, „wir wollen dich doch nur aufklären. Du haſt dich verlaufen, Kamerad, wir wollen dir helfen, weil du nicht auf dem richtigen Wege biſt. Du gehſt – Menſch, glaube uns doch! – in einer falſchen Richtung!"

Der Fremde ſtutzte eine Weile und brummte dann unverſtändliche Worte, wobei er noch einige Schritte tiefer in die Finſternis trat. Man hörte ſeine keuchenden Atemzüge, die voller Angſt und Mißtrauen waren.

„Nein, ich bin ſchon auf der richtigen Straße", ſagte er eindringlich. Dann begann er zu ſchreien: „Ein Teufel hat mir die Wegweiſer verſtellt, der Leibhaftige ſelber... Nach Tirol will ich, nach Süd-Tirol!"

Dann entfernte er ſich zögernd, als befürchte er einen Angriff, und ſchließlich begann er ſchnell und immer ſchneller zu laufen und rannte davon, einem Teufel nach, der die Straßenſchilder vertauſcht hatte, und der ihm noch in der Nacht Helfershelfer über den Weg ſchickte, die ihn nach einer falſchen Richtung wieſen.

Ungeheuerlich hatten ſeine letzten Worte in der Dunkelheit geklungen, es war, als ſchöſſe man in der Ferne mit Geſchützen. Wahrſcheinlich hatte er gar nicht ſo laut geſprochen, wie es den anderen erſchien, vielleicht hatte ihnen nur ihr überhitztes Blut ſowie die Stille der Nacht die Worte des ſonderbaren Wanderers in fernes Feuer verwandelt.

„Komiſche Käuze trifft man in deiner Geſellſchaft, Ludwig", bemerkte Emil nach einem kurzen Schweigen, um dann unvermittelt aufzulachen, wodurch er ſich von der bedrückten Stimmung befreite. Auch Ludwig fand das Merkwürdige der Begegnung ſtärker als das Grauſige und lachte ebenfalls. Schließlich wanderten ſie weiter durch die Berge, bis ſich die graue Dämmerung lichtete und der Morgen rötete. Vor ihnen lag die ſchwarze Campagna.

Unendlich weit dehnte ſich das dunkle, baumloſe Land mit den Hütten der Hirten, die ſoeben ihre Schafe und Ziegen auf die Weide trieben, endloſe Scharen. Die erſten Bogen der halbzerfallenen antiken Waſſerleitung bauten ſich auf; die Grabtürme der Via Appia wurden ſichtbar. Hier und da zeigten ſich ſteinerne Gehöfte wie Ruinen. Lerchen ſtiegen in die klare Luft, und die Sonne kam rot und glühend über die ſchimmernden Hügel.

Vor einem ländlichen Gaſthaus fanden die beiden eßbare Kaſtanien, die ein Bauer auf dem Wege nach dem römiſchen Markte verloren haben mußte. Sie ſchmeckten gut und ſtillten den Hunger. Die Einſamkeit der Landſchaft löſte ſich in Bewegung auf. Hier und da rollten zweirädrige, mit bunten Schirmen verſehene Karren der Gemüſegärtner und Weinbauern ſtadtwärts. Bald grünten die Gärten, hohe Pappeln ſtanden unbeweglich, nur ihre Blätter flimmerten im Morgenſchein, und dunkle Zypreſſen ragten auf. Roſig übertaucht und ſilbern gehaucht wölbten ſich wie ſteinerne Früchte die vielen Kirchenkuppeln der ewigen Stadt. Nach einer Stunde zogen Ludwig und Emil in Rom ein.

Nun waren ſie an ihrem Ziele angelangt. Der Weg führte ſie durch die Stadt über den gelben Tiber an der Engelsburg vorbei nach der Herberge Pellegrini, die ſich unweit der Peterskirche in einer dunklen Gaſſe verſteckte und die Treffpunkt der Wanderburſchen war. Der Wirt ſtand

vor der Tür, ein ungefähr fünfzig Jahre alter, untersetzter Mann mit eisgrauen Haaren und hellen, blauen Augen. Er trug einen blauen Kittel wie ein Bauer, der in die Stadt gekommen ist und vergessen hat, ihn auszuziehen.

„So früh?" fragte er, „die Nacht durchtippelt?"

„Ja, wir kommen von Neapel!"

„Da werdet ihr müde sein, tretet ein!"

Als sie sich in dem kahlen Aufenthaltsraum umsahen, bemerkten sie Reinhard, der ganz früh aufgestanden war und allein am Fenstertische saß. Er begrüßte sie und fragte nach dem Reiseweg. Dann lud er sie zum Kaffee ein. Sie nahmen es gern an und erzählten von den zwei Verrückten, die sie getroffen hatten, von dem komischen Burschen auf dem Monte Cassino und dem Verrückten in den Bergen von Frascati.

„Es wimmelt von Gespenstern auf der Landstraße", sagte Reinhard, „man muß sich große Mühe geben, daß man mit der Zeit nicht selber eins wird ... Bleibt ihr lange hier?"

„Nein, sobald wir mit Boris abgerechnet haben, mache ich weiter", sagte Ludwig.

„Und ich nehme Heuer auf einem Schiff und gehe auf die christliche Seefahrt", fügte Emil hinzu.

„Boris, ja, auch ich habe mit ihm abzurechnen", erklärte Reinhard, „er ist in Rom, ich suche ihn beinahe eine ganze Woche schon. Solltet ihr ihn eher finden als ich, bitte ich euch, mich zu unterrichten, ja?"

Sie verſprachen es, und als Reinhard gegangen war, um nach Boris zu ſuchen, ließen ſie ſich ein kleines Zimmer geben, denn die Müdigkeit überwältigte ſie wie ein Rieſe. Sie ſchloſſen ſich ein und verſchliefen den hellen Tag. Am ſpäten Nachmittag erwachten ſie, aber nur, um auf die Poſt zu gehen, wohin ſich Ludwig von Neapel aus zehn Lire geſchickt hatte. In der Herberge Pellegrini aßen ſie dann eine dicke Suppe und gingen wieder ſchlafen, um ſich am anderen Morgen friſch und ausgeruht kopfüber in das ſteinerne Meer Roms zu ſtürzen, in deſſen Tiefe ſich irgendwo Boris verſteckt hielt.

8. Treibholz

In einigen Bezirken macht Rom den Eindruck eines großen Freilichtmuseums, in dem der Wissende die Vergangenheit und Größe versunkener Zeiten ablesen kann. Auf Schritt und Tritt stößt man auf antike Tempel, Mauern und Säulen, auf Triumphbogen und freigelegte Plätze, die noch im Verfall die Herzen eindringlich berühren. Emil und Ludwig wußten wenig von Roms Vergangenheit, aber auch sie standen andächtig vor berühmten Tempeln und Denkmälern, die in den Reiseführern mit drei Sternen ausgezeichnet waren. Lieber und ausgeschlossener jedoch verweilten sie an den unzähligen Brunnen, deren Wasser mit seinen Silbertönen sich von Schale zu Schale ergoß. Der Blumenmarkt, auf dem Giordano Bruno, der rebellische Mönch und Denker verbannt wurde, begeisterte sie ebenso wie die ersten Blumen und Blütenzweige, die dem Markt das Gepräge gaben und nicht das Standbild des Märtyrers, dessen Namen sie gar nicht kannten.

Nach Boris waren sie aus, ihn suchten sie in verschiedenen Herbergen und Weinkneipen, nach ihm erkundigten sie sich bei einigen Tippelbrüdern, doch keiner konnte ihnen eine Auskunft geben.

Schließlich führte sie der Weg über den Tiber nach der Peterskirche. Sie zu besuchen, lehnte Emil ab.

„Meine Kirche ist das Meer", sagte er, „mein Weihrauch der Salzduft, der aus dem Wasser steigt, meine Messe der Sturm, der die Wellen haushoch emporwirft. Dort bin ich meinem Gott nahe. Mensch, du bist noch nie zur See gefahren, nein? Die blaue Pfütze des Mittelländischen Meeres rechne ich nicht dazu. Du hast noch nie fliegende Fische gesehen, noch nie eine Korallen-insel oder das Südliche Kreuz? Hast noch keinen Taifun mitgemacht, was? Aber du bist ebensooft wie ich in der Schule geprügelt worden, weil du einen komischen Bibelspruch nicht auswendig gelernt hast? Was geht uns eigentlich der ganze Zauber aus dem Morgenlande an? Ich bin ein Heide, Ludwig, mein Gotteshaus, weißt du, ist die Natur, mein Allerheiligstes – das Meer ..."

Der Seemann, der in Genua an Land gegangen war, dort seine Heuer vertrunken hatte und hungrig wie ein Wolf war, seitdem er kein Geld mehr besaß, war richtig in Begeisterung geraten. Ludwig kannte ihn gar nicht wieder.

„Da ich im Thüringer Wald geboren wurde, müßte ich eigentlich ein Glasmacher sein oder ein Holzknecht oder Porzellanarbeiter", fuhr Emil nachdenklich fort, „aber ich lief als Achtzehnjähriger davon und ging nach der Wasserkante. Meine Leute müssen von dort oben stammen, vielleicht die Ur-Ur-Urgroßeltern. Ich habe mal von den

Wikingern geleſen, weißt du, das waren tolle Burſchen! Mit denen hätte ich fahren mögen. Auf den Drachenſchiffen! Weißt du, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſchon von weitem das Meer ſehe oder rieche ... Geh nur ruhig in deine Kirche, ich werde mich unterdeſſen noch ein wenig nach Boris umſchauen. Wir treffen uns zu Mittag in der Herberge. Servus!"

Sie trennten ſich.

Ludwig ging, nachdem er eine Stunde, wie erſchlagen von den gewaltigen Ausmaßen und dem goldenen Prunk, in der Peterskirche geweſen war, über den Tiber nach dem Kapitoliniſchen Hügel. Leiſe dämmerte es ihm, daß es eine Dummheit war, unvorbereitet und unwiſſend durch die Ewige Stadt zu wandern. Warum Dummheit? Nicht als Reiſender kam er, ſondern als Rächer! Und trotzdem hätte er brennend gern die Bedeutung und Geſchichte der Baudenkmäler kennengelernt, dieſes verſunkene Reich, deſſen Trümmer ihn noch erſchütterten oder verwunderten.

Am Denkmal des Marc Aurel, der auf hohem Sockel mit ſeinem Pferde aus der Vergangenheit in die Ewigkeit zu reiten ſchien – die großen Taten ſind unſterblich – blieb er ſtehen. Aber er betrachtete nicht allein den Reiter. Neben ihm befand ſich ein junger Burſche, ein Deutſcher, das ſah er auf den erſten Blick, ein Handwerksburſche, ein Wanderer, der in einem roteingebundenen

Reiſeführer las und dann mit klaren Augen nach dem Denkmal blickte.

„Was iſt das für ein Mann?“ fragte Ludwig.

„Marc Aurel“, ſagte der andre.

„Kenne ich nicht.“

„Nein?“

Als ihn ein verwunderter Blick aus den grauen Augen traf, wurde er plötzlich verlegen. Woher ſollte er Marc Aurel kennen? Er lenkte ab, ſagte ſeinen Namen und fügte hinzu, daß er erſt geſtern von Neapel gekommen ſei.

„Ich bin Albert und kam ſchon vor einer Woche mit dem Luxemburger Journaliſten aus Venedig. Übrigens bin ich Bildhauer, meine Eltern wohnen in Hamburg“, ſagte der andere.

„Du biſt Bildhauer?“

„Hat ſich was mit Bildhauer, ſage lieber Gipsſchuſter, denn ich war nur ein beſſerer Stukkateur, das wird mir in Italien von Tag zu Tag klarer. Dann ſchon lieber Autoſchloſſer wie du. Wo wohnt ihr denn?“

„In der Pellegrini.“

„Wir auch, ich habe euch aber noch nie geſehen. Mein Freund, der Luxemburger, iſt in der Stadt auf den Schriftleitungen. Gehſt du mit zum Forum?“

Ludwig war ſofort bereit, ſie ließen Marc Aurel weiter in die Ewigkeit reiten und ſtiegen die Treppen hinunter zum Forum Romanum.

„Was ist das für ein komischer Hügel da drüben?" fragte Ludwig, indem er nach dem Westen deutete.

„Komischer Hügel?" fragte Albert mit hochgezogenen Augenbrauen. „Das ist der Palatin. Auf dieser Höhe wurde Rom gegründet. Später haben dort die Kaiser gewohnt ... Interessiert dich das überhaupt?"

„Natürlich!"

Wie die besten Freunde betraten die beiden das Forum Romanum, aus dem die Säulen und Mauern und dort am Rundbau des Colosseums ein Triumphbogen aufragten. Die Straße, die sie gingen, war noch mit antiken Platten belegt und war einmal die Via sacra, die Heilige Straße, gewesen. Vor dem Julius Cäsar-Tempel, der an jener Stelle errichtet wurde, an der man an einem Märztage die Leiche des Imperators verbrannte, begann Albert von der römischen Vergangenheit zu erzählen. Ludwig entsann sich der Märchen, die er von der Großmutter gehört hatte, die, als die Mutter starb, den Haushalt führte. Auch hier wimmelte es von herzbewegenden Abenteuern, großen Taten, berühmten Kaisern, unterworfenen Sklaven, Wunder über Wunder waren geschehen.

Schließlich gingen sie weiter, hier und da an einem Tempel verweilend, bis sie vor dem Titusbogen standen, vor jener Marmorpforte, die zur Erinnerung an den entscheidenden Sieg der Römer über die Juden errichtet worden war. Rötlich

schimmerte hinter dem Siegesbogen, ihn ungeheuerlich überragend, das Colosseum, in dem die Kaiser ihrem Volke wilde Schauspiele vorführten, Kämpfe zwischen Menschen und wilden Tieren, blutige Kämpfe auf Leben und Tod zwischen den Gladiatoren, und endlich die Hinmetzelung der ersten Christen, die mit ihrem Blute die neue Lehre besiegelten.

Einen Augenblick lang hatte Ludwig das Gefühl, kein Fremder und Zuschauer zu sein, kein Reisender, der mit runden, erstaunten Augen die alten Bauten und Siegesbogen betrachtete, sondern Mitspieler. Emil hatte von den Wikingern und von den blauen, grünen und salzigen Meeren geschwärmt. Er war ein Landmensch, die feste Erde liebte er, die vom Schritt marschierender Kolonnen dröhnte und unerschöpfliche Ernten hervorbrachte. War dieses Forum Romanum nicht auch wie ein Feld, das einmal golden wogte und das vom Eisenhieb der Geschichte abgemäht wurde? Schlummerte in der Sonnensehnsucht der Nordländer nicht die schicksalhafte Erinnerung an die Anstürme und Vormärsche ganzer Völker über die Alpen, an die Gründung neuer Reiche nach Überwindung unsagbarer Schwierigkeiten im Schatten des Lorbeers und des Ölbaumes? Und hatte nicht auch sein Vater den Boden Italiens mit seinem heißen Blute gedüngt?

Albert betrachtete die Dinge viel kühler. Im Bildwerk sah er die Vollendung, in der Geschichte

den Anlaß, große Taten und Ideen als Denkmäler, Brücken, Tempel, heilige Straßen und Triumphbogen der Nachwelt zu hinterlassen. Und trotzdem war er der größte Träumer, denn er wußte nicht, daß sein Freund, der Luxemburger Journalist, auf den römischen Schriftleitungen nicht als Gleichgestellter erschien, sondern als Bettler.

Gegen Mittag trennten sich die beiden und versprachen sich, am nächsten Tag noch einmal gemeinsam durch das alte Rom zu wandern. Mit einem Kopf, der von den Erzählungen des Bildhauers dröhnte, kam Ludwig in die Herberge, wo Emil bereits wartete. Seine Jagd nach Boris war eine vergebliche gewesen. Er saß neben Reinhard, der Ludwig zu einem Glas Wein einlud. Diesmal trank er, ohne den Wein auf Giftspuren hin von einem anderen prüfen zu lassen. Dann fragte er nach Boris.

„Nicht zu finden", antwortete Emil, „keiner weiß, wo er steckt."

„Wahrscheinlich draußen in der Via Appia, in den Katakomben", sagte Reinhard, „aber einmal muß er aus den Löchern kommen! Zwanzig Lire für den, der mir diese Meldung bringt!"

„Das ist viel Geld, zwanzig Lire!" brummte Emil erstaunt. „Ich werde ihn schon finden! Was willst du eigentlich von ihm?"

„Ihm ‚Guten Tag' sagen", antwortete lächelnd Reinhard, aber es war ein gefährliches Lächeln, das um seinen Mund zuckte. „Die zwanzig Lire

hinterlege ich hier beim Wirt. Aber jetzt muß ich gehen, macht's gut und findet Boris!"

Er stand auf und verließ die Herberge, die sich unterdessen langsam gefüllt hatte. Der Wirt mit dem blauen bäuerlichen Kittel kam herbei, nahm die Bestellungen entgegen und brachte heiße Suppe, Brot, Käse, Salami und roten Wein an die Tische. Er strich das erbettelte Kupfer ein und verschwand in der Küche.

Fronsbeck, so erzählte ein junger, langaufgeschossener Mensch mit klarem, einfachem Gesicht, er wurde Wilhelm genannt, Fronsbeck sei immer noch in Genua. Und Boris habe sich drei Tage sichtbar in Rom aufgehalten, um plötzlich zu verschwinden, als Reinhard aus Neapel kam.

„Laßt mich mit Reinhard zufrieden", sagte Carlos, wobei er mit roten, wimperlosen Augen Ludwig und Emil zublinzelte, „der gehört nicht zu uns. Wo hat er das viele Geld her? Er ist bestimmt ein Spitzel!"

„Unsinn", fiel Wilhelm ein, „ich nehme an, Boris ist sein Bruder, der zu Hause was ausgefressen hat, Reinhard sucht ihn, um mit ihm zu sprechen."

„Die und Brüder?" sagte mit kühler Stimme ein Mann, der viel besser in ein Hotel als in diese Herberge gepaßt hätte und den man den „Kanadier" nannte, „Boris hat Angst vor Reinhard, das ist es!"

Eine Weile ſprach man noch über Reinhard und Boris, die tollſten Vermutungen wurden aufgetiſcht, beſtritten oder geglaubt, es ging laut und lebhaft zu, bis ſich die Unterhaltung in Einzelgeſpräche auflöſte. Die Mehrzahl der Männer in der Herberge behaupteten, Deutſche zu ſein, obwohl viele Holländer, Schweizer, Polen und Skandinavier darunter waren, nicht die Blüte ihrer Völker, ſondern eine graue Maſſe, unter der ſich einige Perſönlichkeiten befanden, die auch hier nicht überſehen werden konnten. Der Kanadier gehörte dazu, Reinhard, Wilhelm und natürlich auch Boris.

Als ſich nach einer halben Stunde der Raum leerte und die Männer ſich in der Stadt verſtreuten, um ſich das Geld für das Abendbrot und für das Nachtlager zu holen, trat Carlos an den Tiſch von Ludwig und Emil, nahm Platz und begann nach der halbvollen Weinkaraffe zu ſchielen.

„Da ſind wir nun alle wieder zuſammen", ſagte er, „habt ihr unterwegs einen Verrückten getroffen, der nach Neapel wollte?"

„Zwei, in Monte Caſſino einen, der ſich in Neapel fünf Lire vom Hilfsverein holen wollte und der für dieſen Rat eine Lire bezahlt hat", entgegnete Ludwig, „und einen anderen ..."

„Nur von dem erſten wollte ich hören. Er war alſo ſchon in Monte Caſſino?"

„Mann, warum haſt du denn den armen Kerl belogen und betrogen?" fragte Emil.

„Den armen Kerl? Den dummen Kerl!" antwortete Carlos überheblich. „Übrigens ist die Stadt augenblicklich von Tippelbrüdern überlaufen. Jeder, der Rom verläßt, gibt einem anderen das Brot, das er sonst selber gegessen hätte. So betrachtet, bin ich ein Wohltäter ... Darf ich?" fragte er und goß sich ein Glas mit Wein voll und trank, bevor ihn Emil daran hindern konnte.

Ludwig, der sich an den Rat Fronsbecks erinnerte, die Menschen zu studieren, stieß Emil lächelnd in die Seite. Der Groll des Seemannes legte sich.

„Du bist aus Brünn?" fragte Ludwig den Trinker.

„Ja, aber meine Jugend verbrachte ich im Böhmer Wald, wir hatten da ein großes Besitztum mit einer Jagd, umfangreicher als die Stadt Rom, ich war ein guter Jäger, eine Pirsch in unserem Revier war schon was anderes als eine hier in der Campagna", begann er zu erzählen.

Emil lachte laut.

„Ich kann dir die Wahrheit meiner Worte beweisen", sagte Carlos, „ich war nicht immer so ein armer, heruntergekommener Teufel wie jetzt, ich habe eine große Zukunft hinter mir!"

„Erzähle, Carlos, ich bestelle noch einen halben Liter", ermunterte ihn Ludwig. Als der Wein gekommen war, trank ihn Carlos so schnell, daß er sogar die Bewunderung von Emil erregte, der es im Weintrinken zu einer gewissen Meisterschaft

gebracht hatte, ſich aber jetzt mehr an die feſte Nahrung hielt.

„Alſo, wir hatten eine Jagd", fing Carlos noch einmal an, „aber mit der Zeit wurde es doch langweilig, die Böcke und Hähne zu ſchießen, die mir ſowieſo ſchon gehörten. Mein Diener Franz war ein geheimer Wildſchütz, mit ihm ging ich oft in die Wälder zur Jagd. Das iſt ein ganz anderes Gefühl, ſo ein Freiſchütz zu ſein, als den Jagdſchein in der Taſche zu haben. Aber ich will es kurz machen, ja?

Vor zwei Jahren lag ich mit Franz einmal nachts draußen, wo wir einen kapitalen Zwölfender ſchoſſen, ein Tier mit ſolchen Stangen! Gerade, als wir ihn weidgerecht aufbrechen wollen, kam unſer Förſter, der Joſef. In dem Zwielicht erkannte er mich nicht, ſondern rief, der Narr, ich ſolle mich ergeben. Und dabei, ſtellt euch das nur vor, legte er die Büchſe auf mich an.

Natürlich hätte ich nur zu rufen brauchen: ‚Ich bin es', oder die Maske vom Geſicht nehmen, die ich trug, dann hätten wir gelacht und einen Zwetſchkenſchnaps getrunken, aber in jener Nacht muß mich der Teufel geritten haben, denn ich riß meine Büchſe an die Backe und ſchoß zur gleichen Zeit wie der Joſef. Einer von uns blieb auf dem Platze, wer, könnt ihr euch denken ... Nun, der Joſef blieb liegen und färbte mit dem Blut rot den weißen Schnee. Nicht tödlich getroffen, aber immerhin ..."

Diese Geschichte hatte Carlos mit anfangs gleichgültiger Stimme erzählt, erst am Ende kam er in Schwung und seine farblosen, entzündeten Augen funkelten. Es schien, als glaube er selber an jene winterliche Begegnung. Emil, der nur unschwer ein Lächeln unterdrücken konnte, fragte harmlos:

„Da bist du also getürmt? Und – was sagte der Förster, als er angeschossen nach Hause kam? Wo ist der Franz geblieben?"

„Treibe keinen Scherz mit so ernsten Dingen", erwiderte Carlos unwillig, „meine Geschichte klingt vielleicht wie ein Roman, aber sie ist wahr. Ich habe fliehen müssen und ging zur See ..."

„Nach Ceylon?" fragte Emil lauernd.

„Nein, nach Südamerika", antwortete Carlos verdrossen, da er fühlte, daß er vergeblich seine Erfindungsgabe bemüht hatte. Und nun dauerte es nicht mehr lange, da verließ er die Herberge und ging in die Stadt, um die deutschen Maler zu besuchen. Bei ihnen stellte er sich als der Berichterstatter einer bekannten deutschen Zeitung vor, der über die Künstler in Rom schreiben wollte. Mit gefälschten Papieren verschaffte er sich Zutritt zu den Ateliers, wobei er am Ende jeder Unterredung die wirklichen und die angehenden Meister um eine Kleinigkeit anging, da er augenblicklich in Verlegenheit geraten war, da der Scheck einer Zeitung nicht eingetroffen war. Den leichtgläubigen Künstlern, die im Bild die Welt erklärten oder verklärten, war es eine Selbstverständlichkeit, zu

helfen. Allerdings warteten sie dann vergeblich auf eine Lobpreisung ihrer Arbeit in der angegebenen Zeitung ...

Nicht die von Reinhard versprochenen zwanzig Lire waren es, die Ludwig und Emil veranlaßten, die Herberge zu verlassen und sich auf die Suche nach Boris zu begeben. Sie schlugen getrennte Wege ein, und als sie sich am Abend trafen, konnte keiner dem anderen den sicheren Aufenthalt des Verschwundenen bekanntgeben, aber die Spuren, auf die sie gestoßen waren, wiesen alle nach den Katakomben in der Campagna. Emil sagte:

„Lange bleibe ich nicht mehr in Rom, du weißt ja, ich muß zur See, aber so lange bleibe ich doch, bis wir Boris haben, den verdammten Gauner. Ich habe noch mit jemandem zu sprechen, der auf mich am Colosseum wartet, er kennt die Katakomben wie seine eigene Tasche. Ich bin bald wieder da."

Noch einmal machte sich Emil auf den Weg, während Ludwig allein in der Herberge zurückblieb. Er beobachtete den Nebentisch, an dem zwischen zwei Männern ein junges Mädchen saß, die Ingrid genannt wurde und die Freundin eines Schweizers namens Eugen Meisterli war, der sich vom Bettelbriefschreiben nährte. Der Kanadier leistete dem ungleichen Paar, sie war mindestens zehn Jahre jünger als Eugen, Gesellschaft. Ingrid aus Malmö schien sich in einer fortwährenden Erregung zu befinden, in einem ewigen Protest gegen

ihre Umgebung und auch gegen sich selbst. Als sie vor einem Jahr noch nicht wußte, für was sie sich entscheiden sollte, für eine Verlobung mit einem jungen Forstbeamten aus Malmö, für die Artistenlaufbahn oder für Damenboxkämpfe, überließ sie alles dem Zufall, und der führte sie mitten in das italienische Abenteuer hinein.

Grün war seit geraumer Zeit ihre Lieblingsfarbe, jenes zarte Grün mit dem goldenen Glanze der Buchenwälder im Mai, wo die sich frisch entfaltenden Blätter wie Schmetterlinge um die dunklen Zweige und Äste tanzten. Grün war ihr Hut, grün auch der Schleier, der manchmal ihr reizvolles Gesicht mit den graugrünen Augen, den langen dunklen Wimpern, der neugierigen kleinen Nase und den kunstvoll geschminkten Mund bedeckte.

Ludwig überkam die Erinnerung an Marianne. Da hielt er es nicht mehr länger in der Herberge aus, verlangte nach frischer Luft und weiter Sicht. Die Herberge kam ihm wie ein kleiner, verschlammter Hafen vor, in dem die Trümmer gescheiterter Schiffe als Treibholz im abgestandenen Wasser dahintrieben.

Von einer unerklärlichen Eile gedrängt, wanderte er durch stille und belebte Straßen, blickte in viele Gesichter, als suche er einen Freund und kam sich fremd und einsam vor. Ihn hungerte nach Liebe und Zärtlichkeit, nach Frieden und harter Arbeit. Die Hände hingen ihm schwer wie Häm-

mer zur Seite. Was ſollte er tun? Sich betrinken, um alles zu vergeſſen? Unſinn, das brachte ihm keine Befriedigung! Er mußte einen klaren Kopf behalten, die weibiſchen Gefühle unterdrücken und hart werden wie die Arbeit. Wenn mit Boris abgerechnet war, ging es in Eilmärſchen nordwärts an die Piave ...

Als er nach der Herberge zurückkam, fand er Emil allein im Zimmer vor. Albert, ſo ſagte der Seemann, habe nach ihm gefragt, hier ſei eine Nachricht von ihm. Ludwig nahm den Zettel. Es war eine Einladung für den nächſten Tag, das Capitol zu beſichtigen.

„Was haſt du von deinem Mann erfahren, Emil?" fragte er, während er den Zettel einſteckte.

„Nicht viel, nur, daß Verſtehſte jeden zweiten Tag nach der Stadt kommt, über die Via Appia und bei der Spaniſchen Treppe verſchwindet. Ich verfolge ihn morgen auf dem Rückwege. Da werde ich beſtimmt auf Boris ſtoßen."

„Gut. Ich bin mit Albert morgen auch in der Stadt. Die nächſte Verfolgung von dem Glasbläſer übernehme ich."

„Schön – ſollten wir nichts herausbekommen, was dann?"

„Dann? Eine Woche bleiben wir noch. Einverſtanden?"

„Klar ... Meinſt du, ob man hier noch was zu eſſen bekommt?"

Emil bekam noch eine dampfende Suppe, und während der Freund aß, teilte Ludwig die sieben Tage ein, die ihm noch für Rom übrigblieben. Daß er noch Weihnachten in der Stadt erleben sollte, wußte er damals noch nicht...

Am nächsten Morgen besuchte er mit Albert den Kapitolinischen Hügel und wagte mit dem Bildhauer eine blanke Lira daran, das kapitolinische Museum zu besuchen, wo er vor dem Torso einer griechischen Frauengestalt so in Begeisterung geriet, daß ihn der kühle Hamburger erstaunt anblickte.

Als sie das Museum verließen, reute ihn das Geld, denn es war das letzte Silberstück gewesen, über das er verfügte. Albert hatte eine Verabredung mit dem Luxemburger, Ludwig ging in die Herberge, wo er Carlos traf. Emil lauerte immer noch an der Spanischen Treppe auf den Glasbläser.

„Ein Glück, daß ich dich endlich mal allein treffe", sagte Carlos. „Was machst du eigentlich in Rom? Dir die alten Tempel ansehen? Mensch, die Ruinen, die haben die Römer doch nur ausgebuddelt oder stehenlassen wegen dem Fremdenverkehr! Wirst du satt davon? Natürlich nicht, gehe lieber mit mir einmal zum Monsignore. Du bist doch ein Dichter wie der Heiland, ja?"

„Ein Dichter, wie kommst du darauf?"

„Man hat es erzählt. In Genua warst du einer, in Rom wirst du erst recht einer sein."

„Meinſt du?“ fragte Ludwig lächelnd und wunderte ſich über den Nachrichtendienſt auf den Landſtraßen. „Wer iſt denn dein Monſignore, den ich beſuchen ſoll?“

„Ein Menſchenfreund, ſieh ihn dir ſelber an“, ſagt Carlos und zog den nur widerwillig Folgenden mit ſich fort. Ach was, dachte Ludwig, warum ſoll ich nicht einmal einen römiſchen Monſignore beſuchen? Habe ich doch in meinem Sprachführer damals in Lugano gelernt, wie man ſich mit einer venezianiſchen Dame und mit einem römiſchen Botſchafter unterhält. Was kann mir ſchon paſſieren? Und dann: in einer Woche bin ich nicht mehr da, aber es iſt wichtig, die Schlachtfelder kennenzulernen, auf denen die täglichen Gefechte der Landſtreicher um das Brot und Nachtlager geſchlagen werden.

Unterwegs erzählte Carlos von dem Monſignore, der auf der Liſte der Freigebigkeit, die ſich die Tippelbrüder angelegt hatten, an erſter Stelle ſtand. Er wohnte in der Nähe der Peterskirche, war ein Deutſcher und ein Wohltäter der Armen. Keiner ging unbeſchenkt von ſeiner Tür fort. Dies alles und noch mehr erzählte der Mann mit den entzündeten, wimperloſen Augen und erfand im Augenblick einen ganzen Roman um dieſen geiſtlichen Herrn.

„Was ſoll ich zu ihm ſagen, Carlos?“

„Nichts, ich ſtelle dich ihm vor, das Weitere ergibt ſich von ſelbſt. Vielleicht ſollſt du ihm einige von deinen Gedichten zeigen.“

Nun, das war nicht so schlimm, einem anderen Menschen Einblick in lyrisches Schaffen zu geben. Hatte er, Ludwig, doch heute selber eine Lira für die griechisch-römische Kunst ausgegeben. Und wenn er von einem Monsignore – was ist das, ein Monsignore, er wußte es nicht – ebenfalls eine Lira bekam, so war das kein Mitleidsgeschenk für einen Bettler, sondern ebenfalls der Eintrittspreis in ein Reich der Kunst.

Dieses und ähnliches dachte er, als er mit Carlos das Haus betrat, in dem der geistliche Herr wohnte. Sie stiegen die Treppe hinauf, Carlos klingelte, und bald öffnete sich die Tür. Der Geistliche stand an der Schwelle und fragte nach den Wünschen der beiden. Carlos zog den Hut.

„Verzeihung, Monsignore, wenn ich störe oder lästig falle", sagte er, „ich bringe heute zu Ihnen einen jungen Menschen, einen deutschen Dichter, den die Sehnsucht nach römischer Kunst auf die Landstraße getrieben hat. Drei Tage hungert er schon, Monsignore! Ich wußte mir keinen anderen Rat, deshalb brachte ich ihn hierher, obwohl er sich aus Stolz lange weigerte, mitzugehen."

Bei diesen Worten wäre Ludwig am liebsten davongelaufen, aber er entsann sich im letzten Augenblick, daß er ja noch ein Lehrling des Lebens war und alles studieren mußte. Ein Medizinstudent, fiel ihm ein, darf auch nicht davonrennen, wenn er zum ersten Male einen Toten sezieren

ſoll. Ja, wenn es nur lauter erfreuliche Dinge auf der Welt gäbe!

Er bezwang alſo ſeine Scham und blickte dem Geiſtlichen frei ins Geſicht, in dem große, ſchwarze Augen glühten, aus denen der Glaube an das Gute im Menſchen leuchtete. Ein wenig Schwermut war in dieſen Augen, wahrſcheinlich deshalb, weil er immer betrogen wurde und dennoch ſeinen Glauben an die Menſchen nicht aufgab. Jetzt lud er Ludwig ein, näherzutreten. In der Studierſtube – Carlos wartete draußen – rückte er ſelber den Stuhl zurecht.

Ein geiſtlicher Herr, das alſo war ein Monſignore! Als er ihm gegenüberſaß, überkam ihn von neuem die Scham. Die Wände des Zimmers waren von hohen Bücherreihen eingefaßt. Die Denker, Dichter und Philoſophen, die Kirchenväter und Weltkinder ſtanden in enger Berührung beiſammen. Was wollte und ſollte er? Weil er ab und zu kleine Verſe und Gedichte ſchrieb?

„Sind Sie ſchon lange in Rom?" hörte er plötzlich den Monſignore fragen.

„Nein, erſt einige Tage."

„Was ſind Sie von Beruf?"

„Autoſchloſſer ..."

„Und Sie ſchreiben Gedichte?"

„Manchmal fällt mir ein kleiner Vers ein, aber ..."

„Kein Aber mehr, junger Freund", ſagte lächelnd der Monſignore, wobei er die Brille von den

Augen nahm und die Gläſer mit einem ſeidenen Tuch putzte. „Ich bin ein Bauernjunge ... Sagen Sie mir doch ein Gedicht auf!“

Ludwig gab ſich einen Ruck. Einem ehemaligen Bauernjungen konnte er, der Sohn eines Arbeiters und ſelber Arbeiter, ſchon ein Gedicht aufſagen. Er vergaß, daß er von einem Lügner und Betrüger hierhergebracht worden war. Die kindliche Schamloſigkeit, mit der ein Dichter einem bisher wildfremden Menſchen ſeine Seele zeigt, der holde Rauſch einer unbegreiflichen Schöpfung, beides verblendete ihn und ſo begann er leiſe einen Vierzeiler zu ſprechen.

Der Monſignore ſchwieg, als die Worte verklungen waren, die verſuchten, das Fernweh eines jungen Herzens durch ein Gleichnis zu erklären. Schließlich ſetzte er langſam die goldgefaßte Brille wieder vor die Augen.

„Schön, wollen Sie mir noch ein Gedicht ſprechen?“ fragte er leiſe.

Ludwig nickte und ſagte ein Gedicht an Marianne auf, die er mit einer weißen Roſe verglich, auf deren ſchimmernden Blättern neben dem Licht der Sonne verſtreuter Blütenſtaub golden erglänzte. Daß dem Monſignore dabei das Blut in die hohe, geiſtvolle Stirn ſchoß, ſah er nicht.

Was fiel dem jungen Menſchen ein, dachte der Geiſtliche, mir ſein Liebesgedicht vorzuſprechen? Wußte er nicht, wo er ſich befand? Er warf einen ſchnellen Blick an die Wand über dem Schreib-

tisch, wo in einem Goldrahmen die Madonna mit dem Kinde hing und lächelte. Da ging auch über sein Gesicht ein stilles Lächeln. Er erhob sich und sagte:

„Ja, Sie sind wirklich ein Dichter ... Aber nebenbei auch ein Autoschlosser ... Hier ist etwas Geld, damit Sie Ihren Hunger stillen können. Und hier —" er beschrieb mit flinken Fingern einen Zettel, „eine Anschrift, wo Sie, wenn Sie Lust haben, wahrscheinlich Arbeit bekommen können. Leben Sie wohl!"

„Arbeit? Ich danke Ihnen!" stammelte Ludwig, dem das Geld in der Hand brannte. „Ich danke Ihnen!"

Mit größter Eile, von einem Sturm der Gefühle erfaßt, verließ er das Zimmer und schlug die Tür hinter sich ins Schloß. Arbeit, Arbeit! Er brauchte nicht mehr zu betteln, er konnte nun jedem Menschen frei in das Gesicht sehen. Was hier so übel begonnen hatte, endete so überraschend. Eine Woche oder zwei in Rom arbeiten, da blieb ihm noch Zeit genug, mit Boris abzurechnen und mit Emil und Albert spazieren zu gehen. Seine Augen blitzten, als er auf die Straße trat, wo ihn Carlos neugierig erwartete.

„Was hast du geerbt? Zwei Lire? Mensch, da machen wir halb und halb, die eine Lire ist für mich, das ist doch klar, wie?" Er nahm das Silber entgegen, blinzelte mit den entzündeten Augen und erklärte aufgeregt: „Das ist ja großartig, das ist

ja eine ganz neue Sache, so was gibt es noch gar nicht. Wollte er viele Gedichte vor dir hören?"

„Zwei."

„Nur zwei Gedichte? Und zwei Lire dafür? Und – er hat nicht von Himmel und Hölle gesprochen?"

„Kein Wort von Himmel und Hölle, Carlos. Im übrigen ist mein Bedarf an römischer Bettelei gedeckt. Ich suche mir Arbeit."

„Mensch, Arbeit? Du hast wohl Angst um deine unsterbliche Seele? Du, wenn ich Gedichte schreiben könnte wie du, da wäre es mir in Rom nicht bange ... Gedichte, Gedichte ... Mensch, willst du mir die deinen nicht mal zeigen?"

„Was verstehst du schon davon?" fragte Ludwig verlegen, zugleich von dem Verlangen gepeinigt, einen neuen Menschen mit seinen Versen bekanntzumachen.

„Sage das nicht", ereiferte sich Carlos, „ich habe von allen Kindern in der Schule am besten und am liebsten Gedichte vorgetragen", widersprach Carlos, und Ludwig brauchte nicht mehr lange gedrängt zu werden, um dem anderen seine Verse zu zeigen. Carlos las sie mit gerunzelter Stirn. Dabei bewegte er lautlos die Lippen und prägte sich neben dem Vierzeiler von der Nacht und ihren Sternen ein Gedicht an das Meer und ein anderes auf Rom ein.

„Wirklich ganz ausgezeichnet", flüsterte er, als er die Blätter zurückgab, wie geistesabwesend, „wo hast du das nur her? Es reimt sich sogar! Du bist

für mich eine große Überraschung. Ich glaubte es bisher nicht, daß du auch ein Dichter seist wie der Heiland in Genua. Na ja, besten Dank, mein Lieber!"

Er schlug Ludwig freundschaftlich auf die Schulter, eilte davon und hatte keine Zeit mehr, denn ihm war ein neuer Fischzug klargeworden, der lyrische, die Geschichte von dem Dichter aus dem Volke mußte sich lohnen, die Sache von dem Träumer im Trümmerschutt Roms und dem Schwärmer für die Schönheiten der Antike waren Goldes wert!

Von nun an ging er den Künstlern aus dem Wege und suchte die anderen Deutschen heim, die in Rom wohnten. Schon am ersten Tage holte sich Carlos durch diesen neuen Trick in vier Stunden zwölf Lire, ein Paar gelbe, ausgetretene Schuhe, einen seidenen Selbstbinder und ein gestärktes Frackhemd.

Auch Ludwig mied er von nun an, er zog in eine andere Herberge und hütete vor allen anderen Tippelbrüdern eifersüchtig die Ursachen seines Erfolges. Übrigens hätte er sich vor Ludwig nicht zu verstecken brauchen, denn der bekam zur selben Stunde, als Carlos ein Frackhemd für seinen Vierzeiler erbte, Arbeit als Autoschlosser in Rom, eine Arbeit, die ihn sechs Stunden am Tage beschäftigte und ihn unabhängig von allen Zufällen machte. Außerdem verfügte er über genug Zeit, seine alten Freundschaften nicht zu vernachlässigen und sich an der Jagd nach Boris zu beteiligen.

9. Unterwelt

In Genua hatte Kaſpar Fronsbeck von einer kleinen Kirche in Mailand erzählt, die im Laufe der Zeit in eine Weinkneipe verwandelt wurde. Das Pantheon, vor dem Ludwig mit Emil ſtand, hatte ſeine Bedeutung in den vielen Jahrhunderten ſeines Beſtehens viel dramatiſcher geändert. Zuerſt war es ein Siegesdenkmal zur Erinnerung an den Triumph der Römer, bis es eine Feuersbrunſt in Schutt und Aſche legte. Nachher wurde er neu errichtet und den planetariſchen Göttern als das Allerheiligſte geweiht. Mit dem römiſchen Weltreich fielen neben den alten Göttern auch die ihm geweihten Tempel, die Kolonnen der Völkerwanderung plünderten auch das Pantheon aus, ſchliefen unter ſeinen hohen Kuppeln und riefen die nordiſchen Götter an. Im Jahre 609 weihte es der Papſt dem Andenken der chriſtlichen Märtyrer, deren Gebeine aus den Katakomben in die nun chriſtliche Kirche übergeführt wurden. Ein byzantiniſcher Kaiſer raubte kurze Zeit darauf die Weiheſtätte aus, bis ſich die Päpſte wiederum um ſie bemühten. Als ſie aber nach Frankreich in die Verbannung zogen, ſchien auch ihr Gott mit ihnen in die Fremde zu gehen, denn in den wilden Bürgerkriegen verwandelte ſich der Tempel in eine

Festung, um für die bedrohten Geschlechter wieder Allerheiligstes zu werden. All das hatte Ludwig in dem Buch gelesen, das Albert als Fundgrube des Wissens mit sich herumtrug.

Nur voller Mißtrauen folgte jetzt Emil seinem Freund in die kühle Halle, in der er mit Recht eine christliche Kirche vermutete. Erschüttert wurde er sich plötzlich der Tatsache bewußt, daß er, Emil, ein junger Seemann aus den thüringischen Bergen, noch lebte, während hier die italienischen Könige in ihren Grüften ruhten. Die Andeutung eines Lächelns ging über sein klares, einfaches Gesicht. Er lebte, und die Könige waren tot genau so wie die großen Künstler, die im Pantheon begraben waren. Er hob die Nase in die Luft, als wittere er die salzige Luft des Meeres.

Ludwig hatte sechs Stunden gearbeitet, der ganze Nachmittag lag noch vor ihm, und so wanderte er mit seinem Freund nach der Via Appia hinaus, der alten Heerstraße, der Handelsstraße, der Gräberstraße. Dabei kamen sie an der kleinen Kirche Domine Quo Vadis vorüber. Als Emil hörte, daß man darin für zwei Soldi die Fußspuren sehen konnte, die nach der Legende Jesus hinterlassen hatte, als er dem nach Rom fliehenden Petrus begegnete, überwandt er seine Abneigung gegen die Kirchen und zahlte, wie Ludwig, die beiden Kupferstücke, um später seinen Kameraden auf freiem Meere davon erzählen zu können. Er betrachtete kopfschüttelnd die flüchtigen Fußspuren

und zog ſeinen Freund ſchnell aus der Kirche, ohne jedoch ein Wort zu ſagen.

Die Steinplatten der Via Appia zeigten auch Spuren, die ſich im weißen Staub abhoben, die der Wanderer und jene der Bauernwagen und Autos, mit denen die Fremden nach den Katakomben hinauffuhren.

„Hier werden wir Boris zwar nicht finden, der Kerl wohnt weiter draußen", ſagte Emil, als ſie die Eintrittskarten zur Beſichtigung der Kalliſtus-Katakombe löſten, „aber es iſt gut, zu wiſſen, wie ſo ein Verſteck beſchaffen iſt."

Ludwig nickte.

Nein, hier in der Kalliſtus-Katakombe würde ſich Boris nicht verſteckt halten. In den letzten Tagen hatten ſie überdies gar nicht mehr an den Mann mit dem Meſſer gedacht.

Sie nahmen die Kerzen in Empfang und ſtiegen mit einigen Fremden in die kühle Tiefe der übereinanderliegenden Gänge und Grabanlagen der frühchriſtlichen Totenſtadt, die ſich weit und tief in der Erde der Campagna verzweigte. Die Kerzen flackerten und warfen hüpfende Schatten an die getünchten Wände.

Zu ſpät bemerkte Emil die Kapellen, in denen vornehme Tote beigeſetzt waren, zu ſpät bemerkte er dieſe unterirdiſchen Kultſtätten, die wie viele der Grabniſchen mit Inſchriften, heiligen Zeichen und verblaßten Gemälden bedeckt waren. Mit zuſammengekniffenen Augen erkannte er bibliſche

und urchriſtliche Begebenheiten. Daneben aber hatten die alten Meiſter mit Waſſerfarben auf den mit Stuck verkleideten Wänden neben den Vögeln, Blumen und Ranken unzählige Motive aus der heidniſchen Vorſtellungswelt hingezaubert, aber nicht aus Freude an dem Heidentum, ſondern als Sinnbilder des neuen Glaubens.

Auch Ludwig ſah alles mit wachen Augen. War der gute Hirte nicht ein Bruder des Orpheus, der durch ſeine Leier Steine und Tiere in ſeinen Bann zwang, während eben der Hirte durch ſeinen Lockruf Gewalt über die Seelen hatte? Der Pfau – wieder der Pfau! – war zu ſehen, diesmal aber, da ſein Fleiſch den Alten als unverweslich galt, als Sinnbild des ewigen Lebens, der Phönix ſtellte das Sinnbild der Wiedergeburt dar und der Hirſch das der Sehnſucht. Und auch ein verblaßtes Bild einer Mutter mit ihrem Kinde war zu ſehen, das Bild des Lebens überhaupt, aus dem der Marienkult des Mittelalters entſtanden war. Nirgends aber war Chriſtus am Kreuze dargeſtellt, ſondern immer als junger bartloſer Mann mit hoher Stirn, offenen und freundlichen Augen, die im milden Glanze ſtrahlten. Ludwig Korn dachte an die erſten Chriſten, die aus dem Licht und Prunk des antiken Roms unter die Erde geſtiegen waren, um den Verfolgungen ihrer Feinde zu entgehen. Sie wandten ſich, ihrer Sache gewiß, von der alten Welt verächtlich ab und ſahen in ihren Träumen eine neue, ein himmliſche. In der

Tiefe warteten ſie auf ihre große Zeit und beſiegelten, wenn es ſein mußte, mit ihrem heißen Blute die neue Lehre.

Waren die Landſtreicher in Italien wie die erſten Chriſten, wie es der verrückte Profeſſor, der Freund von Fronsbeck, erklären wollte? Wie kam er zu dieſem Vergleich? Für was glühten denn die Tippelbrüder? Das Leben ſelber hatte ſie vom Bürgerſteig hinweggefegt auf die Straße, wo die Räder rollen und der Schmutz zuſammengekehrt wurde. Das Leben haßt das Schmarotzerdaſein, die Rechnung der Tippelbrüder war eine falſche. Sie wollten nur empfangen und nichts geben. Das Opfer war ihnen fremd geworden wie der Glaube.

Seit Ludwig wieder von der Arbeit Schwielen an den Händen hatte, konnte er viel klarer als früher dieſe Unterwelt zergliedern, mit der er in Berührung gekommen war. Und trotzdem kam er auch jetzt noch beinahe jeden Abend in der Herberge mit ihr zuſammen, er fühlte die geheimnisvolle Anziehungskraft, die von ihr ausging.

In der Campagna gab es viele unerforſchte Katakomben, von denen einige den Landſtreichern als Schlupfwinkel dienten. Wenn ſie ſich in der Stadt nicht mehr halten konnten, quartierten ſie ſich oft da draußen unter der Erde ein, krochen durch gut getarnte Öffnungen in die Tiefe, wagten ſich in den dunklen Irrgängen vor und ließen dabei einen Faden abrollen, um zu gegebener Zeit die verwinkelten Wege nach oben wiederzufinden.

Sie wohnten in den kleinen Kapellen mit den verblaßten Bildern und geheimnisvollen Zeichen oder in den schmalen Gängen. Alte Gräber im weichen Tuffstein waren ihre Betten, die sie mit Zeitungspapier auslegten. An die Schläfer vor ihnen, an die Blutzeugen einer Idee, dachte wohl keiner von ihnen. In der Dunkelheit des grauenden Morgens oder sinkenden Abends kamen sie empor, um aus Rom Brot und Wein zu holen. Von den mitleidigen Hirten der Campagna erbettelten sie Polenta oder weißen Schafkäse. Das unterirdische Leben ließ sich eine Weile ertragen, denn in den Katakomben gab es kalte und heiße Quellen, mit den frischen Winden kam genug reine Luft in die Gewölbe, und vor allen Dingen waren ihre Verstecke unauffindbar.

Daß Emil in den Hallen das Zeichen des Fisches entdeckt hatte, schien ihm von geheimnisvoller Bedeutung zu sein. Fische schwammen doch sonst nur in den Bächen, Teichen und Flüssen; im Salzmeer gab es Fische, Millionenschwärme und unzählige Arten in allen Farben. Er kannte fliegende Fische und solche, die mit ihren stachlichten Flossen auf die Bäume kletterten. Andere konnten sich vor Zorn oder Angst verfärben. Er kannte Fische, deren schleierhafte Flossen an Vogelschwingen erinnerten, andere wieder, die wie Silber und neue, die wie Gold gleißten. In Fischen kannte er sich aus, schon als Kind hatte er in klaren Gebirgsbächen die blitzschnellen Forellen gefangen.

Wie kamen die Fische in die römischen Katakomben? Auf seinen Seefahrten hatte er oft das Spiel der geselligen Delphine beobachtet, die das Schiff verfolgten, um sich dabei wie auf geheimen Befehl wie gelenkige Artisten in die Tiefe zu stürzen, nie allein, immer in Kolonne, um dann nach einer Weile von neuem aufzutauchen und die Kopfstürze zu wiederholen. Ebenholzschwarz mit einem silbernen Schimmer glänzten im Licht ihre torpedoartigen Leiber mit den schnabelförmigen Schnauzen. Daß diese Delphine zur Gruppe der Wale gehören und Säugetiere waren, wußte er nicht; für ihn waren und blieben es Fische ...

Er seufzte.

Die in Tuffstein eingeritzten Fische der christlichen Urgemeinde hatten in seinem Herzen die Sehnsucht nach dem Meere verstärkt. Er kam sich selber wie ein seinem Element entrissener Fisch vor. Das braune und grüne Land war nichts für ihn, und nichts die steinernen Städte. Doch er mußte bleiben, denn er hatte ja versprochen, dabei zu sein, wenn mit Boris abgerechnet wurde. Wann kam diese Abrechnung? Warum stand Ludwig in seiner Freizeit bewundernd vor dem alten Heidentempel und las stundenlang in dem Buche, das ihm Albert geliehen hatte? Warum besuchte er manchmal die Museen oder lief durch die kühlen Kirchen, die nach Weihrauch dufteten und in denen neben schauerlichen Blut- und Wundenbildern vergoldete Heiligenfiguren aufgestellt waren?

Er atmete tief auf, als er mit Ludwig aus der Tiefe kam und das helle Licht sah. Auf dem Wege nach der Stadt blieb er schweigsam und beschloß, ohne ein Wort zu verraten, auf eigene Faust Boris in der Katakombe am Grabmal aufzustöbern, wo er sich mit dem Glasbläser versteckt hielt. Der Zufall oder das Glück würden ihm schon den richtigen Weg und die richtige Katakombe zeigen ...

Boris hielt sich in einer Katakombe verborgen, die unweit des Grabmales der Caecilia Metella lag, jenem großen zylindrischen, aus Steinquadern gefügten Turm, der das ganze Land ringsum beherrschte. Schon seit einiger Zeit wohnte er dort. Als Reinhard in Rom auftauchte, tauchte Boris im Dunkel jener Katakombe unter.

Zur gegebenen Zeit waren die meisten Tippelbrüder weich und rührselig, wenn sie getrunken hatten oder verzweifelt, da erzählten sie von ihrem Leben, um ihre gegenwärtige Lage zu erklären und zu entschuldigen. Carlos fing in solchen Stunden mit unglaubwürdigen Märchen an und erfand ganze Romane. Boris jedoch lächelte und blieb stumm. Alle fürchteten ihn, nur Verstehste nicht; hängt doch selbst ein Hund an einem grausamen Herrn mit rührender Treue.

Heute war Boris allein in der Katakombe. Er befand sich in einer kleinen Kapelle, an deren Wänden einige verblaßte Gemälde dunkelten. Er rauchte eine Zigarette und sah mit kühlen Augen eine antike Platte mit einer römischen Inschrift

an, einen Zauberspruch an die zuständigen Gottheiten. In den letzten Tagen hatte er mit seinem Gefährten einige andere Katakomben durchstreift und Gesimsstücke, Reliefs und zwei Platten gefunden. Im Augenblick befand sich dieser in Rom, um die Funde an den Professor zu verkaufen, der ein leidenschaftlicher Sammler solcher Dinge war und vor Jahren durch sie mit den Landstreichern in Verbindung gekommen war.

Verstehste hatte den Hauptfund gemacht, eine Marmorplatte mit bedeutender griechischer Anschrift, auf der sich außerdem das Zeichen des Fisches befand. Diesen Fund hatte er vor Boris verschwiegen und vor drei Tagen an den Professor an der Spanischen Treppe verkauft und fünfzig Lire dafür bekommen. Er barg das Geld auf der Brust, ohne Boris davon zu sagen. Aber der war bereits unterrichtet, lag nachdenklich in dem Versteck, rauchte eine Zigarette nach der anderen und wartete.

Aus der Karbidlampe schoß weißes Licht und tauchte das Grabgewölbe in eine geisterhafte Helle. Eine Quelle gluckerte, und ab und zu kam ein feiner knirschender Ton aus den entfernten Gängen. Boris hob lauschend den Kopf, eben hatte er zögernde Schritte gehört. Nicht lange danach erschien der Glasbläser mit Brot und Wein. Außerdem wickelte er eine Salami aus dem Papier und schob Boris zwanzig Lire hin. Dieses Geld hatte

er heute von dem Professor für den neuen Fund bekommen.

Die beiden setzten sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde, sie aßen, schwiegen und tranken. Immer deutlicher gluckerte die Quelle. Das Licht der Lampe zischte. Als sie bei den Zigaretten waren, fragte Boris:

„Was gibt es Neues in Rom? Ist der Carlos noch da? Hast du Reinhard gesehen?"

„Nein, ihn nicht, aber der Ludwig ist noch da, der arbeitet als Autoschlosser."

„So? Einer muß ja die Autos reparieren, in denen andere Leute fahren. Der Dummkopf interessiert mich nicht mehr... Aber Reinhard", sein Gesicht verfinsterte sich, „Reinhard soll sich vorsehen, daß er mir nicht über den Weg läuft, der Hund."

„Er wird sich hüten, sich sehen zu lassen, Boris, verstehste?" sagte der andere mit schmeichlerischer Stimme, „er hat ja Angst vor dir wie alle anderen."

„Du nicht, wie?"

„Warum sollte ich Angst vor dir haben, Boris? Wir sind doch gute Freunde!"

„Natürlich, natürlich... Übrigens, ich habe eine neue Platte gefunden, als du in der Stadt warst... Was meinst du, ob der Professor fünfzig Lire dafür zahlt?"

„Fünfzig Lire, Boris? Ich glaube nicht, daß er soviel zahlt, verstehste? Er zahlt höchstens zehn für eine Platte, und die muß schon ganz besonders

sein; er ist ein Fachmann", erwiderte Verstehste, wobei er nach seinem Brustbeutel faßte, in dem die fünfzig Lire lagen, die er für seine Marmorplatte bekommen hatte.

Boris schwieg und lächelte.

„Wollen wir wetten", sagte er endlich langsam „daß du das nächste Mal fünfzig Lire von dem Professor bekommst? Grade ein Fachmann muß wissen, was das Material wert ist, das ihm zugetragen wird. Jedes Antiquitätengeschäft würde das Doppelte und Dreifache zahlen, wenn wir dort verkaufen könnten. Für manche Sachen auch das Hundertfache. Er muß fünfzig zahlen, hörst du?"

Verstehste fuhr zusammen.

Fünfzig Lire, wieso kam Boris immer auf diese bestimme Summe zu sprechen? Wußte er von dem unterschlagenen Gelde? Mit zitternden Händen nahm er die neue, von Boris gefundene Platte hoch und wog sie, als bezahle der Professor nach Gewicht und nicht nach Laune oder Beschriftung. Boris beobachtete ihn dabei mit starrem Blick, in den ein gefährliches Funkeln getreten war.

„Das ist ein schönes, schweres Stück, Boris, verstehste?" sagte der Glasbläser, von einer immer stärker werdenden Erregung gepackt, „Ich will mit dem Professor reden, vielleicht bekommen wir doch den richtigen Preis, die fünfzig Lire", schloß er, indem er den Fund behutsam auf den Boden legte.

„In Ordnung! Sprich morgen mit dem Mann, doch unter fünfzig Lire ist nichts zu machen, gar

nichts, hörst du?" Mit diesen Worten beendete Boris vorläufig die Unterhaltung.

Mit sicherer Hand griff er nach der umflochtenen Weinflasche, nahm einen Schluck und gab sie an den anderen weiter. Darauf teilte er mit seinem scharfen Messer zum zweiten Male das Brot und die Salami, und schob Verstehste seinen Anteil hin. Aber der fror und hatte plötzlich keinen Hunger mehr, nur noch Durst, schrecklichen Durst. Er trank und trank, bis ihn der Wein Kälte und Angst vergessen ließ. Fünfzig Lire, dachte er fortwährend, warum wollte Boris gerade fünfzig Lire haben?

Boris fühlte die Erregung des anderen, doch er blieb kühl dabei und überlegen. Plötzlich begann er mit einer merkwürdig unbeteiligten Stimme aus seinem Leben zu erzählen. Der Glasbläser riß vor Verwunderung die Augen weit auf. Boris erzählte von der Vergangenheit? Daß sie Landsleute aus dem Osten waren, wußte er, weiter nichts, jetzt erfuhr er Genaueres. Boris stammte aus einer kleinen galizischen Stadt aus der Nähe von Lemberg und war ganz jung nach Deutschland gekommen, nach Ostpreußen. In Elbing hatte er mit einer schönen blutjungen Bürgerstochter eine Liebschaft begonnen, die furchtbar enden sollte. Als die Eltern des Mädchens dahinterkamen, drohten sie der Tochter mit schrecklichen Strafen. Wie konnte Elsbeth sich soweit vergessen, mit einem Galizier, dessen Herkunft dunkel war, in nähere

Beziehungen zu treten? Sie geriet in unbeschreibliche Verwirrung. Da sie nicht wußte, an wen sie sich wenden sollte, ihr Bruder befand sich noch in französischer Gefangenschaft, besprach sie sich mit Boris. Einige Tage später erschoß sich das junge Geschöpf, nachdem ihr Boris versprochen hatte, ihr in den Tod zu folgen. Er dachte gar nicht daran, als er ihr den blanken Revolver in die Hand drückte ...

Drei Jahre waren inzwischen vergangen, drei Jahre der Flucht. Er befand sich immer unterwegs, nicht von Gewissensbissen, vielmehr von der Angst vor dem Bruder des Mädchens über die Landstraßen getrieben und verkam immer mehr. Er lernte mit dem Messer arbeiten, kettete Verstehste wie einen Hund an sich und träumte davon, einmal König der Landstreicher zu werden. Er sprach polnisch, deutsch, englisch, französisch und italienisch. In Italien lernte er noch lateinisch, um die Klassiker in der Ursprache zu lesen. Von allen Cäsaren liebte er besonders Nero. Seit drei Jahren tauchte auch Reinhard auf den italienischen Landstraßen sowie in den Herbergen auf, um Boris zu suchen ...

Der Glasbläser mit der eingebeulten Stirn und den kleinen Schweinsaugen saß immer noch auf der Erde, hörte gar nicht mehr auf die Worte des anderen, sondern dachte nach. Am liebsten hätte er von den fünfzig Lire und der heimlich verkauften Marmorplatte erzählt, doch das war jetzt schon zu spät. Fieberhaft suchten seine Gedanken nach

einem Ausweg. Ja, morgen wollte er wieder zu dem Professor an der Spanischen Treppe gehen, die neue, von Boris gefundene Platte vorzeigen und verkaufen. Fünfzig Lire mußten dafür gezahlt werden. Dann besaß er hundert. Mit diesem Gelde wollte er auf und davon, von Boris nichts mehr wissen, sondern in einem neuen Lande ein neues Leben beginnen. Vielleicht würde er Reinhard in der Stadt treffen, um ihm das Versteck von Boris zu verraten. Das war nochmals fünfzig Lire wert. Ja, und da kam er doch aus allen Sorgen heraus, oder nicht? Das war doch eine glänzende Lösung! Es war ihm in der letzten Zeit einfach unerträglich geworden, die eiskalten Augen von Boris auf sich gerichtet zu fühlen und Tag für Tag herrische Befehle aus dem kalten Munde des anderen zu hören, Befehle, die er unweigerlich erfüllen mußte.

Reinhard, ja, das war die Lösung! Boris hatte Angst vor dem Manne. Boris verkroch sich, wenn Reinhard erschien. Reinhard – war das der Bruder von der schönen Elsbeth in Elbing? In seinem tierischen Gesicht zuckte es.

Boris jedoch schien die Gedanken lesen zu können, die der andere hatte, denn er unterbrach seine Erzählung, hieb das scharfe Messer in den weichen Tuffstein und steckte sich eine neue Zigarette an.

„Abgemacht, fünfzig Lire für diese Marmorplatte", sagte er, „keinen Soldo weniger!"

„Fünfzig Lire", wiederholte Verſtehſte gehorſam.

Als er eine Stunde ſpäter in dem mit Zeitungspapier ausgelegten Grabe lag, überdachte er noch einmal ſeinen Plan. Er fand ihn ausgezeichnet und ſchlief mit einem Lächeln ein. Auch Boris lächelte, aber viel gefährlicher...

Am nächſten Morgen machte ſich der Glasbläſer in aller Frühe mit der Marmorplatte zu dem Profeſſor auf. An dem Grabturm traf er zu ſeiner größten Beſtürzung Emil, der nach Boris ſuchte. Er ſchickte ihn in eine andere Katakombe und eilte davon. Gegen neun Uhr war er an der Spaniſchen Treppe und klopfte vor der Tür des Profeſſors. Der war zu Hauſe, ließ ihn eintreten und den Fund vorweiſen, den er mit begehrlichen Augen betrachtete.

„Nicht übel, gar nicht übel, lieber Freund", ſagte er bedächtig, „der römiſche Boden birgt in der Tat noch viele reizvolle Überraſchungen. Dieſe Platte intereſſiert mich, fünf Lire würde ich ſchon dafür geben können."

Verſtehſte erſchrak.

„Was? Nur fünf Lire, Herr Profeſſor? Das hier iſt doch ein ganz ſeltenes Stück! Da, der eingeritzte Fiſch! Unterwegs ſind mir von einem Fremden ſchon ſechzig Lire geboten worden dafür, ſechzig Lire, Herr Profeſſor!" rief er beſchwörend aus.

„Da haſt du dir ein gutes Geſchäft entgehen laſſen, lieber Freund!" antwortete lächelnd der

Sammler, der ſonſt mit ſeinem Gelde nicht geizte, aber bei jeder Neuerwerbung eines antiken Fundes leidenſchaftlich handelte wie ein jeder Sammler. „Aber“, fuhr er langſam fort, „weil du es biſt und mit deinen Funden immer erſt zu mir kommſt, will ich eine Ausnahme machen und zehn Lire zahlen.“

Zehn Lire nur?

Der Glasbläſer nahm allen Mut zuſammen. Er dachte an die letzte Unterredung mit Boris, an die Möglichkeiten einer ſchnellen Flucht und an ein neues Leben in einem neuen Lande, in Spanien vielleicht oder in Griechenland. Auch Ägypten kam in Frage. An Reinhard dachte er, an die eiskalten Augen ſeines Gefährten, da holte er tief Luft und ſagte entſchloſſen:

„Es tut mir leid, Herr Profeſſor, aber unter fünfzig Lire kann ich dieſen Fund nicht abgeben, nein. Verſtehen Sie? Lieber nehme ich den Marmor wieder mit und verſuche mein Glück in einem Geſchäft, dort werde ich ihn ſchon verkaufen können.“

Der Profeſſor lachte ſchallend, doch ſein Geſicht verriet, daß er ſich dieſen Marmor nicht entgehen laſſen wollte. Deshalb nahm er die Platte entgegen, ſtellte ſie in die Sonne und prüfte die noch gut lesbare Schrift. Der Text – ſein Herz ſchlug ſchneller – war neu und ſchien berufen zu ſein, in das Dunkel des erſten Jahrhunderts nach der Zeitwende neues Licht zu werfen. Dieſer Marmor

durfte nicht wieder aus seinem Hause getragen werden! Fünfzig Lire war nicht zuviel, das wußte er genau, er hätte auch fünfhundert in einem Antiquitätengeschäft dafür bezahlt, aber sein Herz war hart wie Marmor, wenn es um die billige Erwerbung eines Prunkstückes für seine Sammlung ging.

„Zwanzig Lire", sagte er, „zwanzig Lire, das ist mein letztes Wort, hier ist das Geld! Und, wenn du im übrigen etwas Neues findest, lieber Freund, komme damit zuerst zu mir, ich nehme dir, das weißt du ja, alles ab, was ich gebrauchen kann."

Nachdem er das Marmorstück behutsam auf den Arbeitstisch gelegt hatte, entnahm er seiner Brieftasche eine Banknote und reichte ihm das Papier, auf dem die Neuzeit ihr Kernwort gedruckt hat und das, richtig eingesetzt, scharf und gefährlich ist wie die schärfste und gefährlichste Waffe.

Der Glasbläser zitterte, griff aber widerwillig zu und nahm seufzend das Geld. Er steckte es ein und sagte:

„Aber das nächste Mal müssen Sie fünfzig Lire geben, Herr Professor, sonst komme ich nicht mehr wieder."

„Wir werden sehen, da sind noch fünf Lire", erwiderte der Sammler, in einem Anfall von Großmut, wandte sich seiner Neuerwerbung zu und sah und hörte nicht mehr, wie der andere das Zimmer verließ. Der Stein begann für den Pro-

feſſor zu reden und erzählte von der urchriſtlichen Gemeinde im alten Rom ...

Als der Glasbläſer auf die Straße trat, knickten ihm die Füße ein. Er fühlte ſich ſchwach und elend, er mußte ſich unbedingt ſetzen, um neue Kräfte zu gewinnen. Mühſelig, Schritt für Schritt, ſchleppte er ſich in die nächſte Weinkneipe.

Nach dem erſten Glas wurde es ihm beſſer. Beim zweiten fühlte er ſich erfriſcht, beim dritten glaubte er, ein Mann zu ſein, der es auch mit Boris aufnehmen konnte. Beim vierten Glas glänzten ſeine trüben Augen.

Boris: was für eine Macht beſaß denn dieſer ſchreckliche Menſch eigentlich über ihn? Das mußte aufhören, verſtehſte? Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Der verſprühende Wein ſowie der heftige Schlag beruhigten ihn. So würde er mit Boris verfahren, wenn es an der Zeit war! Schließlich dachte er an die Geldſcheine auf ſeiner haarigen Bruſt. Fünfundſiebzig Lire beſaß er, damit konnte man weit kommen, nach Griechenland oder nach Ägypten. Oder ſollte er nach Spanien verſchwinden? Dort hatte, ſo erzählte man ſich, jeder anſtändige Bettler einen eigenen Eſel bei ſich, mit dem er durch das ganze Land reiſte ...

Wie ein Steinblock ſaß er da, ſchwer und unangreifbar. Der Wein tat ihm gut. Wie Lava glühte es in ſeinen Adern, die Welt ſchimmerte in einem roſigen Licht, die ſchwierigſten Probleme vereinfachten ſich für ihn. Lächerlich, dachte er,

vor Boris Angſt zu haben, das iſt ein Menſch wie wir alle, und Furcht hat er ſelber, vor Reinhard ...

Nun lächelte er vor ſich hin, nahm das Geld aus dem Beutel und zählte es wie ein Geizhals. Zwanzig Lire wollte er für eine Fahrkarte ausgeben, um einen großen Zwiſchenraum zwiſchen ſich und Boris zu legen. Schließlich erhob er ſich, um nach dem Bahnhof zu gehen, wo er den erſten Zug nach dem Süden benutzen wollte.

Mit einem Male verließ ihn aller Mut. Der Rauſch des Weines war verflogen, und wieder knickten ihm die Füße zuſammen. Auf der anderen Straßenſeite bemerkte er Reinhard. Weshalb zitterte er denn? Er brauchte doch nur zu Reinhard zu gehen und ihm zu ſagen, wo ſich Boris verſteckt hielt! Dann war doch alles in beſter Ordnung, oder nicht?

Als er jedoch die Straße überqueren wollte, konnte er plötzlich nicht weiter. Eine zwingende Gewalt, die viel ſtärker war als ſein eigener Wille, hielt ihn vor den entſcheidenden Schritten zurück. Der Schweiß rann über die Stirn in die Augen. Wohl verfluchte er ſeine Schwäche und ſchalt ſich einen Feigling, doch er ging nicht zu Reinhard, der ihn nicht bemerkte, ſondern ſuchte eine neue Kneipe auf, wo er ſich bei einer Korbflaſche Wein niederließ, bis er wieder ein Rieſe war, der den Knirps Boris mit einer Hand zerquetſchen konnte, wenn er es nur wollte.

Plötzlich ſtierte er erſchrocken vor ſich hin, er hörte aus der Ferne eine befehlende Stimme, die immer mächtiger wurde und nach ihm rief. Er trank ein Glas nach dem anderen, bis es in ſeinen Ohren rauſchte, trotzdem erreichte ihn der geheimnisvolle Befehl, der auch einen wimmelnden Ameiſenhaufen zuſammenhält und die verſtreuten Tiere in den Bau zurückruft.

Er war und fühlte es dumpf, in den magiſchen Bannkreis eines ſtärkeren Willens geraten und mußte nach den Katakomben zurück, blind gehorchend. Seufzend trank er den letzten Schluck, leckte ſich die Lippen und ſchüttelte ſchwerfällig den Kopf. Dann zahlte er, erhob ſich und wanderte langſam und keines klaren Gedankens fähig nach der Via Appia zu Boris ...

Zur ſelben Stunde fand Ludwig, als er von Arbeit kam, Emil angetrunken in der Herberge vor. Er ſaß am Tiſch, hatte gläſerne Augen, ſchlug die Fauſt auf den Tiſch und ſagte:

„Aus was für einer Kirche kommſt du denn jetzt wieder? Von der Arbeit? Ich auch! Ich, mein Lieber, war heute draußen in den Katakomben, und weißt du, wen ich dort getroffen habe?"

„Boris?" fragte Ludwig atemlos.

„Nein, nicht ganz, aber beinahe ... Laß dir erzählen! Verſtehſte habe ich getroffen! Als ich ihn fragte, wo Boris ſei, ſagte er: ‚In ſeinem Bau,

verſtehſte? Dort hinten direkt am Grabmal', ſagte er, der Kerl, und verſchwand eiligſt.

Da ritt mich der Teufel, um endlich die Sache in Ordnung zu bringen und Boris zu ſtellen. Ich ging alſo quer über das Feld, wo ich nach langem Suchen den Eingang zu der Katakombe fand. Ich gebe zu, daß ich ſchon einen Liter Wein getrunken hatte, denn ſonſt wäre ich nicht allein durch das verſteckte Loch in die Erde gekrochen. Ich hatte mir Mut angetrunken. Alſo rutſchte ich in die Tiefe und ſteckte unten die mitgenommene Kerze an. Anfangs ging alles gut, aber als ich um eine Ecke bog, es war die ſiebente, ich hatte genau gezählt, da bließ mir der Wind das Licht aus. Meine Herren, ſo eine Dunkelheit habe ich noch niemals erlebt, auch auf dem nächtlichen Meere nicht. Außerdem waren mir die Streichhölzer ausgegangen. Zappenduſter, mein Lieber, zappenduſter war es, eine ägyptiſche Finſternis! Was ſollte ich machen, Ludwig? Umkehren, ſagſt du? Natürlich, umkehren, das tat ich auch, aber weiß der Teufel, wie das kam, ich fand den richtigen Weg nicht mehr und hatte mich verirrt! Nach der ſiebenten Ecke kamen neue Ecken und immer neue Gänge. Und plötzlich fiel ich durch ein Loch in die Tiefe, wo ich halb betäubt liegenblieb. Wie lange, weiß ich nicht. Als ich wieder erwachte, kam die Furcht, weißt du, hundsgemeine Furcht und Angſt, Ludwig. Ich habe nie geglaubt, daß man ſo ängſtlich werden kann. Da habe ich laut

um Hilfe gebrüllt, bis ich ganz heiser wurde. Es war schrecklich, Ludwig, schrecklich!" sagte er und schüttelte sich.

„Hat dich denn keiner gehört, Emil?"

„Keiner, Ludwig! Weiß der Teufel, ich gab mich schon verloren, aber als ich ein Stück weiterging, und mich einmal umdrehte, war es mir, als bliese mir was ins Gesicht, ein kleiner Wind, weißt du, der von oben durch eine Erdspalte oder durch den Eingang kam. Anfangs stand ich wie betäubt da, ganz fassungslos, weißt du, aber ich lief dem Hauch entgegen, Ludwig, und in zehn Minuten war ich draußen. Mensch, wie hoch und blau doch so ein ganz gewöhnlicher Himmel ist... Nicht weit von dem verdammten Loch begegneten mir zwei Tippelbrüder, die ganz in der Nähe hausten. Denen habe ich alles erklärt. Sie sagten: ‚Mensch, daß du noch am Leben bist! Diese Katakombe ist die gefährlichste!' Und sie sahen mich an, als sei ich von den Toten auferstanden. Und Verstehste, der Hund, hat es gewußt, als er mich in das Loch schickte! Ihm drehe ich den Hals um, wenn ich ihn wieder sehe... Es wird Zeit", fuhr er mit lauterer Stimme fort, „daß wir mit Boris abrechnen, denn ich habe keine Lust mehr, länger in Rom zu bleiben. Sobald die Sache mit Verstehste und Boris erledigt ist, gehe ich wieder auf die christliche Seefahrt..."

Das war die Erzählung von Emil, dem Seemann, der in einer unbekannten Katakombe, die

ihm der Glasbläſer gezeigt hatte, nach Boris ſuchte, um endlich abzurechnen, und der dabei in die Griffnähe eines ſchrecklichen Todes geriet. Ludwig beſchloß, ſolange in kein Muſeum mehr zu gehen und ſolange keine Kirche und keinen Tempel mehr zu beſichtigen, bis Boris gefunden war ...

Der Glasbläſer hatte inzwiſchen die Via Appia erreicht und ſeine Begegnung mit Emil längſt vergeſſen. Der Himmel ſtand über dem ſchwarzen Land in leuchtenden Farben, als der Landſtreicher das Verſteck betrat. Boris ſaß in der Nähe einer warmen Quelle, nickte gleichgültig dem Eintretenden zu und forderte ihn durch eine Handbewegung auf, Platz zu nehmen. Der andere ſetzte ſich und ſagte eifrig, wobei ſeine Augen die von Boris ſuchten:

„Der Profeſſor hat die Platte genommen, Boris, verſtehſte? Aber er gab nur zwanzig Lire dafür." Die letzten fünf verſchwieg er, die hatte er in Wein angelegt.

„Mehr nicht?" fragte Boris gelangweilt.

„Nein, mehr nicht."

Boris nickte und ſchwieg. Das grelle Licht der Lampe blitzte in den gläſernen Knöpfen ſeiner Weſte und warf den Schatten des Mannes überlebensgroß an die kahle Wand des Gewölbes. Seine Augen ſchimmerten wie kalte Steine. Durch einen Erdſpalt kam friſche Luft in den Raum, der am Ende verzweigter Gänge lag und nur mit Hilfe eines ausgelegten Seiles zu erreichen war. Der

Glasbläſer rückte unruhig hin und her, denn das Schweigen bedrückte ihn ſehr.

„Der Profeſſor meinte, ich ſolle ihm alle Funde bringen, Boris, alle Platten, verſtehſte?“ ſagte er, um das lähmende Schweigen zu brechen.

„Ja, ſagte er das? Und – hat er dir nur zwanzig Lire für den Fund gegeben?“

„Zwanzig Lire, Boris.“

„Du ſollteſt aber fünfzig bringen! Ich rede nicht mehr von den zwanzig, von fünfzig ſpreche ich! Kerl, verdammter, gib endlich das Geld heraus, die erſten fünfzig“, ſagte Boris, ohne indes die Stimme zu erheben.

„Was für fünfzig meinſt du denn, Boris?“ fragte Verſtehſte, dem es plötzlich kalt und heiß wurde, ſo daß er mit den Zähnen klapperte, obwohl er wie erſtarrt daſaß, ein Menſch ohne eigenen Willen und dem anderen auf Gnade und Barmherzigkeit ausgeliefert.

Jetzt, das wußte er in grauſamer Klarheit, war die Stunde der Abrechnung da. Warum hatte er nicht die Gelegenheit zur Flucht ergriffen? Weshalb nicht mit Reinhard geſprochen? Ja, wenn die Stimme nicht geweſen wäre, die ihn gerufen hätte, dieſe geheimnisvolle Stimme aus der Erde, die bis nach Rom Gewalt hatte!

Boris ſchwieg.

Er nahm das ſcharfe Meſſer, wog es eine Weile ſpieleriſch in der Hand, um es plötzlich mit einem Ruck in den Tuffſtein zu ſchleudern, wo es zitternd

steckenblieb. Der Glasbläser hatte sich inzwischen erhoben. Mit einem Male begann er zu schwanken, die Füße trugen ihn nicht mehr, er sackte zusammen und fiel hin. Ein Wimmern brach aus seinem Munde, während er sich nach der Brust griff und dann die Arme flehend ausstreckte.

„Hier ist das Geld, hier sind die fünfzig Lire, Boris", jammerte er, indem er die Banknoten wie ewige Schuldverschreibungen emporhob. „Nimm sie doch, ich wollte dich damit überraschen, verstehste? Ich habe mir nichts dabei gedacht, als ich dir von dem Verkauf meines Fundes nichts sagte."

„In Ordnung", erwiderte Boris, der die Scheine gelassen entgegennahm und prüfte. Als er sie in seine Brieftasche getan hatte, holte er das Messer aus dem Tuffstein, gähnte und sagte noch einmal: „In Ordnung, stehe auf."

Der andere richtete sich auf und seufzte erleichtert.

„Ich danke dir, Boris, Lieber", sagte er, „ich wußte ja, du würdest einen Spaß verstehen."

Den ganzen Nachmittag und Abend dienerte er um Boris und versuchte, dessen Wünsche von den kalten Augen abzulesen. Das schien ihm auch zu gelingen, Boris kam mit keinem Wort mehr auf den Zwischenfall zurück, sondern sprach von Griechenland, das er im Frühling aufsuchen wollte. Mit Verstehste natürlich. Der andere lächelte befreit auf.

„Ja, Griechenland, Boris, dort wimmelt es am Strand von Schildkröten, die wirft man auf den

Rücken und brät sie unter kleinem Feuer in der eigenen Schale."

„Unter kleinem Feuer?" antwortete der andere neugierig. „Das ist kein schöner Tod ... Aber jetzt bin ich müde, die Mißverständnisse zwischen uns haben sich geklärt, es wird Zeit, daß wir schlafen, gute Nacht!"

„Gute Nacht, Boris!"

Mit einem tiefen Seufzer kletterte der Glasbläser in das weich ausgepolsterte Grab, aus dem er mit eigenen Händen die Gebeine eines Mannes aus der urchristlichen Gemeinde Roms entfernt und in einem anderen Gewölbe verscharrt hatte. Behutsam streckte er sich aus, schloß die Augen und konnte doch nicht einschlafen. Endlich, es mochte eine Stunde vergangen sein, hörte er die schweren Atemzüge von Boris aus der gegenüberliegenden Nische. Schließlich fand auch er die ersehnte Ruhe.

Mitten in der Nacht erwachte er, denn ein Alpdruck schien auf seiner Brust zu sitzen und an seiner Kehle zu würgen. Gellend schrie er um Hilfe, um plötzlich tierisch zu wimmern, denn im kalten Schein der Lampe, der seine weitaufgerissenen Augen blendete, hatte ihn ein Faustschlag auf den Mund getroffen. Boris stand vor ihm!

„Sei still", herrschte der ihn an, „wenn du brüllst, bekommst du das Messer zwischen die Rippen! Du hast mich belogen und betrogen, du Hund! Um fünfzig Lire wolltest du mich begaunern ...

Aus dieſem Grunde habe ich dich gefeſſelt. Sei ſtill, du, ich will mir deinen Fall gründlich überlegen, denn du warſt einmal mein Freund ..."

„War? Ich bin es immer noch, Boris, das mit den fünfzig Lire war nur ein Scherz!" jammerte der Glasbläſer.

„Dann nimm ruhig an, daß ich auch nur einen Scherz mache", antwortete Boris mit kaltem Hohn, „Zeit zum Überlegen laſſe ich dir, morgen abend ſprechen wir weiter über den Fall. Servus!"

Schon längſt hatte Verſtehſte begriffen, daß ihn kein Alpdruck oder kein Nachtmahr gequält hatten, ſondern ein lebendiger Menſch im Schlaf überwältigte und feſſelte, Boris, ſein Freund, der König der Landſtreicher werden wollte. Ein ſchöner König, ein grauſamer König! Einen Augenblick dachte er an Fronsbeck, den er immer verſpottet hatte, und er wünſchte ſich, bei ihm zu ſein auf dem Treffpunkt in Genua, um ihm ſein Leid zu klagen. Wie eine Mumie lag er da, noch lebend, von Stricken umwunden und in einem Grabe. Ein neuer Schrei brach aus ſeiner Kehle.

„Störe nicht die Kameraden, die nebenan ſchlafen", ſagte Boris mit kalter Stimme, „wenn du ſchreiſt, komme ich überhaupt nicht mehr wieder ... Reinhard iſt in Rom, er ſucht in den Katakomben, du haſt mich verraten und ihn auf meine Spur gehetzt! Sei ſtill, ich weiß alles!"

„Nein, nein", wimmerte der Gefeſſelte, „ich habe Reinhard wohl geſehen, aber ihn nicht geſprochen,

Boris, verſtehſte? Höre mich doch an ... Drei Jahre ſind wir zuſammen, Boris, drei Jahre. Ich habe in dieſer Zeit auch für dich geſorgt wie du für mich, bitte, bitte, zerſchneide doch die Feſſeln, ſie ſchnüren mir das Blut ab ... Ja, ich gebe zu, daß ich die fünfzig Lire für mich behalten wollte, du ſollſt mich auch beſtrafen, Boris. Wenn du willſt, gehe ich dir für immer aus den Augen, aber laß mich nicht allein in der Katakombe, das ertrage ich nicht, nein!"

Boris ſchwieg. Er bließ den Rauch ſeiner Zigarette dem Gebundenen ins Geſicht, nahm dann die Lampe und hielt ſie dicht vor den Glasbläſer, wie um ſich deſſen angſtverzerrten Züge für immer einzuprägen. Und immer noch ſagte er kein Wort. Dann löſchte er die Lampe, ſteckte eine Kerze an und verließ die Katakombe, um niemals wiederzukommen.

Und der andere ſchrie und ſchrie. Durch die unterirdiſchen Gänge und Gewölbe flatterten ſeine Schreie, die auch die ſchlafenden Männer in den anderen Katakomben erreichten. Sie ſprangen aus ihren gepolſterten Gräbern und verſuchten, nach jenem ſchrecklichen Gewölbe vorzudringen, doch ſie fanden keinen Weg, Boris hatte alle Merkzeichen entfernt.

Der Glasbläſer ſchrie ſo lange, bis es die anderen nicht mehr aushielten, ſondern mitten in der Nacht nach Rom eilten, wo ſie mit ihrem Bericht Panik unter den Landſtreichern verbreiteten. Alle wuß-

ten, wer ſich in der Katakombe an der Via Appia zu Tode ſchrie, alle kannten auch den Mörder. Aber keiner von ihnen ging zur Polizei oder aufs polniſche Konſulat, denn ſie wollten als Außenſeiter der Geſellſchaft mit den bürgerlichen Geſetzen nichts zu tun haben. Helf er ſich! dachten ſie und ſchlichen wie geprügelte Hunde umher.

Verſtehſte ſtarb nach drei Tagen, denn keiner hatte den Weg zu ihm gefunden, auch Reinhard nicht, der ſich lange darum bemühte. Der Profeſſor, der die Marmorplatte mit der wichtigen frühchriſtlichen Inſchrift damals für fünfzig Lire gekauft hatte, ſchrieb darüber in den Fachblättern einen Aufſehen erregenden Bericht, ohne zu wiſſen, daß gerade dieſer Marmor einem Menſchen das Leben gekoſtet hatte. Er wunderte ſich nur darüber, daß der Glasbläſer nicht mehr erſchien, um andere antike Gräberfunde anzubieten.

10. Der Fauſtſchlag

Ähnlich wie in Genua gab es auch in Rom einen Menſchen, dem man ſein Leid klagen konnte, und die ſchöne Ingrid aus Malmö klagte eben ihr Leid. Nur aus Zufall war ſie die Freundin von Eugen Meiſterli, dem Bettelbriefſchreiber aus Zürich, geworden, deſſen Liſte alle bekannten europäiſchen Menſchenfreunde umfaßte, die nach der Erſchütterung des Weltkrieges verſuchten, durch Wohltätigkeit das menſchliche Elend ein bißchen zu lindern. Wohl ſtanden jetzt überall die Palmen des Friedens da, doch es waren künſtliche, und ſie raſchelten im Wind ſchöner Redensarten oder erbebten in den Stürmen der Straßenkämpfe.

An dem Geſchäft Eugens waren auch der Kanadier und der Luxemburger Journaliſt beteiligt. Eugen hatte in einem formvollendeten Brief, dem ein gefälſchtes Diplom beilag, einem Pariſer Menſchenfreund ſeine Verhältniſſe klargelegt und um hundertfünfzig Franken Unterſtützung gebeten. In dem Brief, ihn hatte der Luxemburger Journaliſt redigiert, wurde von einem blutjungen Bildhauer erzählt, der zu Fuß nach Rom gekommen war, um die Wunder der Antike zu ſtudieren, die er zur gegebenen Zeit als Geſetze der ewigen Schönheit in neuen Tafeln und Plaſtiken verkünden wollte.

Der Künstler, der nichts von diesem Brief wußte, war Albert. Anschließend, gewissermaßen als bedeutsamer Hintergrund, wurden die römischen Herbergen beschrieben, in denen der blutjunge Bildhauer untergehen mußte, wenn ihm nicht die ersehnte Hilfe kam.

Alle glaubten an die Unterstützung des Franzosen, der Kanadier, der kurz vor seiner Abreise stand, hatte Eugen auf die erwartete Summe schon zwanzig Lire Vorschuß gegeben. Nur Ingrid aus Malmö war mißtrauisch. Während sie den auf Herzkirsche geschminkten Mund verzog, hatte sie mit kühler Stimme den Männern, die bei ihr saßen, erklärt:

„Ausgeschlossen, so dumm wird der Pariser nicht sein, euch das Geld zu schicken. Vierzehn Tage wartet ihr schon auf seine Nachricht, aber er lacht sich eins, ist verreist oder vielleicht gar schon gestorben."

Auf diese Erklärung hin hatte sich ein heftiger Streit entwickelt, bei dem Eugen in Wut geriet, der durch neuen Spott des Mädchens immer wilder wurde. Endlich hatte sie sich erhoben und die Männer verlassen. Jetzt stand sie mit Wilhelm auf der Engelburgbrücke und blickte in die gelben Wellen. Ihr Mund zuckte, und dann begann sie zu erzählen.

„Ich ertrage es nicht länger, Wilhelm! Das ist kein Leben! Ich wollte Artistin werden und habe Musik studiert, und als ich nach Italien kam,

dachte ich an Palmen, Lorbeer, Tempel, Gondelfahrten in Venedig und schöne Hotels. Jetzt sitze ich mit Feiglingen und Gaunern in erbärmlichen Herbergen, mit Kerlen, die auf die Dummen warten, die ihnen Geld schicken sollen. Geld gibt es genug, man muß es nur holen, man muß schaffen, aber die Bettelleute wollen nur raffen. Und die geben sich als Männer aus!"

Wilhelm war als zweitgeborener Sohn vor Jahren dem väterlichen Hof in der Steiermark entlaufen, die Sehnsucht nach der Ferne, die Gier des nordischen Menschen nach dem Süden hatte ihn davongetrieben. Er sprach ein ausgezeichnetes Italienisch, wohnte zwar in der Herberge, war aber kein Bettler, sondern verdiente sich Brot und Nachtlager durch Fremdenführungen. Außerdem verstand er wie kein zweiter ein Kunstwerk zu erklären. Mit Fronsbeck band ihn wirkliche Freundschaft zusammen. Zu Wilhelm schickte der Heiland ab und zu junge Menschen, die sich von einem ebenfalls Jungen lieber beraten lassen wollten als von einem Alten.

„Ganz gut und schön, Ingrid", sagte Wilhelm. „Das Geld liegt auf der Straße. Was willst du machen?"

„Mich bücken und es aufheben."

„Aber wie?"

„Ich kann singen, Wilhelm."

„Mädchen, hier in Italien kann fast jeder Mensch singen. Damit verdienst du kaum trockenes Brot,

meine Dame ... Was willſt du ſingen und wo, Ingrid?"

„Schwediſche Volkslieder."

„Das iſt nicht übel, und ich wüßte ſchon, wo, aber das iſt zu wenig. Du wollteſt Artiſtin werden? Ja? Was kannſt du?"

„Ich habe am Trapez gearbeitet."

„Ausgezeichnet! Ich kenne einen Agenten, zu ihm wollen wir gehen, vielleicht kann er dir Arbeit verſchaffen. Aber ſtelle dir das ja nicht ſo einfach vor!"

„Denkſt du, mein jetziges Leben ſei einfach?"

Wilhelm lächelte nachſichtig und brachte die junge Schwedin zu einem Agenten. Unterwegs beſprachen ſie die Auftrittsnummer: Ingrid ſollte ſich als „Die ſingende Seeſchwalbe" einführen, indem ſie während ihrer Trapezkünſte ſchwediſche Volkslieder ſang. Das gab es noch nicht, und, nachdem das Mädchen ihre anfänglichen Hemmungen überwunden hatte, war ſie mit großem Eifer bei dem Plane. Ihr und Wilhelm gelang es, den Agenten zu überreden, einen Verſuch mit der neuen Nummer zu wagen ...

Anſchließend hatte Wilhelm eine Verabredung mit Albert, bei dem er Ludwig traf. Gemeinſam gingen ſie in die Peterskirche zu einem berühmten Standbild von Michelangelo. Wilhelm betrachtete es nur mit einem flüchtigen Blick, es ſtand unverwiſchbar vor ſeinen geiſtigen Augen, und er ſagte mit leiſer, eindringlicher Stimme:

„Seht euch dieſe Grablegung nur einmal ganz genau an, es war anfangs weiter nichts als ein Marmorblock, ein Stein wie tauſend andere auch. Aber da kam er, der große Meiſter, der mit Hammer und Meißel arbeitete und dieſes Wunder aus dem blinden Marmor erlöſte und befreite. Iſt es nicht atemberaubend, zu wiſſen, daß auch in toten Steinen unſterbliche Dinge ruhen und auf den großen Meiſter warten? Alles auf der Welt iſt ſchon einmal dageweſen oder einmal vorgedacht, das Göttliche ſowohl als auch das Teufliſche... Alles fließt, alles wandelt ſich... Hat unſer Gott mit den Dämonen der Urzeit nicht die Fähigkeit gemeinſam, die Menſchen zu ängſtigen und zu quälen, obwohl er manchmal ſeine Engel ſingen läßt? Und – iſt der Geſang der Engel – das Heidentum hat ſie der neuen Lehre beigeſteuert und nicht das Chriſtentum – iſt der Geſang der Engel, wollte ich ſagen, nicht auch im Blühen der Blumen genau ſo zu finden wie im Lachen des Kindes, in der Tapferkeit des Mannes oder in der Liebe des Weibes? Vor allem aber in der Kunſt, dieſem zweiten Daſein auf der Erde. Iſt die Kunſt nicht das zu Stein gewordene Lächeln eines Gottes wie hier in dem Denkmal von Michelangelo? Iſt die Kunſt nicht die Melodie göttlicher Freuden und Schmerzen? Der Regenbogen der Unſterblichkeit?

Wir haben die Menſchen kennengelernt, wie ſie ſind, ſie ſind feige und kühn, edel und gemein. Ich weiß, daß Boris ſeinen Freund ermordet hat und

daß Carlos von deinen Gedichten lebt, Ludwig. Ich kenne die Geschichte von Casanova und Marianne. Ob du nun Lumpen trägst oder einen Frack, nicht das ist der Unterschied, sondern das Herz, das unter dem Hemde schlägt. Ob ein Künstler Herz hat, sieht man an seinem Werke... Verachtet das Allzuglatte, ehrt und liebt das noch Rauhe, das Zuckende! Die Könner sind nicht immer die größten Künstler! Ich weiß, Kunst und Können haben einen Wortstamm, aber jeder Stamm hat viele Äste und Zweige..."

„Und die großen Künstler, Wilhelm?" fragte Albert, als der andere eine Weile schwieg.

„Ihr steht vor einem, vor Michelangelo", sagte Wilhelm, „aus unerklärlichen Räumen und Träumen bekommen die großen Künstler ihre Aufträge. Nicht der Auftraggeber ist entscheidend, sondern der innere Zwang, das heilige Muß der Schöpfung. In der Einsamkeit wachsen ihm die Flügel, und sie kommen und verkünden die neuen Gesetze in ihren Werken. Manche gehen in dem ungleichen Kampfe zwischen Traum und Wirklichkeit unter, aber – ob sie untergehen oder siegen – sie leben weiter durch ihre Werke im Gedächtnis und in der Liebe ihrer Völker."

Das war eine merkwürdige Art, ein Kunstwerk zu erklären, das in dem Reiseführer drei Sterne hatte. Ludwig und Albert verstanden ganz gut, weshalb Wilhelm durch seine Führungen bei den Fremden kein reicher Mann wurde.

Noch ein anderer war auf dem Wege zur Peterskirche gewesen, der Maler Neuhaus, der in Neapel seine letzten Bilder sehr günstig verkauft hatte. Jetzt besah er sich die reichgeschmückte Fassade der Kirche von der grünen, gewölbten Riesenkuppel, den göttlichen Traum Michelangelos, und fand sie ganz annehmbar. Als er die Stufen hinaufsteigen und das Grab des Petrus besuchen wollte, stockte sein Fuß, denn Ludwig kam ihm mit zwei Fremden entgegen. Zuerst wollte er ausweichen, schließlich ging er aber auf Ludwig zu, schlug ihm auf die Schulter und fragte mit wohlwollender Stimme:

„Was machst du in Rom? Wie gehts, wie stehts?"

„Entschuldigt mich", wandte sich Ludwig an Albert und Wilhelm, „ich habe mit Casanova etwas Persönliches zu besprechen." Sie nickten und gingen weiter. Ludwig drehte sich dem Maler zu, blickte ihm forschend ins Gesicht und fragte: „Was macht Marianne?"

„Das ist es eben, weshalb ich mich freue, dich getroffen zu haben", antwortete Karl-Otto. „Es soll ihr augenblicklich nicht besonders gehen, aber: Helf er sich! Hast du Zeit, ja? Komm mit in die Kirche, ich will dir alles erzählen."

Sie betraten die Kirche, schritten an der Grablegung vorbei und standen nun in einem ungeheuren Raum zwischen Marmor und Bronzen bei den leuchtenden Gemälden, den Beichtstühlen und den gedrehten und vergoldeten Säulen. Petrus

ſtreckte ſeinen Fuß von ſeinem Denkmal etwas vor, und die Zehe ſchimmerte hell und war dünn geworden von den Küſſen der Gläubigen, deren weiche Lippen im Laufe der Jahrhunderte die harte Bronze abgeſcheuert hatten. Dort bei dem Apoſtel begann Caſanova zu ſprechen. Der Holländer ſchien wirklich kein Ehrenmann geweſen zu ſein, denn er hatte Marianne ſitzen laſſen und war allein nach Java weitergefahren. Als ſich das Mädchen ſeiner Lage bewußt geworden war, ging es nach Alexandria. Caſanova hatte erſt geſtern einen Brief von ihr bekommen.

Er ſolle ſie heimholen, ſchrieb ſie, denn ſie wiſſe weder aus noch ein. Ihr graue vor dem blauen Meer, dem blauen Himmel, der heißen Sonne, den raſchelnden Palmen. Er, Karl-Otto, ſei einmal ihre ganze Zuflucht geweſen. Er dürfe ſie nicht im Stich laſſen. Sie wolle ihm die fünfzig Dollar ſchicken, er ſolle nach Ägypten kommen ...

Dieſen Bericht ſchloß der Maler mit leiſer Stimme, als ſie den Baldachin erreichten, der das Grab Petrus überſpannte. Ab und zu fuhr ſich Caſanova über die Augen und wiſchte ſich eine eingebildete Träne fort. Kaum war ſein letztes Wort verklungen, ergriff ihn Ludwig am Arm und zog ihn wütend aus der nach Weihrauch duftenden Kirche.

„Das alſo ſchrieb dir Marianne", fuhr er den Maler an, als ſie draußen waren, „und du biſt

noch hier? Bist nicht nach Ägypten gefahren, nein? Was denkst du dir eigentlich, Casanova?"

„Sehr viel! Ich bin nicht nach Ägypten gefahren und habe auch nicht die Absicht, es zu tun, mein Lieber! Ich habe keine Zeit für solche Kindereien mehr! Wenn du in Marianne verschossen bist, ist das deine Sache! Fahre doch hinüber und hole sie! Hier ist die Adresse", sagte er und reichte Ludwig den Briefumschlag. „Mit den fünfzig Dollar – der Himmel mag wissen, von wem sie das Geld bekommen hat – will ich nichts zu tun haben. Ich fahre heim. Helf er sich! Jeder ist sich selbst der Nächste ... Im übrigen habe ich für diese Eisjungfrau, der es in Ägypten plötzlich zu heiß geworden ist, mehr als fünfzig Dollar ausgelegt. Ich habe sie nicht verlassen, sondern sie mich!"

Er hatte sich zum Schluß seiner Rede ereifert wie einer, dem bitteres Unrecht geschieht. Er schien überhaupt nicht zu wissen, daß es um das Leben eines Menschen ging. Aus verletzter Eitelkeit wollte er wahrscheinlich gar nichts wissen. Damit, daß er Ludwig die Adresse Mariannes gegeben hatte, war für ihn das Mädchen abgetan.

Der Wind, der über den großartigen Platz lief, trieb aus einem Springbrunnen feinen Sprühregen herüber. Ludwig bemerkte ihn nicht, obwohl er sich vor Nässe schüttelte. Er dachte nur an Marianne, die auf Hilfe wartete. Nun, ihr mußte geholfen werden! Mit eindringlicher Stimme sagte er:

„So ſiehſt du alſo die Dinge? Du biſt ein ſchauerlicher Kerl, Caſanova! So einer wie du gehört ins Wachsfigurenkabinett zu den Verbrechern ... Was ſoll nun eigentlich aus dem armen Mädel in Ägypten werden?“

„Helf er ſich!“ erwiderte der Maler, drehte ſich um und wollte gehen. In dieſem Augenblick war es Ludwig, als höre er ein fernes Jammern, nicht das eines beſtimmten Menſchen, ſondern die ewige Klage der Hilfloſen und der Verlorenen, und jener, die mitten ins Mark des Lebens getroffen ſind. Mit einigen ſchnellen Schritten hatte er Caſanova eingeholt und gepackt. Dann ſchlug er ihm im Angeſicht der vielen Heiligen auf der Kirchenfaſſade die Fauſt ins Geſicht.

Caſanova wehrte ſich nicht.

Wahrſcheinlich fühlte er in dieſer Sekunde, als ihn der Schlag traf, zum erſten Male in ſeinem Leben, was für ein Schuft er war. Er verzog ſein Geſicht zu einer widerlichen, weinerlichen Grimaſſe und duckte ſich. Ihm war, als nähme er mit dieſem Hieb Abſchied von der Landſtraße. Nun begann er zu laufen und war bald den Blicken Ludwigs entſchwunden. Noch am ſelben Tage verließ Neuhaus Rom, um niemals mehr nach Italien wiederzukommen.

Mit ſchwerfälligen Schritten, den Briefumſchlag in der Hand, ging Ludwig nach der Herberge, die Stirn vom Nachdenken gerunzelt. Was ſollte er tun? Nach Ägypten reiſen? Die zwanzig Lire, die

er ſich erſpart hatte, reichten dazu kaum aus. Aber – wollte nicht Emil ein Schiff nehmen? Konnte der Seemann dem Mädchen nicht eine Nachricht überbringen? Warum Emil? Es gab doch eine Poſt, die Telegramme und Briefe beförderte! Nach Ägypten und nach Dresden, an Marianne und an ihren Vater ...

Er ließ ſich, als er in der Herberge angekommen war, Feder, Papier und Tinte geben und ſchrieb einen großen Brief an Mariannes Vater, in dem er ihm die Lage ſeiner Tochter ſchilderte und von den Schuftereien des Malers erzählte. Die Feder flog über das weiße Papier, als er an Marianne ſchrieb und ſie beſchwor, ihm nach Venedig zu antworten. Er erinnerte ſie an die letzte Begegnung in Neapel und bat ſie, in Alexandria vorläufig zu warten, bis Emil käme, der Seemann, dem ſie damals einige Lire geſchenkt hätte, er werde ſich um ſie kümmern und für die Rückreiſe ſorgen. Als letztes ſchrieb er ein Telegramm mit einigen ermunternden Worten, in dem er auf ſeinen Brief aufmerkſam machte.

Nun war die Arbeit getan. Jetzt mußte er auf Emil warten, um mit ihm alles zu beſprechen. Der Seemann war in der Sadt und ſagte Boris nach, der ſeit einigen Tagen aus der Katakombe verſchwunden war und von allen Tippelbrüdern wie die Peſt gemieden wurde. Keiner ſprach mit ihm, keiner antwortete ihm, auch dann nicht, wenn er ſein Meſſer zeigte. Schließlich verkroch er ſich

in den dunklen Weinkneipen und trank. Dabei hörte er viele Stimmen, die des jungen Mädchens, das sich seinetwegen erschossen hatte, die ihres Bruders Reinhard, der hinter ihm her war und dem er bis jetzt mit dem merkwürdigen Glück eines Banditen entgehen konnte. Außerdem vernahm er beim Wein die schreckliche Stimme des Glasbläsers, die auch noch in seinen Träumen schrie oder jammerte.

Als ihm alles unerträglich wurde, wanderte er die Via Appia hinaus, und zwar nach jener Katakombe, in deren Tiefe Verstehste gestorben war. Dort warf er sich auf die Erde nieder und lauschte lange, aber in den Gängen und Gewölben blieb es stumm. Der andere schrie nur in den Stunden der Einsamkeit oder nachts, wenn der Mörder schlief.

Der Schuß, mit dem sich das Mädchen auslöschte, hatte ihn in den letzten drei Jahren niemals aufgeweckt oder verfolgt, nur die Stimme des Glasbläsers schleuderte ihn in einen Abgrund der Verzweiflung. Endlich wurde er so gleichgültig und geistesabwesend, daß er sich an dem Tage, da Ludwig auf Emil wartete, in einer versteckten Kneipe von Carlos das letzte Geld stehlen ließ. Das gab ihm den Rest, und er erkannte, daß er fliehen mußte. Seufzend verließ er die Stadt.

Ludwig hatte unterdessen seine Post aufgeben können, saß wieder in der Herberge und wartete. Um sich die Zeit zu vertreiben, las er in dem

kleinen Bändchen Goetheſcher Gedichte, die er ſich gekauft hatte. Als er zerſtreut darin blätterte, fiel ihm ein Dreizeiler auf und feſſelte ihn, obwohl er nichts mit ſeinem augenblicklichen Zuſtand zu tun hatte. Er handelte von dem Pfau, von dem die Italiener ſagen, er habe die Federn eines Engels, die Stimme eines Teufels und den Tritt eines Meuchelmörders. Bei Goethe ſah der farbenprächtige Vogel anders aus. Sein Dreizeiler lautete:

„Der Pfau ſchreit häßlich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich an himmliſche Gefieder,
So iſt mir auch ſein Schreien nicht zuwider."

Boris hatte den Tritt eines Meuchelmörders, Neuhaus die Stimme eines Teufels, Marianne aber trug unſichtbar das Gefieder eines Engels. Schrie ſie jetzt in der ägyptiſchen Einſamkeit nicht klagend um Hilfe? Wo blieb Emil? Marianne, dachte er, Marianne!

Endlich erſchien Emil, der genau wußte, daß er in Rom vor die Hunde gehen würde, wenn er noch länger hier bliebe. Die Abrechnung mit Boris war durch deſſen Mord in andere Hände gelegt worden, das fühlte er ganz genau. Immer klarer und brennender war in ihm, dem Waſſermenſchen, das Verlangen nach der See geworden.

„Marianne", ſagte Ludwig, als Emil Platz genommen hatte, „Marianne iſt in Ägypten. Da iſt ihre Adreſſe!"

„Hat ſie dir geſchrieben?"

„Nein, an Caſanova ..."

„An den? Und ich dachte ..." ſagte, ohne zu erklären, was er eigentlich dachte, der Seemann.

„In einer Stunde geht der Schnellzug nach Neapel, Emil. Hier iſt die Fahrkarte", begann Ludwig. „Wenn du Glück haſt, kannſt du morgen ſchon ein Schiff bekommen. Aber es muß Alexandria anlaufen. Und hier iſt die Adreſſe von Marianne. Du kümmerſt dich um ſie, und wenn du deinen Pott im Stich laſſen müßteſt, Emil, hörſt du?"

„Ich höre, aber ich verſtehe dich nicht, Ludwig. Ich ſoll in einer Stunde nach Neapel fahren?"

„Ja. Ich erzähle dir auf dem Wege zum Bahnhof alles ... Das heißt, wenn du mir und Marianne helfen willſt."

„Los!" ſagte Emil und rief den bäuerlichen Wirt herbei, um das bei ihm verwahrte Wanderbündel zu verlangen. „Los!" ſagte er zum zweiten Male, als er es über die Schultern warf. „Gehen wir, auf was warten wir noch?"

Obwohl Ludwig überzeugt davon war, daß ihm Emil helfen würde, war er doch von deſſen bedingungsloſer Kameradſchaft tief erſchüttert. Mit ſtockender Stimme erzählte er auf dem Wege zum Bahnhof von ſeinem Zuſammentreffen mit Caſanova. Als Emil von der Schufterei des Malers hörte, knurrte er wütend vor ſich hin. Endlich ſagte er:

„Ich habe in Neapel den Burschen richtig erkannt, ich bedauere nur, daß ich nicht mit dabei war, als du ihm vor der Kirche eins versetztest ... Das mit dem Telegramm ist eine gute Idee. So weiß sie doch, daß sie nicht allein ist."

„Und ihrem Vater habe ich auch geschrieben, Emil."

„In Ordnung. Das wäre ein schöner Vater, der sein Kind in der Fremde verkommen ließe, zumal ein Mädchen."

„Es tut mir leid, daß ich dich soweit mitgeschleppt habe, Emil, von Genua nach Neapel und von dort nach Rom. Wir wollten ja mit Boris abrechnen."

„Der ist fertig und braucht unsere Abrechnung nicht mehr", widersprach Emil. „Der wird Reinhard nicht entgehen ... Marianne ist tausendmal wichtiger. Boris, kein Wort mehr von Boris, Ludwig, und wir haben uns doch gut vertragen, wie?"

„Wie gute Freunde, Emil!"

„Nun, ich dachte, weil du in der letzten Zeit mehr mit Albert oder Wilhelm zusammen warst, Ludwig, als mit mir, und weil ich nicht mit in die Kirchen ging, hättest du was gegen mich."

„Alter Esel", sagte Ludwig, und Emil lächelte, als habe er eben ein Lob gehört.

„Also, ich werde dir aus Alexandria sofort schreiben, nein, telegraphieren, Ludwig. Nach Venedig!"

„Hauptpostlagernd."

Zum letzten Male gingen sie gemeinsam eine Straße, sie, die viele Straßen Seite an Seite gewandert waren, Freunde, die der Zufall, die der Wind des Schicksals zusammengebracht hatte, ein Autoschlosser und ein Seemann aus Thüringen, dem das salzige Wasser zur Heimat wurde und der an seine Schwester Sabine dachte, als er sich sofort entschloß, sich um Marianne zu kümmern.

Am Bahnhof versuchte Ludwig vergebens, Emil zehn Lire aufzudrängen, damit er ohne Hunger sich ein Schiff suchen könne. Der Seemann rollte die Augen und behauptete, noch drei Lire zu haben. Das sei genug für den Katzensprung nach Neapel, und dort, behauptete er, lägen so viele Schiffe, die nur auf ihn warteten, ja, sich um seine Arbeit rissen, wenn sie seine Fäuste sähen. Er brauche kein Geld, im Gegenteil, er habe was zu geben, das hier, den in die Lava des Vesuvs eingedrückten Soldo!

„Du hast für den deinen in Neapel Brot gekauft, von dem ich auch gegessen habe, Ludwig", erklärte er mit fester Stimme, als er die Lava mit dem Kupfer überreichte, „wenn du willst, daß wir uns als Freunde trennen, dann nimm und behalte das Andenken."

Da sich Emil bereits im Zuge befand, als er das Lavastück übergab und die Lokomotive anruckte, blieb Ludwig weiter nichts übrig, als das Geschenk anzunehmen. Emil beugte sich lachend aus dem Fenster, und Ludwig setzte sich in Bewegung und

rannte neben dem immer schneller fahrenden Zuge her.

„Emil!" rief er, „Emil!"

„Ludwig! Ludwig!" antwortete der Seemann.

„Viel Glück, und vielen, vielen Dank!"

„Alles Gute!"

„Gruß an Marianne!"

Emil riß sich die blaue Mütze vom Kopfe und schwenkte sie als kleine Fahne so lange, bis sich der Eisenbahnzug in eine Kurve legte, donnernd über die Schienen klirrte und Ludwig unsichtbar machte.

11. Das Gastmahl

„Gesiegt, ich habe gesiegt", sagte der Kanadier, Etelka hat mich nicht vergessen. Sie ist mündig geworden und darf über ihr Vermögen frei verfügen. Wir heiraten. Morgen fahre ich nach Budapest. Aber heute will ich euch ein Gastmahl geben, von dem man noch in hundert Jahren in Rom und auf den italienischen Landstraßen sprechen wird. Trinken wir jetzt schon einen Schluck!"

Alle rückten näher, Carlos blinzelte mit den ewig entzündeten Augen, und der Luxemburger Journalist erwog blitzschnell, ob er sich dem Kanadier anvertrauen solle, der vor Jahren in Quebeck eine blutjunge Ungarin kennengelernt hatte, die sich blindlings in ihn verliebte und jetzt trotz des Widerstandes ihrer Eltern heiraten wollte. Der Journalist hatte große Pläne. Er wollte in Luxemburg eine neue Zeitung gründen, um damit seine Feinde in Grund und Boden zu schmettern. Aber die außenpolitische Haltung seines Blattes war er sich noch nicht im klaren, ob sie für den Anschluß an Belgien, Frankreich, Holland oder Deutschland eintreten sollte, aber das ergab sich zur gegebenen Zeit von ganz allein. Beim dritten Glas unterbreitete er dem Kanadier seine hochfliegenden Pläne, doch der winkte ab und sagte:

„Mit zehn Lire will ich dir aushelfen, Luxemburger, wenn dir damit gedient ist, aber ich mache Schluß, verstehst du? Ich fange ein neues Leben an!"

Carlos spitzte die Ohren, da dem Kanadier das Geld sehr locker zu sitzen schien. Seiner drängenden Beredsamkeit gelang es, nur zwei Lire frei zu machen. Dann nahm er das kleine Buch, in dem neben Ludwigs Versen noch andere standen, die er irgendwo gefunden hatte und als seine eigenen ausgab. Der Wein machte ihn rührselig. Er kam sich selber vor wie ein in der Fremde verlorener Mensch, der nach einem Wanderstab für die Heimkehr sucht.

Meisterli, der Bettelbriefschreiber, wollte kein Geld von dem Kanadier. Erst heute waren von einem Menschenfreund aus Reutlingen, den ein römisches Sendschreiben von Eugen zu Tränen gerührt hatte, fünfzig Lire gekommen, zwanzig zahlte er dem Kanadier zurück, zehn bekam der Luxemburger als seinen Anteil. Der Schweizer war schlechter Laune. Ingrid drohte ihm zu entgleiten. Schon eine ganze Woche verschwand sie mittags und kam erst abends wieder, ohne sagen zu wollen, wo sie gewesen war.

Den ganzen Nachmittag blieben die Männer in der Weinkneipe, und als gegen Abend Ludwig mit Albert und Wilhelm erschien, gingen die Wellen der Trunkenheit schon hoch. Der Kanadier war in ganz großer Fahrt und gab mit beiden Händen

ſein Geld aus, ohne damit fertig zu werden; ſeine Brieftaſche ſtrotzte von hohen Scheinen. Er erzählte in ewiger Wiederholung von dem Mädchen Etelka aus Budapeſt und von Kanada, wo er ſie kennengelernt hatte. Plötzlich verſtummte der Lärm: der Profeſſor erſchien! Als er ſich an einen der kleinen Tiſche ſetzte, machte man ihm verlegen Platz.

„Laßt euch nicht ſtören", ſagte er, „ich gebe eine Runde Wein!"

„Verzeihung, Herr Profeſſor", antwortete der Kanadier mit ſchon ſchwerer Zunge, „heute iſt mein Tag. Wir feiern Abſchied. Morgen fahre ich nach Budapeſt!"

Der Profeſſor nahm die goldgefaßte Brille ab und blinzelte mit kindlichen großen Augen den Kanadier an und nickte wohlwollend. Dann fragte er:

„Den Glasbläſer habt ihr wohl nicht geſehen? Ich vermiſſe ihn ſeit geraumer Zeit."

„Nicht geſehen", erwiderte Carlos ſchnell, und alle atmeten über die Antwort auf. Verſtehſte war tot und ausgelöſcht, warum noch von ihm ſprechen? Helf er ſich!

„Wenn ihr ihn trefft, ſagt ihm, er ſolle mich beſuchen", fuhr der Profeſſor fort, ohne das verlegene Schweigen der anderen zu bemerken.

„Gewiß, Herr Profeſſor!" ſagte Carlos.

„Trinken wir!" rief der Kanadier.

Sie tranken, auch der Professor nippte an dem roten Wein. Dann wartete er eine Weile und klopfte an sein Glas. Als alles ruhig war, erhob er sich mit einem Ruck und hielt eine Rede, die bei der Antike begann.

„Der Sklave", sagte er, den berühmten Cato zitierend, den römischsten Römer seiner Zeit, „der Sklave muß entweder arbeiten oder schlafen. Erst durch das Denken wird man ein Mensch, ein dreieiniger, einer mit Trieb, Verstand und Seele ..."

Die anderen nickten gleichgültig. Die meisten tranken und hörten gar nicht zu. Was gingen sie die Sklaven der Antike an? Es war, als seien sie unberührt von den vielen Strömungen, die unter und neben ihnen gefährlich fluteten. Elend und Dummheit hatten ihre Schwingen gelähmt, sie ließen sich auf den Wassern des Lebens treiben und gingen nur in dessen Tiefe, wenn sie Futter suchten. Die meisten von ihnen gleichen den Sklaven der Antike, von denen der Professor immer noch sprach, und der eben sagte:

„So viele Sklaven, so viele Feinde!"

Er erhitzte sich immer mehr, seine Augen waren nicht mehr kindlich, sondern glühten in einem heftigen Glanz. Mit wilden Gesten und harten Schlägen auf den Tisch begleitete er seine Worte und er sprach nicht mehr, sondern schrie:

„Reißt doch die Augen auf! Gleicht die antike Welt nicht der kapitalistischen? Sind hier wie dort nicht überall Sklaven und Herren? Warten nicht

überall entschlossene Männer darauf, ihre Kameraden zum Siege zu führen? Stürzt die alte Welt, richtet die neue auf ... Wie sagt doch ein Dichter in einem Lustspiel aus der römischen Zeit?" – Er holte tief Luft und begann mit einem gelehrten Zitat, das für ihn viel, für die anderen nichts bedeutete. „Ihr seht", fügte er hinzu, „so war es damals, und so ist es heute noch!"

Carlos hatte anfangs versucht, die Verse des Professors nachzuschreiben, aber er gab es schon bei der dritten Zeile auf, denn erstens verstand er die Dichtung nicht, zweitens fehlten die Reime, und drittens eigneten sie sich nicht für seine Zwecke. Da waren die Verse von Ludwig schon brauchbarer. Dies erkennend, richtete er einen bewundernden Blick auf Ludwig, der mit Albert und Wilhelm an einem Nebentisch saß.

„Die Welt ist rund, und alles wiederholt sich auf ihr", fuhr der Professor mit schreiender Stimme fort. „Die ersten Christen wurden von den römischen Kaisern in die Katakomben unter die Erde gejagt, um schließlich zu siegen. Seid ihr besser daran? Werdet ihr nicht verfolgt und gejagt? Vorläufig müßt ihr unterirdisch leben, aber ich weiß es, daß eine Zeit kommt, wo ihr die Sieger sein werdet, ihr, das Salz der Erde!"

Ein feierliches Lächeln glitt bei diesen Worten über sein weltfremdes Gesicht, und er setzte die goldgefaßte Brille wieder auf. Jedes Jahr einmal, und zwar zu Weihnachten, kam er in die Herberge und

hielt immer dieselbe wilde Rede, die er persönlich als eine Art von Poesie auffaßte.

„Und darum sage ich euch: seid wachsam! Rührt euch! Bewegt euch! Eure große Zeit kommt bald! Stellt eure Forderungen an die Gesellschaft!“ begann er noch einmal und fügte ein Gedicht bei.

Der Bleistift von Carlos raste über das Papier, um diesen Sechszeiler festzuhalten. Unbekümmert um den plötzlich einsetzenden Beifall schrieb er weiter. Die Tippelbrüder klatschten wie rasend, da sie wußten, daß der Professor heute an jeden eine Lira verteilte. Schon deswegen lohnte es sich, die Hände zu rühren, obwohl die wenigsten diese merkwürdige, gefährliche Ansprache und die seltsamen Gedichte verstanden hatten.

Der Professor lächelte fremd und verloren. Nach zehn Minuten verteilte er sein Geschenk. Er blieb noch eine Weile sitzen, nahm ab und zu einen kleinen Schluck von dem Wein, der vor ihm stand, und lauschte auf die Gespräche der Männer, von denen sich keiner um ihn kümmerte, um ihn, der heute ihresgleichen sein wollte, und sie zum Salz der Erde erhob. Schließlich stand er auf, grüßte und verließ mit gemessenen Schritten die dunstige Kneipe, um sich in das gläserne Reich seiner Bücher und Theorien zu begeben, wo er sich in seine Träume einspann.

In einem hatte er recht: manchmal glichen die römischen Herbergen wirklich den Katakomben, in denen sich eine verlorene Gemeinde versammelte.

Heute zum Beiſpiel wurde plötzlich geſungen. Es waren Lieder, die aus dem Jammer hochkamen und dennoch Duft und Farbe hatten. Sie zerteilten die blauen Wolken des Rauches, die dunklen Wogen des Weines und zeigten heimatliche Landſchaften. Manche der Tippelbrüder erinnerten ſich dabei ihrer Kindheit, der erſten bewußten Tränen oder des erſten bewußten Lachens. Nun ſaßen ſie alſo in der Fremde und ſtimmten die alten, ſchon längſt vergeſſenen Wanderlieder an, mit denen ſie einſt über die Straßen gezogen waren. Sie ſtimmten auch Liebeslieder an, die nach einem verworfenen Leben immer noch keuſch und lieblich waren und die Zoten verſtummen ließen, die an einem anderen Tiſche erzählt wurden. Ab und zu wurde auch eine Rede gehalten, die wie eine Rakete aufziſchte und über den Trinkern wie über einem Schlachtfeld des Lebens ſtand und mit grauſamer Klarheit die vielen Gräber der Hoffnung zu zeigen. Andere blieben ſtumm und tranken, wieder andere beſchloſſen, den Rat des Profeſſors zu befolgen, ſich zu rühren und zu bewegen und ihre Forderungen der Geſellſchaft ins Geſicht zu brüllen. Sie wollten das Salz der Erde ſein und den Aufſtand vorbereiten. Licht aus! Meſſer raus! Drei Mann vortreten zum Blutrühren ...

Die Stadt hatte ſich inzwiſchen in goldene und purpurne Gewänder gehüllt, ſelbſt die ſchmutzigſte Gaſſe ſchien irgendwie erleuchtet zu ſein. Die Kirchen waren überfüllt, und über die Straßen und

Plätze wurden die Reliquien getragen. Vor den Altären und Heiligenbildern flammten unzählige Kerzen. Die Glocken läuteten Sturm, und der Weihrauch stieg in feinen Wolken in den abendlichen Himmel zu den goldgeränderten Wolken empor. In der Stadt wurden blühende Zweige verkauft, in den Museen lächelten die heidnischen Götter den heidnischen Göttinnen zu, und die Römer rüsteten sich zum Fest.

In den Geschäften der Hauptstraßen lagen gerupfte Hühner und weiße, duftende Brote stapelten sich bei den Bäckern zu jenen Barrikaden auf, die jeden Hunger besiegen. Heute wurde keine Polenta gegessen. Es roch nach Öl und Wein. Die Ketten der am Halse aufgehängten Singvögel wanden sich als traurige Girlanden über den fetten Gänsen, deren Vorfahren einmal das Kapitol gerettet haben sollen. Immer noch rollten die zweirädrigen Karren der Bauern mit neuen Weinfässern in die Stadt.

In der Weinkneipe auf dem Borgo Nuovo, wo sich um den Kanadier die Tippelbrüder gesammelt hatten, erschien zur größten Verwunderung aller plötzlich Reinhard. Er ging auf den Kanadier zu, flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, und dann begaben sich die beiden in eine Ecke, wo sie ein leises Gespräch miteinander führten. Ludwig hörte, wie der Kanadier am Ende mit empörter Stimme sagte:

„So ist das also? Er hat ihr selber den Revolver . . .? Ja, da bleibt dir weiter nichts übrig . . .

Aber jetzt wollen wir uns den Burschen da widmen. Hahahaha!" lachte er auf. „Die Vorstellung kann nun beginnen."

Sie verließen die Ecke, und die Vorstellung begann. Reinhard nahm an einem der Tische Platz, während sich der Kanadier nach dem Ausschank begab, wo er für jeden Mann eine Korbflasche Wein bestellte. Der Wirt blinzelte verlegen, doch sein Gesicht wurde schnell freundlich, als der Fremde die bisherige Zeche beglich und für die neue einen großen Geldschein überreichte. Nun dauerte es nicht mehr lange, da standen einundzwanzig Flaschen Frascatiwein auf dem Ausschank, eine dickbäuchige Batterie, mit der das Elend in Grund und Boden geschossen werden sollte.

„So, nun rückt die Tische zusammen!" rief der Kanadier. „Es ist das letzte Mal, daß ihr mich seht!"

Alle erhoben sich und bauten aus den vielen kleinen Tischen eine große Tafel, an der sie lachend und durcheinandersprechend Platz nahmen. Der Wirt kam. Er brachte keuchend, aber über das ganze Gesicht glänzend, den Wein. In einem erwartungsvollen Schweigen, das plötzlich aufgekommen war, wurden die Gläser vollgeschenkt. Alle blickten nach dem Kanadier, der schließlich aufstand und sein gefülltes Glas erhob. Eine Weile sah er sich um und dann fragte er wie der Kaspar in einem Kindertheater:

„Seid ihr alle da?"

„Ja! Ja! Ja!“ klang es laut durch die Kneipe.

„Das freut mich, denn morgen fahre ich nach Hause, nach Ungarn, nach Budapest! Übrigens ist gestern bei mir der König erschienen“, fuhr er fort und wollte damit sagen, daß er viel Geld bekommen hatte. „Aber ein König fehlt, einen vermissen wir, den Kundenkönig, den Fronsbeck! Nehmt eure Gläser und trinkt einen heftigen Schluck auf ihn!“

Sie rückten die Stühle beiseite, erhoben sich und tranken auf den Mann, der sich immer noch in Genua befand, seine Tagebücher mit sich herumschleppte, auf dem Treffpunkt jeden Tag Audienz gab und seinen Kameraden die Welt erklären oder verklären wollte. Ludwig erinnerte sich jedes Wortes, als er trank, das er mit Fronsbeck gewechselt hatte. In was für eine Welt war er geraten! Nun, bald ging es weiter. Er hatte die Arbeit aufgegeben und wollte mit Albert im Januar nordwärts wandern. Jetzt aber trank er wie die anderen und setzte sich wie sie.

„Herr Wirt!“ rief der Kanadier und trommelte dabei auf den Tisch. „Herr Wirt, bringt für jeden Mann an dieser Tafel auf meine Rechnung ein gebratenes Huhn mit Salat!“

Der Gerufene kam heran und lächelte ungläubig und verständnislos. Einundzwanzig Hühner mit Salat? Dieses Lächeln schien den Kanadier rasend zu machen. Mit zitternder Hand entnahm er seiner Brieftasche eine neue Banknote, die er zusammen-

faltete und dem Dicken zuwarf. Dabei erklärte er hochmütig:

„Beeilt euch, Wirt! Zum Weine gehört ein Braten mit Salat! Vergeßt Brot und Käse nicht! Ich habe genug Geld. Das ist nur die Anzahlung. Genügt sie?"

Der dicke Wirt hatte inzwischen mißtrauisch die ihm zugeworfene Banknote geprüft. Als er sie für echt befand, schielte er mit einem merkwürdigen Blick auf den Fremden. Dann verbeugte er sich voller Hochachtung.

„Ich eile, ich fliege, Sie sollen gut bedient werden", sagte er mit ergebener Stimme und begab sich selber auf die Straße, um die Hühner und Hähnchen, den grünen Salat, das weiße Brot und den Käse einzukaufen.

„Morgen, mit dem ersten Zug fahre ich nach Budapest", wandte sich der Kanadier an die Tafelrunde, „deshalb wollen wir heute lustig sein. Greift zu, ihr —" er lachte schallend, „ihr Salz der Erde!"

Das Salz der Erde, so hatte sie der Professor genannt! Die Tippelbrüder erwachten aus ihrer Betäubung, in die sie versunken waren, als sie die großartige Bestellung des Gastgebers hörten: gebratene Hühner mit Salat und Brot und Käse! Das war keine Bettelsuppe, sondern ein Herrenessen! Der Luxemburger dachte an bessere Tage in seiner Heimat, Meisterli erinnerte sich an Zürich, und Carlos wechselte den Platz, um sich dem Kana-

dier gegenüber zu ſetzen und ihn aus entzündeten Augen begeiſtert anzuſtarren.

Reinhard, der neben Ludwig geſeſſen hatte, erhob ſich ſchnell, ſtand ſteil da und verſchaffte ſich innerhalb weniger Sekunden Ruhe. Als er alle Geſichter auf ſich gerichtet ſah – ein großer Maler hätte durch dieſes Bild ein Meiſterwerk ſchaffen können – begann er plötzlich zu ſingen. Klar und rein kam das Lied von dem Mond, der aufgegangen iſt, aus ſeinem Munde.

Draußen war es dunkel; über den Albaner Bergen ſtand jetzt wahrſcheinlich der ſilberne Mond. Etwas von ſeinem Glanze ſchien zu ihnen in die Kneipe zu fallen, etwas von dem Glanz und von der Kühle, denn mit ſcheuen Augen blickten ſich viele an. Der Kanadier malte mit unſicheren Fingern eine Landkarte in den verſchütteten Wein auf der Tafel und Albert erinnerte ſich an eine Mondnacht, wo er zum erſten Male ein Mädchen geküßt hatte. Ludwig dachte an eine nächtliche, vom Mond erhellte Wanderung durch die Alpen. Andere wieder blinzelten verlegen durch die Tabakswolken, die wie Nebelſchwaden zogen. Für ſie ſtieg aus den Sümpfen rings um Rom kein weißer Nebel wunderbar, jener Nebel aus den Sümpfen brachte Malaria. Und immer noch ſtand Reinhard ſteil da, als ſei er wirklich ein Leutnant, der durch ſein Beiſpiel einen zuſammengeſchoſſenen Stoßtrupp zum Siege führt.

„Singen!“ befahl er mit herriſcher Stimme.

Dabei hob er die leere Weinflasche wie einen Säbel oder dicken Dirigentenstab empor. Seine klaren blauen Augen funkelten. Nein, er gehörte, Ludwig sah das genau, nicht in diesen Kreis. Genau so wenig wie Albert und Wilhelm.

Es dauerte nicht lange, da begannen die Männer wie Rekruten zu singen. Und nun ging in der verräucherten römischen Kneipe wirklich der Mond auf. Er war nicht nur halb zu sehen, wie es in dem Liede hieß, sondern stand groß und rund und silbern über den alten Landstreichern und jungen Wanderburschen.

Als dieses Lied verklungen war, wurden neue gesungen. Der Raum schien sich plötzlich in ein Schiff verwandelt zu haben, das mit Heimkehrern überfüllt ist, die ihre schönen Lieder anstimmten. Die Männer verloren, als sie sangen, jede Bindung zu ihrer Umwelt, sie kamen erst wieder zur Besinnung, als der Wirt erschien und die gebratenen Hühner und Hähnchen auf den Tisch stellte. Ein letzter Schluchzer fiel zu Boden wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln.

„Deckt die Tafel, Wirt", befahl der Kanadier, „wir sind das Salz der Erde! Vergeßt die Blumen nicht, stellt Blütenzweige vor meine Gäste! Hier ist das Geld!"

Unter vielen Verbeugungen nahm der Wirt eine Banknote entgegen und schickte seine Frau auf die Straße zum einkaufen. Nach zehn Minuten schon

kam ſie mit Blütenzweigen, gelben Mimoſen und weißen Narziſſen wieder.

Das Mahl hatte bereits begonnen. Die Wirtin ſtreute die Narziſſen auf die Tafel und ſteckte die Blütenzweige und Mimoſen in leere Weinflaſchen. Der Kanadier war zufrieden. Mit kühlen Augen überblickte er ſeine Gäſte, von denen viele mit ſchmutzigen Händen nach den Hühnern und Hähnchen griffen, denen ſie das weiße Fleiſch mit den Zähnen abriſſen und hinunterſchlangen.

Er ſelber aß wie ein Herr, auch Reinhard, Wilhelm, Ludwig und Albert. Aber Carlos und der Luxemburger hatten bald Meſſer und Gabel beiſeitegelegt und bedienten ſich ihrer Finger und Zähne. Der dicke Wirt ſtand faſſungslos hinter dem Ausſchank und betrachtete mit runden Augen kopfſchüttelnd das Mahl. Plötzlich legte der Kanadier Meſſer und Gabel weg und ſtand auf. Seine Lippen waren feſt zuſammengepreßt, ſeine Augen gläſern. Wollte er eine neue Rede halten, etwa ſo eine, wie der verrückte Profeſſor? Vom Salz der Erde ſprechen? Aber als er den Mund öffnete, kam kein Laut über ſeine Lippen. War er vielleicht betrunken? Wenn ſchon, dachten viele, der Wein iſt gut, helf er ſich!

Die anderen beugten ſich wieder den gebratenen Hühnern und Hähnchen zu, ſie griffen nach den Gläſern oder nach dem weißen Brote, aber mit einem Male fuhren ſie zuſammen. War der Kanadier verrückt geworden? Sicher, denn er hatte mit

einem gewaltigen Ruck das Tischtuch von der Tafel gerissen! Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand! Der Wein kippte um, viele Gläser zerbrachen, Flaschen zerschellten, die Blütenzweige, die Narzissen und Mimosen fielen auf die Salate, auf das Brot, auf das Gebratene und Gesottene. Und mit dem Tuch stürzte alles auf den schmutzigen, weinbefleckten Boden.

Carlos kreischte auf, Reinhard schrie mit wutverzerrtem Gesicht dem Kanadier eine Beschimpfung entgegen, Ludwig wischte sich den roten Wein ab, der auf seinen Anzug geflossen war, Albert fluchte vor sich hin, und Wilhelm lächelte traurig.

Mit einer Behendigkeit, die man dem dicken Mann gar nicht zugetraut hatte, lief der Wirt herbei, als wolle er den Kanadier ins Gesicht schlagen. Doch der behielt seine schreckliche Ruhe, als ginge ihn der Aufruhr ringsum gar nichts an. Hochmütig entnahm er seiner Brieftasche eine neue Banknote und sagte mit kalter Stimme:

„Ihr habt uns schlecht bedient, Herr Wirt, ich bin mit euch nicht zufrieden. Bringt noch einmal dasselbe! Vergeßt aber diesmal Messer und Gabel nicht, meine Freunde sind es nicht gewöhnt, mit den Fingern zu essen ...“

„Aber, aber“, stammelte der Wirt, „die Bestecke sind doch alle da!“

„Meint ihr? Dann bringt neue! Und die Knochen dort auf dem Boden fegt zusammen für die

Hunde. Verſteht ihr mich?" entgegnete der Kanadier.

Der andere zögerte. Sein Herz, ſeine Ehre bäumten ſich auf. Brot und Wein, Hühner und Salat, Käſe und Oliven, das waren Gottesgaben und für den leiblichen Hunger gewachſen wie die Blumen für den ſeeliſchen. Dieſe Kerle da, dachte er, hatten Meſſer und Gabel, aber ſie fraßen wie die Hunde. Sonſt waren ſie mit einer dicken Suppe oder mit Polenta zufrieden, aber heute traten ſie den Braten, den Wein, den Salat und den Käſe mit ihren ſchmutzigen Schuhen. In ſein dickes, vor Wut gerötetes Geſicht ſchoß plötzlich eine tiefe Bläſſe, denn er hatte einen Blick auf die Banknote geworfen, die ihm der Fremde überreicht hatte. Seine zu Fäuſten geballten Hände öffneten ſich langſam, er atmete hörbar. Sein feiſtes Geſicht wurde das eines antiken Koches, der für ein Gaſtmahl eines hohen Herrn zu arbeiten hat und die abſonderlichſten Gelüſte befriedigen muß. Schließlich lächelte er, machte eine Art Verbeugung und ging mit ſteifen Schritten auf die Straße, um neue Hühner, neuen Salat, neues Brot und neuen Käſe einzukaufen.

Seine Frau, ein kleines Geſchöpf mit dunklem Geſicht und glühenden Augen, ſchlurfte herbei, murmelte Verwünſchungen vor ſich hin, machte den Rücken krumm und ſchleifte das beſchmutzte Laken mit den Überreſten der Speiſen nach der Küche. Die alten Tippelbrüder, die ſich gern einige

der halbaufgegessenen Hühner herausgesucht und für hungerige Tage aufgehoben hätten, wagten kein Wort zu sagen. Als der Kanadier mit schriller Stimme ein neues Tischtuch verlangte, wurde es ihm verweigert. Vor Wut erbleichte er. Aber plötzlich schien er wie aus einem Rausch aufzuwachen, sah mit schweren Augen um sich und bestellte, als sei nichts geschehen, neuen Wein.

„Schluß mit der Vorstellung", sagte Wilhelm zu Ludwig, als er sich erhob, „ich gehe in die Stadt, kommst du mit?"

„Gern", erwiderte Ludwig und blickte nach Albert, der mit dem Luxemburger Journalist in einen Streit geraten war. Auch Reinhard tobte und sprach mit heftiger Stimme auf den Kanadier ein. Unbemerkt verließ Ludwig mit Wilhelm die Kneipe.

Auf den Straßen und Gassen drängten sich die Menschen, um Weihnachten zu feiern, Natale, das Fest der Geburt. Überall läuteten die Glocken, im Osten und Süden, Norden und Westen, ein Erzsturm, ein Wirbelwind von dunklen und hellen Tönen hallte und schallte durcheinander, ein Brausen und Sausen, Klingen und Schwingen war in der Finsternis, aus der viele Lichter feierlich strahlten. Und immer wieder die Schreie: Natale, der sieghafte Schrei auf die ewige Geburt, die den Tod besiegt.

Ludwig und Wilhelm ließen sich in dem Menschenstrom dahintreiben und hingen ihren Gedan-

ken nach. Sie verweilten immer noch bei dem Festmahl, das der Kanadier als Abschiedsvorstellung von der Landstraße gab, eine Gelage, von dem man noch lange unter den Tippelbrüdern sprechen sollte.

„Der Kanadier ist verrückt geworden", sagte Wilhelm, als sie nach einer Hauptstraße einbogen, „der Wein muß ihm in den Kopf gestiegen sein. Eine Schande war es, das Tischtuch herunterzureißen, eine Schande!"

„Es wird wohl die Freude gewesen sein, die ihn verrückt machte, denn morgen verläßt er Rom", antwortete Ludwig. „Oder war es deswegen, weil die anderen mit den Fingern aßen, und er ihnen zu guter Letzt eine Lehre geben wollte?"

„Möglich, aber trotzdem! Und — Freude hast du gesagt? Die Sterne am Himmel sind eine Freude, die Blumen im Grase, oder wenn ich ein Museum besuche. Eine Wiese im Morgenlicht zu mähen, das ist eine Freude, das Feld zu ackern ..."

Die Sehnsucht nach den verlorenen Blumenwiesen der Alpen und die Gier, mit harter Hand einen Pflug durch die Erde zu führen, schwangen in seiner Stimme.

Auf der Hauptstraße war viel Betrieb. Vor einem Varieté, an dessen Eingang elektrische Reklamen zuckten, blieb Wilhelm stehen. Er studierte die Bilder der Künstler in den Schaukästen und sagte mit einem neuen Ton in der Stimme:

„Heute tritt sie übrigens zum ersten Mal auf!"

„Wer tritt auf, Wilhelm?"

„Ingrid. Sie hat mir zwei Karten geschenkt. Dort hängt ihr Bild. Als ‚Singende Seeschwalbe', das ist ihre erste Nummer."

„Ingrid als Artistin?" fragte Ludwig überrascht, während er aufmerksam das Bild der jungen Schwedin betrachtete, die auf einem Trapez durch die Lüfte schwang und dabei, wie es schwarz auf weiß zu lesen war und als große Sensation angekündigt wurde, schwedische Volkslieder sang.

„Die Reklame mußt du übersehen und das Mädchen nur betrachten, Ludwig. Ingrid hat mit Meisterli Schluß gemacht, sie will heraus aus dem Sumpf. Und da griff sie eben zu und fand einen Halt. Ein Trapez vorläufig, auf dem sie Lieder singen muß. Aber das ist immer noch besser, als mit Eugen zusammen zu sein!" erklärte Wilhelm.

„Natürlich", sagte Ludwig und dachte dabei an Marianne, die auch nach einem Halt gesucht hatte, zweimal sogar, und das waren schlimmere Handhaben als ein Trapez. Mit Casanova hatte sie Schluß gemacht, mit dem Holländer war sie fertig. Der Maler hatte von ihrem Eisenkopf erzählt und von ihr als Eisjungfrau gesprochen. Die Wege, die sie bisher beschritten hatte, waren Umwege gewesen, die dennoch zu dem richtigen Ziele führen mußten. Eine Wasserrose steigt aus Sumpfgründen empor und ist dennoch von strahlender Reinheit, dachte er, und er sah das weiße Gesicht des fernen Mädchens vor sich, und die wie Gold-

ſtaub verſtreuten Sommerſproſſen darin rieſen ein leiſes Lächeln um ſeinen Mund wach.

Wilhelm, der zweitgeborene Sohn eines ſteiriſchen Bauern, der merkwürdige Fremdenführer mit dem ſcharfgeſchnittenen Geſicht eines Ariſtokraten, Wilhelm, den Fronsbeck als ſeinen Nachfolger beſtimmt hatte, betrat das Varieté, und Ludwig folgte ihm. Sie nahmen auf der Galerie Platz und blickten in den dunſtigen, überfüllten Saal, wo das kleine Orcheſter eben die Inſtrumente ſtimmte. Es klang wie das Zirpen einer fremdartigen Grille, manchmal ſchienen auch Vogelrufe darin aufzuſchwingen.

Endlich ging der rote Samtvorhang auf der Bühne auseinander, und als erſte ſprang ein junges Mädchen in flatterhaftem Kleid nach der Rampe. Sie hieß Cornelia und war als erſte herausgeſchickt worden, um die Herzen der Menſchen mit kleinen Liedern hell zu entzünden. Sie wurde mit lautem Beifall begrüßt. Als ſie ihre Lieder ſang, war es, als hätte ſie begonnen, an einer leuchtenden Brücke zu bauen, über die alle in ein Traumland wandern konnten. Zum Schluß ſang ſie in die Knie. Dabei entblätterte ſie frech ihr kurzes Kleidchen, und die Männer im Saal ſchrien vor Begeiſterung. Nur Wilhelm blickte ſtarr vor ſich hin und flüſterte: „Das arme Ding!"

Ludwig, dem die Lieder ſehr gut gefallen hatten, wunderte ſich. Nein, Cornelia war nicht arm, man freute ſich über ihren Anblick. Außerdem konnte

man sie zu den Schönheiten zählen, wie eine junge Göttin war sie, eine edle Plastik, die Blut und Leben gewonnen hatte und einer berühmten Kunstsammlung, zu der der Eintritt eine Lire kostete, davongelaufen war. Freilich schminkten sich die Göttinnen nicht wie Cornelia, aber sie mußten ja auch nicht in einem Varieté auftreten und Lieder singen. Daß Wilhelm mit seinem Ausruf Ingrid gemeint hatte, wußte Ludwig nicht.

Wie ein Feuerwerk brannte der Beifall ab. Man rief den Namen des Mädchens: „Cornelia! Cornelia!", aber sie erschien nicht mehr, sondern neue Nummern zeigten sich, gute und schlechte, wie sie eben auf einer Vorstadtbühne wechseln. Die berühmte Sängerin mit dem beinahe griechischen, aber seelenlosen Gesicht zum Beispiel war schlecht und lebte eigentlich nur vom Erfolg Cornelias und wurde deshalb vom Publikum mit Nachsicht behandelt. Der Messerwerfer war von einer tödlichen Sicherheit, die Jongleure dagegen mäßig, nur einer von ihnen spielte mit fünf goldenen Bällen wie ein junger Gott und begann hier auf dieser unbekannten Bühne seinen, die ganze Welt in Bewunderung setzenden Aufstieg. Und dann kam Ingrid. Gelbe und blaue Seide umspannten ihren jungen Leib, und mit flinken Bewegungen erkletterte sie das Trapez, von dem sie Kußhände in den erhitzten Saal warf, bevor sie sich langsam hin und her schwang. Und nun begann sie zu singen. Sie paßte die süße Melodie den Schwin-

gen ihrer wie Silber glänzenden Stahlschaukel an, und es war, als sehe man das blaue Meer in großen ruhigen Wogen gegen das feste Land rollen, ohne zu zerschäumen. Das Neuartige ihrer Darbietung erzwang atemlose Stille. Als sie ihre Schaukel plötzlich in heftigere Bewegung setzte und so schnell durch die Luft wirbelte, daß man nicht mehr die neue Melodie hörte, sondern nur noch schrille Schreie, die wie Vogelrufe klangen, hatte sie gesiegt und wurde mit Beifall überschüttet. Mit einem Gesicht wie aus Feuer lächelte sie, als das Trapez ausgeschwungen hatte und sie sich langsam die hellen, beinahe goldenen Haare aus der Stirne strich.

„Ich muß ihr gratulieren", sagte Wilhelm mit erregter Stimme, als Ingrid wieder auf der Bühne stand und lächelnd knickste, „ich komme gleich wieder, Ludwig!"

Er verließ die Galerie und begab sich nach der Garderobe. Unterdessen ging die Vorstellung weiter. Ein Jüngling mit blauschwarzer Schmachtlocke trat auf, dessen Stimme gewaltig wie eine Orgel war. Aber der Beifall, den er bekam, reichte bei weitem nicht an jenen, mit dem die Schwedin überschüttet worden war. Aber auch er hatte, wie alle anderen, mit an der Brücke nach dem Traumland und einem zweiten Dasein gebaut, das fröhlicher und beschwingter war als der Alltag.

Während der Pause erschien Wilhelm wieder, sein Gesicht strahlte als er sagte:

„Sie hat es geschafft, die Ingrid, sie wird ihren Weg schon machen. Ich soll dich von ihr grüßen."

In der plötzlich einsetzenden Musik des Orchesters ging Ludwigs Antwort unter. Wieder zischte der rote Samt des Vorhangs auseinander und mit schnellen Schritten, wobei ihr die weiten Röcke um die Beine flatterten, sprang eine halbentblößte Frau auf die Bühne und stand wie ein zuckender Fleischberg da. In dem geschminkten Gesicht rollten schwarze, unwahrscheinlich strahlende Augen, und über der weißen niedrigen Stirn lag das schwarze Haar in kleinen, erstarrten Wellen. Große goldene Ringe schaukelten in ihren Ohren, und ihr gefärbter Mund sah wie eine Wunde aus. Sie begann mit einem Lied, das anfangs merkwürdig schrill war und an den Lärm in einem Papageienhaus erinnerte. Aber dann war eine Melodie im Raum, wie sie eigentlich nur in Fieberträumen erklingt, jedoch niemals gesungen werden darf. Vielleicht haben die Sirenen so gesungen, jene unfruchtbaren Weiber, die auf schwarzen, triefenden Felsen am blauen Meere lagen, um die Seefahrer anzulocken und mit ihren scharfen Vogelkrallen zu ermorden.

Wilhelm starrte nach der Bühne, als sähe er ein Fabeltier. Alle blickten mit brennenden Augen und erhobenen Gesichtern nach der Sängerin. Jedes Geräusch war erstorben, nur die aufreizende, lockende und betörende Stimme der Frau war noch da. Sie mußte die Gewalt kennen, die von ihr

ausging, denn ſie lächelte und wiegte ſich in den Hüften. Und mit einem Male begann ſie zu ſtampfen und zu tanzen. Der Fleiſchberg tanzte! Im Licht der bunten Scheinwerfer drehte und wirbelte ſie ſich herum, immer wilder, immer verwegener, immer aufreizender. Es war ſchön und ſchrecklich zu gleicher Zeit. Auch Ludwig und Wilhelm fühlten beklemmend, wie ſie der furchtbaren Tänzerin verfielen.

Vergeſſen war Cornelia und die griechiſch anmutende zweite Sängerin, vergeſſen der Meſſerwerfer, die Jongleure, Ingrid und der junge Menſch mit der Orgelſtimme, jeder Hüftenſchwung der Tänzerin hatte ſie aus dem Gedächtnis gefegt. Und immer noch wirbelte ſie im Scheinwerferlicht herum, ſtampfte und flog auf leichten Füßen dahin, lächelte und ſtieß kleine wilde Schreie aus. Und als die Scheinwerfer endlich erloſchen und die elektriſchen Lampen wieder aufblitzten, auch da hatte ſie noch Gewalt über die Männer und ſchlug ſie in ihren Bann. Und noch einmal begann ſie mit ihrem ſirenenhaften Lied, die Melodie weiter ausſpinnend, bis ſie ein Netz war, in dem ſich alle verfingen.

Plötzlich kam Bewegung in den Saal. Aus der dritten Reihe des Parketts erhob ſich eine Frau, die bisher allen Darbietungen beinahe andächtig gefolgt war. Doch die Tänzerin konnte ſie nicht ertragen. Ihr Anblick mußte ihr wohl körperlich weh tun, denn ihr Geſicht war wie im Schmerz

verzogen. Nun drängte ſie ſich durch die Reihen der Männer, die unwillig Platz machten und leiſe murrten. Wilhelm ſtieß Ludwig an und flüſterte:

„Da! Sieh nur!“

„Was gibt es?“

„Die – Madonna mit dem Kinde!“

Ludwig blickte in die Tiefe. Die Madonna mit dem Kinde? Weshalb die großen Worte? Eine Römerin ſah er, die durch die Reihe der Männer ging, eine junge Frau wie jede andere auch. Schließlich bemerkte er, daß ihr dunkles Umſchlagetuch eine Überraſchung barg: ein kleines Kind! Kinder gehörten doch um dieſe Zeit ins Bett, dachte er, wie kam das ſchlafende Kind an der Mutterbruſt um dieſe Zeit in dieſe bunte Halle? Die Madonna mit dem Kinde? Er beugte ſich weiter vor, um die Frau zu beobachten.

Zögernd und verlegen ging ſie durch die Reihe der Männer, die ihr mißmutig Platz machten und immer noch nach der Bühne ſtarrten, wo die Tänzerin das Lied ſang. Wem es nicht gefällt, der ſoll gehen, ſchienen einige Beſucher zu denken, wir haben bezahlt und bleiben bis zum Schluß. Aber es war ein merkwürdiger Schluß, denn bei jedem Schritt der Frau mit dem ſchlafenden Kinde ſchien die Traumbrücke zu erbeben, an der den ganzen Abend gebaut wurde. Es ſchien, als habe ſich einer ihrer Tragpfeiler empört und verweigere den Dienſt.

Die Unruhe im Saal wurde immer größer. Ein erregtes Flüſtern war zu hören und ein verlegenes Lachen. Aus einer Ecke kam ein ſchriller Pfiff. Und noch einige Beſucher erhoben ſich von ihren Plätzen.

Noch bewegte ſich die Tänzerin auf der Bühne, aber ſie ſchien irgendwie erſtarrt zu ſein. Ihr ſirenenhaftes Lied verlor immer mehr die Macht über die Männer, das fühlte ſie ganz genau. Wie im Trotz wirbelte ſie wilder dahin. Ihre Augen wurden immer größer und ſchwärzer, ihre Hüftenſchwünge verwegener. Und trotzdem ſtürzte die Traumbrücke ein, weil eine Mutter mit ihrem Kinde durch die Blutwolke ſchritt, die eine Tänzerin mit ihren Sprüngen und Liedern aufgewühlt hatte.

Wohl hüpfte und ſang die tanzende Unfruchtbarkeit da oben im Licht noch eine Weile weiter, doch ihre Sprünge und Schwünge waren hilflos geworden, künſtliche Mache und keine Leidenſchaft mehr. Aller Glanz war aus ihrer ſonſt ſo betörenden Stimme gewichen. Wie verlaſſen ſtand ſie mit einem Male da, ohnmächtig und puppenhaft, um ihre Darbietung mit einem klagenden, weinerlichen Schrei zu ſchließen. Keine Hand rührte ſich, als ſie endlich abtrat.

Ludwig erwachte wie aus einer Betäubung. Die Römerin hatte mit ihrem Kinde den Saal verlaſſen. Wilhelm ſtieß ihn an und ſagte, wobei er in den Dialekt ſeiner Heimat fiel:

„Ich glaube, ich muß doch heim zu meiner Mutter, über siebzig Jahre alt ist sie, meine Mutter."

Von der Mutter sprach Wilhelm, und Ludwig seufzte, weil er nicht mehr heim zu seiner Mutter konnte. Wartete auf den Kanadier eine, auf den Mann, der das weiße Brot vom Tische gerissen und mit Füßen getreten hatte? Wie stand es in dieser Beziehung um den Professor oder um Carlos? Ach, dachte er, der Mensch lebt nicht vom Brot allein, er lebt auch davon, daß er sich seiner Mutter erinnert, für die er immer das kleine Kind bleibt, das sie an ihrer zärtlichen Brust verbirgt, damit der freche Lärm der Welt nicht das kleine Herz verletzte. An die Mutter dachte er, die aus Kindern Männer macht, wenn es die Zeit der Männer ist ...

Ludwig und Wilhelm sahen nur noch die dressierten Hunde durch die Reifen springen und ihre Kunststücke machen, dann verließen sie das Haus. Wilhelm begab sich zu Ingrid, die auf ihn in einer Weinstube wartete, während Ludwig allein durch die Dunkelheit nach der Herberge ging.

Wie erleuchtet erinnerte er sich der vielen Bilder und Statuen, die er in seinem Leben gesehen hatte und in denen die alte und die neue Zeit die Mutter mit dem Kinde darstellte. Wie ein Naturereignis erklangen ihm nun die Schreie, die aus der Finsternis schallten und die Natale, das Weihnachtsfest verkündeten, das Wunder der Geburt, dieses zitternde Atemholen der Ewigkeit.

Wilhelm hatte wahr geſprochen: jede Mutter mit ihrem Kinde war eine Madonna, und man brauchte nicht erſt in den Himmel ſteigen, um ſie zu bewundern. Die Mutter mit dem Kinde: das war der ewige Einſpruch des Lebens gegen den Tod, der goldene Glanz der Fülle gegen die leere, in allen Farben ſchillernde Form.

Ludwig, der die Maſchinen kannte und auf ſeiner Wanderſchaft die Natur entdeckt hatte und ihren Wundern und Geheimniſſen nachgegangen war, war es zumute, wie einem Menſchen, der an einem fremden Strande gelandet iſt, unter fremden Menſchen mit fremden Sitten und Gebräuchen. Mit geſchärften Sinnen hatte er die Menſchen ringsum betrachtet. Es waren keine Engel und keine Teufel – nur Boris nahm er von dieſem Gleichnis aus – es waren in der Mehrzahl Geſchöpfe, in denen das Gute und das Böſe ruhten, und in denen manchmal das Gute und öfters das Böſe mächtiger wurde. Über dieſe Erkenntnis hinaus glaubte er, ein Lebensgeſetz entdeckt zu haben: das der Zweckmäßigkeit.

Klar und einfach war die Frage zu ſtellen und zu beantworten: was nutzt der Einzelne der Gemeinſchaft? Bringt er ihr Schaden oder Nutzen? Gibt er ihr oder nimmt er ihr etwas? Fronsbeck und Wilhelm gaben, Carlos und Eugen nahmen. Die beiden und viele andere hatten ſich von der Gemeinſchaft gelöſt, die Gemeinſchaft hatte alſo das Recht, ſich von ihnen zu löſen. Das Salz der

Erde, mit dem ſie der verrückte Profeſſor verglich, war in dieſem Falle ein Hirngeſpinſt. Das hatte ſelber der Kanadier klar erkannt...

Nun, er, Ludwig, würde bald Rom verlaſſen und an die Piave wandern, um dort an einem Soldatengrab ſeinem Vater von der Wanderſchaft zu berichten, vom Lande Italien und auch von Marianne. Hörten die Soldaten in der Schlacht die Engel ſingen oder die Teufel lachen? Darüber konnten ſich die Untauglichen und die Feiglinge die Köpfe zerbrechen. Etwas Größeres als Engel und Teufel war in den Soldaten, wenn ſie in den Krieg zogen: ihr unverdorbenes Blut, ihr Glaube an die gerechte Sache, die Kameradſchaft, die Liebe zu Weib, Kind und Vaterland und die Pflicht, treu und tapfer zu ſein.

12. Nordwärts

Als um Mitternacht der Jubelsturm der Glocken begann, das neue Jahr einzuläuten, erhob sich im Borgoviertel ein wildes Konzert: Raketen und Schwärmer zerkrachten, aus allen Fenstern und Stockwerken klirrten alte Töpfe und leere Weinflaschen auf die Straßen und Gassen, und die Weinkneipen barsten und schleuderten brüllende Menschen in die lichterhelle Nacht. Begeistert wurde das neue Jahr begrüßt; es war, als schreie man ihm aus der Finsternis entgegen, um die Sorgen und Mühen des alten Jahres zu vergessen und die Gespenster des neuen zu verjagen. Die sonst so kühlen Römer glühten in dieser Nacht der Glocken und des Feuers.

Aber die Tiberbrücke schritt in der Finsternis ein Mann, es war der Luxemburger, der keine Ruhe fand, denn alle seine hochfliegenden Pläne hatten sich zerschlagen. Es war ihm unmöglich, in seine Heimat zurückzukehren, das Gerede von der Gründung einer neuen Zeitung war nur ein Wunschbild gewesen, an dem er sich berauscht hatte. Und Albert, sein Freund? Mit dem jungen Menschen hatte ihn in den letzten Monaten eine wirkliche Zuneigung verbunden. Er entsann sich jener Tage in Venedig, wo er mit ihm zusammenge-

kommen war, um mit ihm nach Bologna und Rom zu reisen. Durchsichtig wie Glas erschienen ihm jetzt jene Tage. Doch als das letzte Geldstück ausgegeben wurde, zerbrach dieses Glas ebenso wie sein Glück. In Rom mußte er auf die Schriftleitungen betteln gehen, während er Albert versicherte, er studiere in den Archiven. In Albert hatte er lange Zeit den gläubigsten Zuhörer, wenn er von der neuen Zeitung erzählte, die in die europäischen Machtkämpfe eingreifen sollte. Doch nun war alles aus, denn er brauchte mehr als einen gläubigen Zuhörer, er brauchte sich selbst: die gesammelte Kraft und Entschlossenheit eines Mannes, der sich in der Tiefe einrichten muß, in die er gestürzt war. Am Vormittag hatte er mit Albert das letzte Geld geteilt, wobei er sagte:

„Hier sind fünf Lire, Alberto, heute abend, wenn wir uns treffen, bringe ich fünfzig mit. Luxemburg hat mir einen Scheck überwiesen, es ist alles in bester Ordnung, meine Sache steht gut!"

Mit dieser Lüge hatte er sich von ihm getrennt. Und nun war es Nacht geworden, die Böllerschüsse krachten, die Raketen stiegen hoch und das Feuerwerk entzündete sich, während die Menschen jubelten und schrien. Er blieb auf der Brücke stehen und starrte in die schwarzen Wellen des Tiber. In die Herberge konnte er nicht mehr zurück; ihm blieb nichts mehr übrig, als Rom zu verlassen. Er seufzte und ging langsam weiter.

Viele Tippelbrüder waren in den letzten Tagen aus Rom verschwunden, der Kanadier hatte nach dem Gastmahl den Morgenzug bestiegen, um nach Budapest zu reisen, Carlos, der von empfindsamer Lyrik gelebt hatte, war verschwunden, Boris befand sich nicht mehr in Rom, und auch Reinhard war nicht mehr zu sehen. Meisterli tippelte nordwärts, Emil befand sich in der glücklichsten Lage: in Neapel hatte er sofort ein Schiff gefunden, das noch im alten Jahr, am letzten Tage des alten Jahres den Hafen von Alexandria in Ägypten anlief.

In der ersten Woche des neuen Jahres hatten Ludwig und Albert Rom bereits hinter sich. Sie verfolgten den trägen Lauf des lehmgelben Tibers, der seine Fluten dem nahen Meere zuwälzte. Der Frühling rührte bereits an dem dunklen Lande, auf dem die Schafe in großen Scharen weideten. Albert erzählte von Venedig und dem Luxemburger. Bis nach Florenz wollte er Ludwig begleiten, um dann mit der Bahn nach Hause zu reisen. Wilhelm hatten sie nicht mehr gesehen, der befand sich auf dem Wege nach Genua zu Kaspar Fronsbeck.

Am nächsten Tage erreichten sie den Hafen von Civitavecchia, wo sie in der Herberge einen Tippelbruder trafen, der ihnen schon in der ersten Minute gestand, daß ihm ein Soldo zu einem Viertel Wein fehle. Er bekam die Kupfermünze und schrieb da-

für eine bemerkenswerte Adreſſe auf. Dann erſt trank er den Wein und ſagte:

„Da müßt ihr unbedingt hingehen, denn dort bekommt jeder Tippelbruder eine Lira Unterſtützung. Beſtimmt! In Montaldo. Bei der Marcheſa. Tatſache!“

Sie verſprachen, die Marcheſa zu beſuchen.

Die Sonne war ſchon aufgegangen, als ſie am Morgen nach dem Meere bummelten, an dem kleinen, ausgemauerten Hafen vorüber, in dem viele Küſtenfahrzeuge vor Anker lagen. Ludwig erzählte von Emil und deſſen Sehnſucht nach dem Salzwaſſer, von dem Auftrag an den Seemann, Marianne zu ſuchen, ſprach er nicht. Das war ſein brennendes Geheimnis. Inzwiſchen hatten ſie die Brandung bei den Klippen erreicht. Herrlich war es, am morgenkühlen Meere auf einem nackten Felſen zu ſitzen und ſchweigend in die Übermacht des blauen Waſſers zu blicken, das ſich in eine ſilberne Unendlichkeit erſtreckte, wo es ſich mit goldenen und graublauen Schleiern vereinigte. Ludwig nahm den Zettel, den er von dem Tippelbruder bekommen hatte und warf die Fetzen einer dunklen Woge entgegen, die ſich rauſchend zerbrach und im Rückfluten die kleinen Papiere entführte. Weder er noch Albert hatten die Abſicht, die Marcheſa zu beſuchen, um dort eine Lira zu betteln. Für Albert lag in Florenz Geld zur Heimreiſe, und Ludwig hatte genug erſpartes Silber bei ſich, um nach Venedig zu kommen.

Länger als eine Stunde blieben ſie am Meere, dann erhoben ſie ſich und wanderten den vulkaniſchen Hügeln zu, die ſich hinter der kleinen Stadt aufbauten. In dieſer Landſchaft hatten einmal die Etrusker gewohnt, ein ſeltſames Volk, von dem nichts geblieben iſt als eine Schrift, die man nicht leſen kann und viele Denkmäler, in denen ſich das Grauſen mit einer merkwürdigen Schönheit vereinigt. Albert erzählte davon, was er wußte.

Am ſpäten Nachmittag überholten ſie ein Auto, das an der Straße ſtand und deſſen Fahrer ſich vergeblich bemühte, eine Panne zu beheben. Ludwig blieb ſtehen und ſah eine Weile zu. Der Stolz des Fachmannes war in ihm erwacht, und die Neugier des Wiſſenden, der ſehen will, wie ein anderer mit einer Schwierigkeit fertig wird. Als der Italiener ſich ölbefleckt und ſchweißtriefend aufrichtete und den beiden Damen im Wagen, die ungeduldig warteten, eine Erklärung abgeben wollte, war Ludwig mit einem ſchnellen Schritt bei der hochgeſchlagenen Blechhaube und ſagte: „Ihr erlaubt doch", beugte ſich dem Motor zu und betrachtete ihn mit kühlen Blicken. Die Maſchine war ihm wohl vertraut, und es dauerte nicht lange, da griff er mit ſchnellen Fingern zu, nachdem er dem Fahrer das Werkzeug aus der Hand genommen hatte. Als er den Schaden behoben hatte, ſagte er: „In Ordnung, geben Sie Gas!" und lächelte dabei ſo gewinnend, daß der Italiener ſeinen Groll vergaß und den Motor einſchaltete. Er ſprang ſofort an.

„Seid ihr Deutscher?" wandte sich die ältere Dame im Wagen, eine weißhaarige Schönheit, an Ludwig, während ihre Begleiterin, es mochte ihre jüngere Freundin sein, hochmütig schwieg und tat, als wären die Autoschlosser und Fahrer für alle Ewigkeit zu nichts anderem bestimmt, als streikende Motore in Ordnung zu bringen und vornehme Damen sicher über die Landstraßen nach ihren Landhäusern und Schlössern zu bringen.

„Gewiß, gnädige Frau", erwiderte Ludwig, „wir sind Deutsche."

„Nun, so gnädig bin ich im allgemeinen nicht", antwortete sie lächelnd. „Ich kenne euer schönes Land schon lange und liebe es sehr. Wohin geht die Reise?"

„Nordwärts, nach Florenz."

„Da müßt ihr über Montaldo", sagte sie. „Im übrigen haben wir denselben Weg. Wenn ihr wollt, nehme ich euch gerne mit."

Ludwig und Albert dankten, dann stiegen sie ein. Die Weißhaarige lächelte freundlich, die dunkelhaarige Freundin blieb abweisend. Der Fahrer saß mit griffgewohnten Händen am Steuer, und der Wagen schoß in mächtigen Sätzen davon.

Der Wind, der vom nahen Meere kam, brachte den feinen Duft von Salz und Tang mit. Die Pinien am Wege schossen wie schwarze Springbrunnen auf und sanken während der Vorüberfahrt des Autos schnell in sich zusammen. Die kleinen Berge schienen zu hüpfen, während die

weiße, staubige Straße sich duckte und das einherbrausende Auto voller Angst und Demut erwartete.

„Seid ihr auf der Wanderschaft?" fragte die Weißhaarige nach einem kurzen Schweigen.

„Ja, auf der Wanderschaft."

„Da wollt ihr wohl die Marchesa besuchen, wie?"

Ludwig lächelte. Die Marchesa war also eine Berühmtheit, von der auch die Weißhaarige wußte, eine Menschenfreundin, eine Närrin vielleicht, die leichtfertig mit ihren Silberstücken umging. Nein, sie wollten nicht die Marchesa besuchen, sagte er, sie hätten Eile, um nach Florenz zu kommen.

„Was ist euer Freund von Beruf?" ging das lächelnde Verhör weiter. „Ihr seid wohl Autoschlosser oder Chauffeur?"

„Autoschlosser, mein Freund ist Bildhauer", erwiderte Ludwig.

„Siehst du, Isa, es sind keine Bettler!" rief die Weißhaarige lachend aus. „Aber die Berge sind sie zu Fuß gekommen, um die Geschichte Roms und unser Land zu studieren! Was hat eigentlich Bramante gebaut?" wandte sie sich an Albert, der bisher geschwiegen hatte wie die Schwarzhaarige.

„Die Kuppel der Peterskirche vollendet, das Fort von Civitavecchia ist sein Werk", sagte der Bildhauer.

„Das Fort von Civitavecchia? Unmöglich! Das weiß ich ja nicht einmal! Diese Deutschen, diese Deutschen!" rief sie aus und klatschte in die Hände,

wobei ihre kostbaren Ringe in der Sonne blitzten. Die Dame Isa nickte gleichgültig.

Das Auto raste mit sechzig Pferdekräften indessen über die weiße Straße, legte sich elegant in die Kurven und schoß wie ein Bote der Neuzeit durch den Wind. Unermüdlich und treu hämmerte sein motorisches Herz. Nach einer halben Stunde tauchte eine kleine, behügelte Stadt auf, die von einem mächtigen Kastell gekrönt wurde. Und nun fuhren sie in die Stadt ein. Auf den Straßen blieben die Männer stehen und zogen ihre Hüte. Als der Wagen hielt, drängten sich viele Kinder heran.

„Wir sind da", erklärte die Weißhaarige, indem sie auf das Kastell deutete, „dort oben wohne ich, ich bin die Marchesa! Da ich zum Abend Gäste habe, kann ich euch leider nicht zu mir einladen. Aber ich bitte euch, in die Osteria am Marktplatz zu gehen, ich werde von mir hören lassen. Und zum Schluß wünsche ich euch gute Heimreise, Kinder!"

Die Marchesa!

Da fuhr sie nun davon, nach dem Schloß auf dem Hügel, eine weißhaarige Schönheit mit schwarzen feurigen Augen und einem offenen Herzen. Nein, sie war keine Närrin, sondern eine Menschenfreundin wie der Monsignore in Rom, der Ludwigs Gedichte angehört und ihm nachher Arbeit verschafft hatte. Wie gut, daß sie an ihre Tür nicht als Bettler gekommen waren! Der Soldo,

den ſie dem Tippelbruder in Civitavecchia zum Wein gegeben hatten, war gut angelegt geweſen!

Da ſie mit dem Auto der Marcheſa in die Stadt eingefahren waren, ſchloß ſich ihnen, als ſie weiterginge, ein ganzer Schwarm neugieriger Männer und Kinder an. Die Dunkelheit flutete über die Hügel, als ſie die Oſteria am Markt betraten und auf die Nachricht der Marcheſa warteten. Die Weinkneipe war bald überfüllt, denn alle wollten die Fremden ſehen. Nach einer kurzen Weile erſchien der Fahrer und nahm bei Ludwig und Albert Platz. Der Chauffeur kam mit dem Autoſchloſſer ſehr ſchnell in ein Geſpräch über Motore, dabei wurde das Trinken und Eſſen nicht vergeſſen.

„Greift zu, eßt und trinkt, was ihr wollt, ihr ſeid die Gäſte der Marcheſa!“ ſagte er, und Ludwig und Albert ließen ſich nicht lange bitten.

Bald war der kleine Tiſch umlagert, und die beiden Wanderer ſaßen wie inmitten einer großen Familie. Der Fahrer, der mit der Marcheſa einmal am Rhein geweſen war, hielt eine kleine Lobrede auf Deutſchland, während ſich Ludwig und Albert in italieniſchen Anſprachen verſuchten. Außer dem Fahrer war noch keiner der Männer im nahen Rom geweſen, aber einer von ihnen hatte ſieben Jahre in Amerika gearbeitet, ein zweiter in Lybien, ein dritter im Argonner Wald gekämpft, ein vierter kannte Belgien genau und ein fünfter Hamburg und Berlin.

Ludwig war mehr als tausend Kilometer gewandert, um die Palmen zu sehen und die alten Heidentempel zu bewundern, um die sich in dieser kleinen Stadt kein Mensch zu kümmern schien. Das war auch begreiflich, denn in Rom gab es keine Arbeit für sie, dagegen aber in Belgien, in Frankreich oder in Nordamerika. Nach Argentinien wanderten sie aus, oder nach Brasilien, nach Tunis, Luxemburg, Deutschland und Ägypten. Die großen, funkelnden Maschinen, die sausenden Dynamos sowohl als auch die lodernden Hochöfen und die dröhnenden Werften schienen die Tempel einer neuen Zeit zu werden, in denen die neuen Götter mit toten Augen standen und angebetet oder bespuckt werden. Italien war ein Land im Umbruch, das fühlte Ludwig, entscheidende Dinge bereiteten sich vor. Er entsann sich der Unterhaltung mit dem Fremdenführer auf der Fahrt nach dem Aschekegel des Vesuvs und der Umzüge und Versammlungen in Neapel und Rom.

Ludwig und Albert mußten den Italienern von den Arbeitsverhältnissen in Deutschland erzählen, das interessierte sie brennender als die Erlebnisse auf der Wanderschaft. Dann kamen sie auf den Weltkrieg zu sprechen, und ein baumlanger Mann, der als Alpini an der Front gestanden hatte, behauptete, Italien sei von England und Frankreich um die Früchte des Sieges betrogen worden. Die Marchesa sei derselben Meinung, sagte der Chauffeur, und er solle Ludwig und Albert viel Glück

auf der Heimreiſe wünſchen. Dann rief er den Wirt herbei und beglich die Zeche.

Da die Marcheſa Ludwig und Albert nur für das Nachtmahl eingeladen hatte und es in dem Gaſthaus keine Betten gab, beſchloſſen ſie, um das Schlafgeld zu ſparen, bei der Polizei um Quartier zu bitten. Sie bedankten ſich bei dem Chauffeur, mußten viele Hände ſchütteln und verließen die Oſteria. Nach langem Umherirren in der Dunkelheit fanden ſie das Rathaus, wo ſie von einem verſchlafenen Poliziſten empfangen wurden, der ſie nach dem Armenhaus verwies. Es lag am Rande der Stadt und war durch ungehobelte Bretter in viele Verſchläge eingeteilt. In der kahlen Küche qualmte aus dem mit Feldſteinen gemauerten Kamin ein Feuer, um das einige Frauen und Männer hockten, die feindſelig aufblickten, als die Fremden in den Raum traten. Sie blieben mürriſch ſitzen und machten keinen Platz, denn ſie waren hier zu Hauſe. Außerdem wohnten ſie in einem ſteinernen Gebäude und fühlten ſich trotz aller Armut den auf den Landſtraßen wandernden überlegen. Vielleicht waren es Diebe oder Schwindler, was wußten ſie! Die Welt iſt groß und ſchlecht. So blieben ſie alſo ſitzen, ſtarrten in die unruhigen Flammen, bauten eine Mauer um das Feuer und ſchickten Ludwig und Albert nach den ſchmalen Verſchlägen.

Nur ein altes, zahnloſes Weib, ſie war früher einmal die Schönheit der kleinen Stadt geweſen,

und hatte die Männer mehr glücklich als unglücklich gemacht, fühlte Mitleid in ihrem Herzen. Vielleicht dachte sie in dieser späten Stunde ihrer eigenen blühenden Jugend, in der sie von vielen Jünglingen umworben worden war, eine Königin und stolzer als die Marchesa oben im Schlosse! Achzend erhob sie sich, kam nach dem Verschlag und brachte Trinkwasser. Das war alles, was sie geben konnte. Mit tränenden Augen, die plötzlich unbeschreiblich schön wurden, blickte sie Albert an und sagte: „Da, trinkt, ihr Armen!" In ihrer alten Stimme zitterte dabei das Mitleid einer Mutter, das Mitleid aller Mütter mit den Söhnen, die sie verlassen hatten und die nun in der kalten Nacht umherirrten, ohne einen Platz zu haben, wo sie schlafen konnten.

Sie tranken nach dem Wein das abgestandene Wasser und waren dankbar dafür. Dann wickelten sie sich in ihre Decken und schliefen bald ein, während oben im Schloß die weißhaarige, immer noch schöne Marchesa den geladenen Gästen von den beiden Deutschen, dem Autoschlosser und dem Bildhauer, erzählte. Die Dame Isa schwieg auch jetzt noch, und die Marchesa schlief tief und fest, als Ludwig und Albert sich für den Tagesmarsch fertig machten. In der Stadt, das wußten sie, durften sie sich nicht sehen lassen, denn sie waren mit einer Marchesa nach Montaldo gekommen und hatten sich später mit den Bürgern befreundet, um noch

ſpäter unendlich tief abzuſtürzen, tief, ſehr tief, in ein Armenhaus.

Als ſie die Stadt auf Schleichwegen verlaſſen wollten, kamen ſie an einem der vielen Brunnen vorüber, aus denen Frauen und Mädchen in hohen Tonkrügen das friſche Waſſer ſchöpften. Sie blickten die Wanderer ſpöttiſch an und kicherten dabei, denn ſie wußten bereits von dem Abſturz in die Tiefe. Schöne Gäſte der Marcheſa, dachten ſie, Bettler und Vagabunden. Ludwig und Albert gingen mit ſteinernen Geſichtern an ihnen vorüber.

Unweit des Läſterbrunnens kreuzte eine Schwarzhaarige, ſie war kaum älter als ſechzehn Jahre, ihren Weg. Hochaufgerichtet und in einer vollendet ſchönen Haltung trug ſie auf dem ſtolzen Kopfe, der einen Maler zur Begeiſterung hingeriſſen hätte, einen gewölbten Tonkrug. Als Ludwig und Albert ſtehen blieb, um das ſchöne Bild zu betrachten, hielt auch ſie inne. Am Brunnen ging unterdeſſen immer noch das Flüſtern und Kichern.

Die junge Schönheit jedoch ſchien nichts zu hören. Wie gebannt ſtand ſie da, die linke Hand in die Hüfte geſtützt, während ihre Rechte den bemalten Waſſerkrug hielt. Die geheimnisvollen Botſchaften, die zwiſchen Jüngling und Mädchen ohne Worte hin- und hergehen und die von der Natur ſelbſt ausgedacht ſind, ſchienen auch ſie zu treffen, denn plötzlich ſchoß ihr das Blut ins Geſicht. Verwirrt wollte ſie weiter. Vielleicht, dachte ſie auch, haben die Fremden den böſen Blick, vor dem man

ſich hüten muß! Schneller und immer ſchneller eilte ſie davon, aber mit einem Male ſtolperte ſie über einen Stein und ließ den bemalten Krug mit einem leiſen Schrei fallen. Als die Scherben klirrten, begannen die Mädchen und Frauen am Brunnen lauter zu ſchreien. Eine Frau, deren Oberlippe ein dunkler Bart beſchattete, erging ſich in wüſten Beſchimpfungen. Ludwig und Albert indeſſen lächelten und wanderten weiter. Nein, ſie waren keine Landſtreicher und Bettler, ſondern junge Männer, bei deren Anblick ein ſchönes Mädchen errötete und vor Schreck den Waſſerkrug fallen ließ ...

Fröhlich marſchierten ſie durch das verſumpfte Land, in dem Mais und Reis gedieben. Sie kamen an Olivenhainen vorüber, deren ſturmzerzauſte Kronen wie grünes Silber ſchimmerten. Als die Dunkelheit über die Hügel kam, die wie ſteinerne Wellen durch die Landſchaft wogten, als es kühler wurde und das nahe Meer heftiger zu rauſchen begann, fanden ſie unweit der Straße ein verlaſſenes Haus. Der Mond ſtand groß und golden am Himmel. Aus den Lorbeergebüſchen und Olivenhainen ſtieg in unſichtbaren Wolken ein kühler Duft auf, der durch das Land wehte und keuſch über dem dunklen Rauſchen der nahen Brandung verweilt.

Ludwig und Albert legten die Rucksäcke ab, ließen ſich auf den Steinen nieder und lauſchten in die Unruhe des Salzwaſſers. Die Nacht war

kühl wie der Mond, und vom Meere wehte ein frischer Wind wie damals in Neapel, als die kalabresischen Bettler vor dem Hotel musizierten, wie damals, als der nächtliche Fischer mit einem blanken Speer die Fische aus der Tiefe holte, ganz wie damals, als Marianne auf der Via Partenope von Emil angesprochen wurde.

„Denkst du noch daran", begann Ludwig, als sie nebeneinander auf den Steinen saßen, „wie wir uns zum ersten Male in Rom getroffen haben? Auf dem kapitolinischen Hügel? Und wie wir staunend durch das Forum Romanum gingen?"

„Ja, jeden Trümmer haben wir angestarrt und bewundert, weil er zweitausend Jahre alt war", erwiderte Albert. „Meinst du, daß Emil sein Schiff bekommen hat?"

„Das werde ich in Florenz erfahren, Albert ... Er will mir von Ägypten schreiben."

„Der Luxemburger hat mich einfach belogen, und wir haben wie Freunde zusammengelebt. Und trotzdem ist er besser als Carlos! Er hat nur Gutes für mich getan ... Da waren wir mitten in eine Unterwelt hineingeraten, in der es von den merkwürdigsten Menschen wimmelte, denke an Wilhelm und Reinhard oder gar an Boris. Denke an den Professor, Ludwig! Entsinnst du dich, wie er in die Kneipe kam und die alten Säufer und Tippelbrüder aufhetzte? Wie er sie mit den ersten Christen verglich? Oder mit aufständischen Sklaven, weil ihm das gerade einfiel. Ein gefährlicher Mann,

der die Dinge einfach auf den Kopf stellte! Er sät Wind und wird einmal Sturm ernten ... Nicht die Arbeiter, die bei uns zu Hause auf die Straße gehen, sind zu verurteilen, sondern die feinen, gepflegten Herren, die im Hintergrunde bleiben, diese überlegenen Geister, deren Worte und Gedanken auch das Verbrechen aus der Tiefe locken. Ich mag diese – toten Seelen nicht", sagte Albert und zog fröstelnd die Decke enger um sich.

„Die Marianne hast du nicht gekannt, Albert, wohl aber die Ingrid", fiel Ludwig ein, ohne auf die Worte des anderen einzugehen, denn diese Unterhaltung bestand eigentlich nur aus lautgewordenen Gedanken, „wo mag er jetzt sein, Boris, der elende Mörder?"

„Der tote Verstehste soll ihn durch das Land treiben", erwiderte Albert, „ich mag nicht an ihn denken ... Unsere Wege, Ludwig, sind Umwege gewesen, und alle Straßen führen über Rom hinaus. Ich zum Beispiel mußte von Hamburg, von der Wasserkante kommen, um in Venedig das erstemal das Meer zu sehen. Das Meer! Hörst du, die Brandung?"

Er neigte den Kopf den leichten Donnerschlägen zu, sein junges Gesicht spannte sich, als vernähme er unbekannte Stimmen. Auch Ludwig lauschte. Ohne Verabredung erhoben sie sich und begaben sich nach den offenen Fenstern des leeren Hauses, von wo aus sie das Meer branden und schimmern sahen. Das Rauschen der Flut glich den tiefen

Atemzügen erschöpfter Riesen, die sich von gigantischer Anstrengung ausruhten, um in der stillen Nacht von neuen Taten zu träumen. Manchmal rollte ein heftiger, dunkler Schlag aus der Brandung herüber, und über dem Hause stand die weiße Nacht. In der rechteckigen Tür dunkelte eine Pinie, in der sich der helle Mond verfangen hatte, wo er eben rastete, um im nächsten Augenblick frei und leicht durch den Himmelsraum zu schweben.

Nun gingen sie wieder zurück, legten sich hin und fühlten die Seligkeit langausgestreckter Glieder und die sichere Geborgenheit zwischen vier Wänden.

„Marianne", begann Ludwig noch einmal, „ich habe ihr nach Ägypten geschrieben, Emil wird sie suchen. Sie darf nicht im Elend verkommen."

„Liebst du sie?"

„Ja!"

„Erzähle!"

Und Ludwig erzählte. Leise und zögernd begann er, als verräte er ein Geheimnis. Von Lugano sprach er und von Genua, von der Unterhaltung mit Kaspar Fronsbeck und dem letzten Zusammensein in Neapel. Und immer klarer wurde ihm, daß er in das Mädchen auf Leben und Tod verliebt war, und ohne sie nicht mehr sein konnte. Sie war mit Casanova und dem Holländer gereist? Gewiß, aber sie hatte sich nicht weggeworfen, nicht verkauft oder verschenkt, war eine Suchende geblieben, eine ‚Eisjungfrau", wie sie der Maler

nannte. Als er noch beim Erzählen war, fühlte er plötzlich die Hand des Bildhauers in der seinen. Dieser herzliche Händedruck sagte mehr aus als jedes Wort.

„Laß uns nach dem Meer gehen", begann Albert, als Ludwig geendet hatte. „Wir können jetzt doch nicht schlafen. Ich muß dir von meiner Liebsten erzählen."

Sie erhoben sich und verließen das Haus. Albert begann von seiner Liebsten zu erzählen, von einer jungen Sportlehrerin aus Lübeck, die er im Herbst heiraten wollte. Nun standen sie am Meer. Wie lebend im Auf und Ab der Wogen, und von silbernem Lichte überschüttet, lag das große Meer vor ihnen, schön und kühl und gewaltig wie die Nacht. Sie blickten stumm in die Fluten, in denen die Erdteile wie Inseln schwimmen und als bittersüße Frucht die vielen Völker tragen und nähren, ihre Kriege und Siege, ihre Himmel und Höllen. Der Wind wehte, und ganz fern am lichten Horizont sahen sie einen dunklen Schatten mit grünen und roten Lampen, ein Küstendampfer, der sicher seinen Weg verfolgte. Sie erinnerten sich bei diesem Anblick daran, daß sie selber an dem Meere des Lebens dahintrieben und die sicheren Häfen verlassen hatten, um an unbekannten Küsten das Glück zu suchen. Sie wußten nicht, doch sie ahnten es, daß ihr größtes Glück das heiße Blut war, die wilde Jugend, die atemlose Flucht in die Vergangenheit, die Berührung mit der Unterwelt und

der Vorstoß in die Wirklichkeit. Sie erinnerten sich an viele Begegnungen auf der Landstraße, an herzlose Menschen und an gute Kameraden. Helf er sich! dachten sie und ließen diesen Spruch wie eine zerschossene Fahne vor sich herwehen. Das weiße Leuchten der Nacht, das atmende Meer, das schweigende, sich entfernende Schiff, der Wind, der in den Lorbeerbüschen und Olivenhainen raschelte, all das nahm das Bittere aus ihren Herzen. In ihnen war die Unruhe des Siegers und seine Gewißheit vor dem Ziele ...

Stumm, wie sie gekommen, verließen sie nun das Meer und gingen wieder nach dem Haus, über das der Mond ein Dach aus Licht baute. Die Stube, die sie betraten, war früher einmal von Menschen bewohnt gewesen. Wo waren sie geblieben? Vielleicht hatte dort an dem verräucherten, jetzt zerstörten Kamin ein alter Mann gesessen und in die Flammen gestarrt, ein Kind spielte mit Muscheln, die es von den Steinen am Meere gebrochen hatte, während sich die Mutter vielleicht ihres ältesten Sohnes erinnerte, der in der Ferne verschollen war. Oder hatte sie ihrer Tochter gedacht, deren Schönheit ein Fluch war und deren Namen vor dem Vater nicht ausgesprochen werden durfte?

Ludwig war es, als gäbe es keinen Tod mehr, denn die Schatten und Stimmen der einmal Dagewesenen erfüllten in dieser hellen Nacht den kahlen Raum. Er dachte an seinen Vater und an

Marianne. Beide waren ihm in dieſer wüſten Stunde nahe.

In Rom gab es ſchimmernde Götter, deren erlauchte Namen wie Poſaunenſtöße durch die Welt gingen. Aber in dieſer Stunde war die Urzeit da. Die heiligen Elemente wölbten ſich, ſie atmeten und lebten, und alle Götter und Göttinnen waren aus ihnen gekommen; aus der weißen Nacht, aus dem bebenden Meer, aus der duftenden Erde und aus den kreiſenden Sternen, dieſen Lichtern von dem anderen Ufer.

Draußen lag die Welt und ſchlief neuer Arbeit, neuer Liebe und neuem Kampfe entgegen. Der Lorbeer wartete darauf, daß er gebrochen und das Brot darauf, daß es gegeſſen wurde. Es war die Wiederholung uralter Dinge, und doch immer wieder und mit jedem Menſchen neu.

Ludwig und Albert wickelten ſich in ihre Decken und ſchliefen Seite an Seite ein, bis ſie von der Morgenkühle geweckt wurden. Sie verließen das Haus und gingen, als die letzten Sterne auslöſchten, weiter, der Stadt Orbetello zu. Und von da marſchierten ſie fröhlich in den nächſten Tagen nach Florenz.

13. Karneval

Die Herberge, die im Schatten des Rathauſes der ehemaligen Republik Florenz, im Schatten des Palazzo Vecchio lag, nannte ſich ſtolz Albergo Leone. Vor dem Palaſt ſteht ein berühmtes Denkmal von Michelangelo, der erzürnte David, der mit ſeiner Schleuder den Rieſen Goliath beſiegt hat. Von dem Sieg der Jugend nahmen die Tippelbrüder keinen Glanz mit in die Herberge, denn ſie kannten das Geſicht der Meduſa beſſer als Perſeus zum Beiſpiel, der in der nahen Loggia delle Signoria aufgeſtellt iſt und das Schlangenhaupt des weiblichen Dämonen weit von ſich ſtreckt. Zwei Denkmäler und zwei Siege. Was konnten die Landſtreicher damit anfangen?

Das Gaſthaus zum Löwen nahm den erſten Stock eines kleinen Hauſes ein. Im kleinſten Zimmer wohnten zwei Mädchen, die Beſitzerinnen, ihr Vater war nach dem Kriege nach Amerika ausgewandert, um dort drüben Geld zu machen. Später, in fünf Jahren vielleicht oder in zehn, wollte er zurückkehren und ſich am lieblichen Arno ein kleines Landgut erſtehen, um dort in aller Zufriedenheit den Reſt ſeiner Tage zu beſchließen. Bis zu ſeiner Rückkehr vertraten ihn ſeine Töchter Nina und Elſa, die erſte und älteſte eine reife

Schönheit von fünfundzwanzig Jahren mit schwarzen Haaren und dunklem Gesicht, Elsa schmal und zierlich, kaum achtzehn Jahre alt und blond, im Gegensatz zu ihrer Schwester das Aschenputtel des Hauses, die Magd, die Dienerin. Trotzdem schienen sich die beiden ausgezeichnet zu verstehen.

„Seid ihr Deutsche?" fragte Nina, als sich Ludwig und Albert in das Gästebuch eintrugen.

„Nein, Schweizer, ich bin Maler, mein Freund Bildhauer", erwiderte Ludwig und befolgte damit einen Ratschlag von Reinhard, der einmal in Rom zu ihm gesagt hatte:

‚Diese Kerle haben ja keine Ehre im Leibe, diese Säufer und Landstreicher, die sich als Deutsche ausgeben, obwohl es die meisten gar nicht sind! Da sie unser Land durch ihr Dasein beschmutzen, solltet ihr es hochhalten. Das könnt ihr auch dadurch, daß ihr kein Wort davon redet, solange ihr in solcher Gesellschaft seid.' An diese Worte hatte Ludwig denken müssen, als er die falsche Auskunft gab, ohne zu bedenken, daß er dadurch in gewisse Schwierigkeiten geraten konnte.

„Kunstmaler? Oh, da müßt ihr ein Bild von mir malen!" sagte Nina, wobei sie ihre dunklen, feuchten Augen groß aufschlug.

„Schön, ich werde euch malen", versprach Ludwig, „doch ich muß euch erst studieren, euer Gesicht und eure Bewegungen, das Licht und den Schatten, denn es soll ein gutes Bild werden ... Laßt mir einige Tage Zeit, ja?"

„Gewiß", ſagte die Italienerin, „gewiß!"

Nachdem ſie ihre Rucksäcke abgelegt und ſich erfriſcht hatten, verließen ſie die Herberge und begaben ſich auf die Hauptpoſt, wo Albert ſein Geld abhob, während Ludwig einen Brief von Emil vorfand. Der Seemann hatte in Alexandria abgemuſtert und verfolgte die Spuren von Marianne. Von Alexandria war ſie wieder nach Kairo gefahren, Emil war auf dem Sprung nach der Hauptſtadt des Landes und verſprach neue Nachricht nach Florenz.

Der Brief machte ihn glücklich, und da ſich Albert Florenz anſehen wollte, beſchloß er, ebenfalls, noch einige Tage hier zu bleiben und auf den zweiten Bericht von Emil zu warten. Außerdem ſollte nächſte Woche der Karneval beginnen. War das nicht ein wunderbarer Abſchluß einer italieniſchen Wanderſchaft, der florentiniſche Karneval? Das meinte auch Albert, und ſo verabredeten ſie, ſich die bunten Umzüge noch anzuſehen.

Am dritten Tage ihres Aufenthaltes trafen die Freunde zu ihrer größten Verwunderung in einer ſtillen Weinkneipe auf Carlos, der neben dem Luxemburger Journaliſten ſaß, der weit die Augen aufriß, als er Albert erkannte. Sie nahmen Platz und Ludwig fragte Carlos, ob er immer noch als lyriſcher Dichter von einer Tür zur anderen ginge, während Albert in ein flüſterndes Geſpräch mit dem Luxemburger geriet, der verſuchte, die lüg-

nerische Trennung in Rom als einen Irrtum hinzustellen.

„Nein, schon lange nicht mehr, Ludwig", sagte Carlos, „ich bin ein gefühlvoller Mensch, und bei deinen ergreifenden Gedichten habe ich oft feuchte Augen bekommen, vor allem bei deinem Vierzeiler über die Nacht mit ihren Sternen. Das hättest du in Carlos nicht vermutet, wie? Aber dem ist wirklich so, Ludwig, deshalb dachte ich mir in Florenz eine andere Geschichte aus."

In diesem Augenblick betrat Eugen Meisterli aus Zürich die Kneipe und fuhr zusammen, als er Carlos und den Luxemburger bei Ludwig und Albert sitzen sah. Er war gekommen, um mit seinen Kameraden eine ganz große Sache abschließend zu besprechen. Der Journalist blinkerte mit den Augen und sagte mit lauter Stimme:

„Jetzt ist endlich alles in Ordnung! Ich erklärte ja schon, daß sich in Luxemburg der Wind gedreht hat und daß meine Angelegenheiten äußerst günstig stehen. Meine Zeitung kommt bestimmt heraus, ich warte nur noch auf telegraphischen Bescheid. Überdies ist mein Fall in diesen Tagen in der luxemburgischen Kammer behandelt worden... Bevor ich heimfahre, meine Herren, gebe ich euch eine Vorstellung, vor dem sich das Weihnachtsfest des Kanadiers verstecken soll! Auf diesen Tag laßt uns trinken!"

Sie erhoben die Gläser und tranken. Nachher entwickelte der Luxemburger noch einmal seine

Pläne in bezug auf seine Zeitung. Er war sich immer noch nicht klar, ob er darin die Selbständigkeit des Großherzogtums oder dessen Anschluß an Frankreich oder Deutschland vertreten sollte. Carlos schlug kichernd den Anschluß an den Mond vor, worüber der Journalist laut lachte und „Nicht übel!" sagte. Eugen Meisterli blieb verdrossen und entfernte sich bald. Nach einer halben Stunde brachen auch die anderen auf. Der Journalist nahm Albert beiseite, um mit ihm noch einmal über Rom zu sprechen, während Carlos Ludwig in eine Unterhaltung zog.

„Ich habe mich wirklich gefreut, dich zu sehen, Ludwig, es ist ganz ausgezeichnet, daß du in Florenz bist. Wir brauchen nämlich einen geschickten jungen Mann für eine große Sache. Ich weiß von Rom her, daß du kein Spielverderber bist. Willst du mitmachen?"

„Einen neuen Monsignore aufsuchen?"

„Nei – ein, das nicht", lachte der andere, „komm mit, in dieser Kneipe haben die Wände Ohren! Der Meisterli will etwas ähnliches unternehmen, wir haben aber kein rechtes Zutrauen zu ihm und wollen den Braten alleine essen. Gestern abend sind wir in den ‚Löwen" übersiedelt, wo ihr wohnt. Ja, und stelle dir vor, kaum ist die Ingrid verschwunden, geht der Meisterli schon auf die neue Tour und macht sich an die Nina heran!"

„So?" fragte Ludwig erleichtert, denn wenn Meisterli die Nina beschäftigte, brauchte er sie doch

nicht zu malen. „Um was handelt es ſich denn, Carlos?"

„Alſo, übermorgen beginnt der Karneval, und da haben wir uns was Feines ausgedacht! Unſer Plan iſt, mitten in dem Jubel und Trubel eine ganz tolle Sache aufzuziehen. Dazu brauchen wir aber einen dritten Mann. Und der ſollſt du ſein!"

„Ich? Menſch, Carlos, warum ich? Nehmt doch Boris dazu! Ich bin fertig mit der Landſtraße", entgegnete Ludwig.

„Boris?" knurrte Carlos, ohne auf Ludwigs letzte Worte einzugehen. „Boris hat ſich unſichtbar gemacht, der Hund! Der Mörder!" Er tat ſo, als habe er vergeſſen, daß er es geweſen war, der in Rom Boris das letzte Geld geſtohlen hatte. „Mit Boris wollen wir nichts zu tun haben!" fügte er hinzu.

„Na ſchön, erzähle mir, um was es ſich handelt, dann will ich dir ſagen, ob ich mitmache", erklärte Ludwig, der hinter die Pläne des anderen kommen wollte.

„Um den Karneval! Um den Jubel und Trubel! Um – – – hundert Lire für jeden!" ereiferte ſich Carlos. „Wir, das heißt du, ſtellſt dich, ſagen wir, an der Loggia auf, machſt ein mitleiderregendes Geſicht und ſagſt zu den Leuten, die da vorüberſtrömen: ‚Armer Ausländer, der fünf Tage nichts gegeſſen hat, bittet um eine kleine Unterſtützung!' Und in dieſem Moment kommen wir

angetanzt, der Luxemburger und meine Wenigkeit, mit einer Träne im Knopfloch, und fangen an, dir Geld in den Hut zu werfen ... Da wir gerade von Hüten sprechen", unterbrach er sich, „willst du nicht einen neuen kaufen? Der hier", er zog den seinen vom Kopfe, „kostet, weil du es bist, lumpige zwei Lire. Setze ihn einmal auf!"

Der Hut war wie neu, und Ludwig kannte schon die schnellen Geschäfte auf der Landstraße. Einmal, in Neapel, erlebte er, wie in der Herberge einer sein Hemd vom Leibe zog und verkaufte, um zehn Soldi dafür zu bekommen, zwei Kupferstücke, die er in Wein anlegte. Da er eigentlich einen neuen Hut brauchte, erstand er ihn für zwei Lire. Carlos versenkte das Geld in der Westentasche, räusperte sich und nahm seinen Vortrag wieder auf.

„Wir sind bei unserem Mitleid stehen geblieben", sagte er, „also, der Journalist wirft Geld in deinen Hut, ich desgleichen, und dann müssen die Italiener dran glauben. Später teilen wir alles. Nach meiner Schätzung kommen mehr als hundert Lire zusammen. Ist das nicht ein großartiger Einfall? Machst du mit?"

Ludwig zögerte eine Weile. Im Geist sah er sich als Bettler vor der Loggia stehen, den soeben gekauften Hut in der Hand, und schon wollte er ablehnen, auf die Pläne Carlos einzugehen, als ihm einfiel, daß es ja Karneval sei und daß ihm in diesem rauschenden Festspiel eine kleine Rolle

zugefallen war, die des Bettlers. Und das dünkte ihm viel mehr zu sein als nur Zuschauer. Deshalb sagte er zu.

„Ich mache mit, Carlos, aber nur, wenn Albert dabei ist!"

„Albert?" entgegnete der andere enttäuscht.

„Ja, Albert... Und – gehst du immer noch mit lyrischen Gedichten von Haus zu Haus?"

„Nein", lachte Carlos, „ich habe eine andere Sache, ich bin jetzt Windmacher!"

„Was ist das nun wieder?"

„Ich habe jetzt keine Zeit mehr, ich erzähle dirs morgen nach unserem Fischzug", erklärte der andere und entfernte sich eilig, um an die Arbeit zu gehen. Vor vier Tagen hatte er in Florenz eine neue, wirklich ausgezeichnete Sache ausprobiert. Er war barhäuptig in den ersten besten Hutladen gekommen und hatte gesagt:

„Bitte, verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich mich in meiner Verzweiflung vertrauensvoll an Sie wende, aber ich weiß mir keinen anderen Rat. Ich bin Ausländer und fremd in Florenz, wo ich endlich Arbeit gefunden habe. Als ich vor einigen Minuten über die Brücke ging, kam ein starker Wind, der mir den Hut vom Kopfe riß und in den Arno schleuderte. Wäre es möglich, mein Herr, daß Sie mir einen alten, nicht mehr verkäuflichen Hut schenkten?"

Carlos hatte Glück und bekam einen guten, nur wenig getragenen Hut. Er ging weiter und

hatte ſich mit dieſer Windgeſchichte bisher zwölf Hüte geholt, die er in den Herbergen verkaufte, oder auf der Straße, wie es ſich gerade traf. Als er ſich von Ludwig trennte, um einen neuen Hut zu holen, geriet er in der Eile in ein Geſchäft, das er bereits vorgeſtern heimgeſucht hatte. Als er ſeinen Spruch aufſagte, muſterte ihn der Händler eindringlich und knurrte:

„Verſchwinden Sie, Herr Unbekannt, bevor ich die Polizei rufe, denn ſo viel Wind, wie Sie behaupten, gibt es in der ganzen Toskana nicht!"

Carlos machte ſchnell die Tür hinter ſich zu und ging in eine andere Straße, wo er ſich mit ſeiner tragiſchen Erzählung einen ſchwarzen, viel zu großen Kalabreſer holte, der wie eine Wolke über ſeinem blaſſen Geſicht lagerte. Am Abend erzählte er in der Herberge lachend von ſeinem Pech im erſten Geſchäft. Meiſterli ſaß verdroſſen in der Ecke und beobachtete Nina, die zu Ludwig hinüberblickte, der ſich eben mit Albert beſprach.

Der Bildhauer war nach kurzer Überlegung dafür, den Karneval als Mitſpieler und nicht als Zuſchauer mitzumachen. Mit lächelndem Munde ſagte er:

„An dem Tage iſt Narrenfreiheit, Ludwig, die ſollten wir ausnutzen. Übermorgen fahre ich nach Hauſe!"

„Und ich nach Venedig", antwortete Ludwig, „ich hoffe ...", er unterbrach ſich, denn Nina kam herbei und fragte, wann der Herr Maler endlich

mit seiner Arbeit beginnen wolle, sie sei bereit. „Nach dem Karneval", sagte er, und ihre dunklen Augen blitzten vor Vergnügen, als sie sich wieder Meisterli zuwandte.

Bei einer Flasche Wein saßen die Freunde dann vor dem Schlafengehen mit dem Luxemburger und Carlos zusammen, um noch einmal die Pläne zu besprechen und die Rollen genau zu verteilen. Daß Ludwig und Albert die ganze Sache als einen Scherz auffaßten, schien Carlos nicht zu gefallen, er behauptete, es sei eine Arbeit, und zwar eine mit dem Kopf, die der eines Schauspielers gleiche. Der Luxemburger sagte nichts, er starrte mit grüblerischen Augen vor sich hin. Als der Wein getrunken war, gingen sie schlafen.

Auf den Bergen blühten die Blumen, im Tale schmückte sich Florenz für den Karneval. Eine Art Lerchenjubel schien schon am Morgen über den Straßen und Plätzen zu liegen, als Ludwig und Albert die Herberge verließen und nach dem Rathaus und dem Neptunbrunnen schlenderten. Sie besahen sich die vielen Wassergottheiten sowie den berühmten Löwen und standen verlegen auf der Bronzeplatte im Steinpflaster, die an derselben Stelle liegt, wo Savonarola, der revolutionäre Mönch und wilde Redner, der hier in Florenz das Reich Gottes auf Erden herstellen wollte, mit zwei seiner Genossen gehängt und dann verbrannt wurde.

Dann verließen sie den Löwen, das Wasser, den Strick und das Feuer und bummelten durch

die Stadt, bis es Zeit wurde, sich nach der Loggia zu begeben, denn die ersten Masken zeigten sich schon. Das Spiel konnte beginnen. Ludwig stellte sich auf. Albert blieb in seiner Nähe.

Mit langsamen Schritten schlenderten zwei Italiener nach der Säulenhalle, wo sie stehen blieben, um sich die Figuren aufmerksam zu betrachten. Am längsten verweilten sie vor dem schrecklichen und doch erbarmungswürdigen Gesicht der Meduſa, vor dieser grausigen Maske, deren Schönheit Abscheu und Bewunderung erregt. Die beiden Italiener schienen Vater und Sohn zu sein, die nach der Stadt gekommen waren, um neben dem Karneval die Kunstschätze zu bewundern. Plötzlich wurden sie aus ihren Träumen gerissen, denn Ludwig trat auf sie zu, zog seinen Hut und sagte:

„Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich störe, ich bin ein armer Ausländer, der gern nach Hause möchte ..."

Weiter kam er nicht, die einstudierte Rede, in der aller Jammer und alles Mitleid der Welt beschworen werden sollte, blieb ihm im Halse stecken. Dafür zog er ein Schreiben aus der Tasche, das seine Worte bezeugen sollte. Es war der Brief von Emil aus Ägypten. Aber die Italiener wollten diesen Brief gar nicht lesen, sie glaubten dem Fremden aufs Wort, außerdem waren sie durch das Schlangenhaupt, das über ihnen hing, genügend erschüttert. Also griffen sie nach ihren Börsen, um eine Kleinigkeit zu geben. Plötzlich

ſtand der Journaliſt bei ihnen, der alles mit Carlos aus der Nähe beobachtet hatte. Er zog ſeinen Hut und ſagte mit höflicher Stimme:

„Wo viel Licht iſt, iſt auch viel Schatten, meine Herren! Ich habe zufällig die Worte des jungen Mannes gehört. Es gibt aber viele Lügner in der Welt! Zeigt mir den Brief, Fremder!“

Ludwig reichte zögernd das Schreiben von Emil, das der andere mit geſpanntem Geſicht las. Die Italiener blieben neugierig ſtehen um zu hören, ob das, was der junge Menſch erzählt hatte, auch der Wahrheit entſpräche. Nun erſchien Carlos auf dem Schauplatz. Wie ein Raubvogel ſchoß er herbei und krächzte:

„Was gibt es hier? Der junge Menſch dort hat Hunger? Natürlich, das ſehe ich, Verzeihung, das ſehe ich auf den erſten Blick! Da, nehmt, Fremder!“

Er griff in die Taſche, um eine Lira in den von ihm einmal erbettelten Hut zu werfen, und zwar jene Lira, die er geſtern von Ludwig bekommen hatte, als er dieſe Kopfbedeckung verkaufte. Nun näherte ſich langſam Albert, um ebenfalls ein Silberſtück zu ſpenden.

Die Italiener wollten nichts mehr von dem Inhalt des Briefes wiſſen, der dem Luxemburger große Rätſel aufgab. Sie griffen noch einmal in die Taſche. Inzwiſchen hatten ſich viele Neugierige angeſammelt. Auf ſie hatte der Journaliſt nur gewartet. Er hob die Hände empor und begann

mit einer kleinen, geschickten Rede im besten Toskanisch:

„Meine Damen und Herren", sagte er nach einer kleinen Verbeugung, „Bürgerinnen und Bürger von Florenz! Ich persönlich bin gegen jede Bettelei, denn sie verdirbt den Charakter und erstickt den eigenen Willen, doch dieser junge Mensch hier scheint wirklich Hunger zu haben, das sieht man auf den ersten Blick... Und in diesem Brief –" er zeigte das Schreiben des Seemanns Emil – „wird alles bestätigt... Seine Maske an diesem schönen Tage ist die Not! Und – weil er hungert und nach Hause will, darum laßt uns barmherzig sein! Das edle Florenz ist immer barmherzig gewesen, deshalb eine Münze für den Mann, einen Soldo für den, der viele Tage nichts gegessen hat!"

Er wischte sich eine eingebildete Träne aus dem Auge und warf einige Kupfermünzen in den Hut. Dann riß er den eigenen Hut vom Kopfe – auch diesen hatte Carlos erbettelt – und ging mit großartigen Schritten unter die vielen Leute und sammelte ein. Währenddessen stand Ludwig, ein Erzbild des Jammers, unter dem schrecklichen Haupte der Meduſa.

Einige der Masken lachten, da sie vermeinten, es handele sich um einen kräftigen Scherz. Da lachenden Menschen aber das Geld viel leichter in der Tasche sitzt als ernsten, gaben sie doppelt, als der Journalist bei ihnen war. Nach einigen Minuten

hatte er die grünende Wiese der Wohltätigkeit abgegrast. Gemessen trat er auf Ludwig zu, um ihm das Geld zu übergeben. Die Münzen, das Kupfer und das Silber, klimperten in dem Hut. Noch einmal wandte sich der Luxemburger an die Zuschauer, noch einmal verbeugte er sich und erklärte:

„Meine Damen, meine Herren, Italien ist schön und großmütig, das weiß die ganze Welt, doch das italienische Herz schlägt am kühnsten und am menschlichsten in Florenz!"

Auf diese Ansprache antworteten die leicht entzündbaren Florentiner mit lautem Beifall. Dann zerstreuten sie sich, denn die Umzüge begannen. Hier und da kamen Masken und hier und da klangen schon Trompetenstöße.

Ludwig zog sich in die Säulenhalle zurück, die anderen folgten ihm. Dort oben wurde das Geld gezählt und geteilt. Jeder bekam etwas über acht Lire.

„Das haben wir gut gemacht", erklärte Carlos, wobei er sich vor Vergnügen die Hände rieb.

„Ludwig ist ein Mann, ebenso Albert", sagte der Journalist, „sie sind vollkommen in Ordnung!"

„Und ich glaube erst jetzt, daß du einmal an einer Zeitung warst, Luxemburger", entgegnete Carlos. „Mit dieser Rede hast du wirklich alle gepackt, ich habe selber gesehen, wie einigen die hellen Tränen die Backen herunterliefen!"

„So?" sagte der Journalist lächelnd, „das freut mich sehr!"

Er gab mit einem fragenden Blick Ludwig den Brief von Emil aus Ägypten zurück und schien enttäuscht zu sein, daß er keine Erklärung über den Text bekam. Ludwig klimperte mit dem Gelde. Das wollte er morgen Emil schicken. Das sollte so eine Art von Rechtfertigung für die Rolle sein, die er heute spielte.

Nun verließen sie die Loggia, um sich in die Nähe des Domes zu begeben, wo noch einmal das rührende Theater gespielt werden sollte. Dort angekommen, sagte Ludwig wieder seinen Spruch auf, noch einmal hielt der Luxemburger seine Ansprache, worin er zum Schluß mit erhobener Stimme betonte, Italien sei groß und gewaltig, doch alle diese Größe entspränge dem heißen Herzen der Florentiner. Und Florenz dankte, als er sammelte, mit vierundzwanzig Lire!

Schließlich wagten sie sich zum dritten Male vor und warfen wie am Beginn selber Geld in den Hut. Wiederum besann sich der Redner und wollte soeben erklären, das alles, was er behauptete, auch in einem Briefe nachzulesen sei. Er nahm das ägyptische Schreiben und schwenkte es wie eine kleine Fahne hin und her. Als er mit der Verlesung jedoch beginnen wollte, rollten zwei Wagen heran, in denen vier junge, verkleidete Mädchen saßen, die goldene, silberne, blaue und purpurne Halbmasken vor dem Gesicht trugen.

Eines dieser Mädchen erhob sich von seinem Sitz und stellte sich dem Herrn Redner durch eine gut-

gezielte Handvoll Konfetti vor. Als der bunte Schnee an dem Gesicht des Journalisten zerstäubte, schloß sich dessen beredsamer Mund, während viele Zuhörer vor Vergnügen lachten und sich Scherzworte zuriefen.

Der Luxemburger hatte als ehemaliger Zeitungsmensch vielen Dingen der Welt erklärend, verklärend oder sie wütend angreifend gegenübergestanden. Er fand auch in der schwierigsten Lage sonst das richtige Wort, aber so schnell und sicher wie soeben hatte ihn nichts den Mund geschlossen als der geschickte Wurf. Er wehrte sich mit beiden Händen, spuckte das bunte Papier aus und war dann sofort Herr der Lage. Lächelnd schleuderte er dem schönen Mädchen eine witzige Antwort ins geschminkte, mit einer Goldlarve halb verdeckte Gesicht.

In der breiten Straße stauten sich schon die Wagen. Neugierige Hälse reckten sich, ungeduldige Rufe erklangen, man drängte auf die Weiterfahrt. Aber noch blieb alles am alten Platze, und eine kleine Schlacht tobender Fröhlichkeit begann. Die Narrenpritschen des Spottes knallten, Frühlingsblumen flogen durch die Luft, es regnete Konfetti, und lang ausrollende Papierschlangen schossen ihre Kurven. Die Komödie der Rührung war ausgespielt, ein neues Spiel hatte begonnen: die vier Männer waren keine Bettler mehr, sondern Kavaliere, und sie nahmen die Einladung der Mädchen, mit ihnen durch den Karneval zu fahren, be-

geistert an. Sie stiegen in die zwei geschmückten Wagen und fuhren davon.

An einem kleinen Platze kaufte der Luxemburger Blumen, Konfetti und Süßigkeiten. Er tat, als sei er ein Millionär. Als er jedoch sein Geld ausgegeben hatte, mußte Ludwig die Münzen springen lassen. Im zweiten Wagen, von dem Jubel des Karnevals erfaßt, wetteiferte Albert mit Carlos um die Krone der Freigebigkeit. Und die Mädchen waren vergnügt, sie lachten hell auf und lehnten sich manchmal leicht an ihre Kavaliere.

In kaum einer Stunde war das an den Straßen und Plätzen erbettelte Geld ausgegeben, und der Karneval hatte kaum begonnen. Durch die Stadt brauste Tumult, um sich in engen Gassen und auf weiten Plätzen rauschend zu überschlagen. In den vergangenen Jahrhunderten hatte Florenz Blut und Tränen vergossen, doch jetzt waren alle Kriege und Scheiterhaufen, alle Siege und Revolten vergessen, sowie die dunklen Schatten kommender Ereignisse hinweggewischt. Die Stadt war von dem Frühling an den Bergen und in den Tälern trunken, sie blühte selber wie ein Frühling auf.

Einmal glaubte Ludwig, unter den Zuschauern die schwarzhaarige Nina aus der Herberge gesehen zu haben, doch er vergaß sie sehr schnell, wie er vergessen hatte, Emil das Geld zu schicken. Das Mädchen neben ihm – sie trug eine purpurne Halbmaske – drückte seine Hand und blickte ihn

ſchmachtend an. In dieſer Donnerwolke der Freude lebte Ludwig ganz dem Rauſch der Stunde, kein Gedanke an Marianne lenkte ihn ab, heute war Karneval, und der Tag gehörte der Jugend.

Die beiden Wagen rollten weiter.

Der Journaliſt, der ſich während der ganzen Fahrt wie ein junger Gott und wie ein Millionär gefühlt hatte, wurde zuerſt nüchtern. Er beugte ſich zu Ludwig herüber, ſtieß ihn an und fragte flüſternd:

„Haſt du noch Geld?"

„Nein, gehabt. Und du?"

„Verdammt, kein Kupferſtück mehr!"

„In was für einer Sprache redet ihr denn?" miſchte ſich das Mädchen in das Geſpräch, das ſich anfangs mit einer Handvoll Konfetti vorgeſtellt hatte. Sie war kaum älter als achtzehn Jahre und erinnerte an die frühlingshaften Geſchöpfe, wie ſie gewiſſe italieniſche Meiſter gemalt hatten. Nur ihr Mund war anders, war lebensluſtiger, gieriger und ſchwellender. Außerdem hatten die alten Meiſter ihre Damen nicht geſchminkt und gepudert.

„Holländiſch, mein Fräulein", erwiderte Ludwig lächelnd.

„Ach, ihr ſeid Holländer?" zwitſcherte ſie, um bewundernd hinzuzufügen: „Was für eine großartige Maske habt ihr heute angelegt! Sie ſteht euch ausgezeichnet und iſt fabelhaft. Außerdem wirkt ſie wie echt."

„So?" fragte mit belegter Stimme der Journaliſt, wobei das Feuer in ſeinen Augen erloſch, „wie meint ihr das, Allerſchönſte?"

„Eine wundervolle Maske!" lachte das Mädchen, indem ſie ihre goldene Larve nach der Stirn ſchob. Dabei ſchimmerte zwiſchen ihren roten geſchminkten Lippen der Schmelz ſchneeweißer Zähne. „Ihr ſeht, entſchuldigt, wenn ich das ſage, meine Herren, beinahe wie Vagabunden aus! Zuerſt", lachte ſie und wurde zutraulich, „glaubten wir, ihr wäret Engländer oder Amerikaner, die ſich mit den Lumpen einen Spaß machen wollten. Nun hören wir, daß ihr Holländer ſeid. Nun, alles eins, die Hauptſache iſt, daß wir euch gefallen!"

Ludwig und der Luxemburger warfen ſich einen langen Blick zu, ehe ſie mit gebrochenen Flügeln aus dem Luftreich ihrer Träume auf die feſte Erde ſtürzten. Wie hatten ſie es auch wagen können, an der Seite von jungen Mädchen durch den Karneval zu fahren? Ludwig nahm ſeine ganzen italieniſchen Sprachkenntniſſe zuſammen, rückte ein wenig ab und ſagte langſam:

„Nein, du Schönheit, wir ſind weder Engländer noch Amerikaner oder Holländer. Ausländer ſind wir, das ſtimmt, aber unſere Maske? Ach, die iſt keine Verkleidung, ihr täuſcht euch, das iſt unſer Straßenanzug, unſer Frack, unſer Smoking. Ganz wie ihr wollt, du mit der goldenen und du mit der purpurnen Maske!"

Der Luxemburger winkte wütend ab.

Eine Stunde hatte er nach den verbitterten Jahren des Abſturzes wieder einmal den Helden ſpielen dürfen. Es war beinahe wie ein Venedig und Rom geweſen, wo er mit Albert durch die Paläſte und Muſeen ging und ſich danach ſehnte, ein anderer, ein beſſerer Menſch zu werden. Er ſah ſich nach Albert um, der eben mit dem Mädchen in der ſilbernen Maske ſcherzte. Ihn fröſtelte ...

Die beiden Mädchen erſtarrten.

Ihre Augen, die noch vor wenigen Minuten ſo feurig geglüht und ſo verwegen gelockt hatten, wurden kalt und finſter. Sie rückten die Masken feſter und ſteckten die Köpfe zuſammen. Mit einem Ruck richteten ſie ſich dann ſteil auf, dabei waren ſie der Meduſa mit den totbringenden Augen ſehr ähnlich. Die jüngſte und ſchönſte, die mit der goldenen Larve, gab dem Kutſcher ein kurzes Zeichen und ließ den Wagen aus dem Strom des Jubels gleiten. Er hielt an einer dunklen Ecke.

„Das alſo iſt keine Maske?“ fragte ſie und zeigte mit vor Abſcheu zitternden Fingern auf die abgetragenen Kleider. „Das alſo iſt euer Frack und Smoking, wie? Vagabunden! Vagabunden!“ ſagte ſie mit ſolch entſetzlichem Hohn in der Stimme, wie ihn nur Menſchen kennen, die von ganz unten aufgeſtiegen ſind und die wahnſinnige Angſt vor einem neuen Abſturz haben.

„Vagabunden! Vagabunden!“ rief auch das Mädchen mit der purpurnen Halbmaske, wobei

ſich ihr glattes Geſicht zu einer verächtlichen Grimaſſe verzog.

Mit einem Fluche ſprang der Luxemburger aus dem bunten Wagen, deſſen ſeidene Bänder nicht mehr im Winde flatterten. Ludwig folgte ihm. Als Carlos und Albert die kühnen Sätze ſahen, gaben ſie ihren Damen keine großen Erklärungen ab, ſondern erhoben ſich ſchnell und ſprangen eilig davon. Auch in ihre Flucht keifte das Geſchrei der Enttäuſchten. Am wildeſten ſchrie die jüngſte und ſchönſte, die mit der Goldmaske. Die Flüchtlinge hörten ihre häßliche Pfauenſtimme noch lange.

Am Arno trafen ſie zuſammen.

„Der Teufel hole Florenz und den Karneval", tobte der Journaliſt, „der Teufel hole die jungen Weiber, die meinten, wir hätten uns aus Spaß verkleidet... Aus Spaß! Aus Spaß! Warzen ſollen auf den glatten Geſichtern wachſen, ehe es Abend wird, auf den Naſen und auf den Lippen! Aus Spaß haben wir uns verkleidet, wie?" fragte er und begann nochmals zu toben.

„Pech gehabt, aber ſchön wars doch", ſagte Carlos und lachte, „die Kleine neben mir gefiel mir ausgezeichnet... Wozu die Aufregung. Der Tag iſt noch lang, fangen wir von neuem an! Los, Kinder, an die Arbeit!"

„Ohne mich", fiel Ludwig ein.

„Und ohne mich", erklärte Albert.

„Wie? Was? Wir ſind euch wohl nicht mehr fein genug? Der Herr Dichter und der Herr Bildhauer machen nicht mehr mit?“ brauſte Carlos auf.

„Mach's gut, Albert“, ſagte der Luxemburger, „ich wünſche dir mehr Glück, als ich in meinem Leben hatte! Lebe auch du wohl, Ludwig“, fügte er hinzu. „Wenn ich noch ſo jung wäre, wie ihr es ſeid, wüßte ich ſchon, was ich zu tun hätte. Aber ſo . . .!“

Mit einer hoffnungsloſen Geſte drehte er ſich um und ging davon, ohne auf Carlos zu warten, der ihm fluchend folgte. Ludwig und Albert blickten den beiden eine Weile nach, dann verließen ſie das Flußufer und gerieten bald in den bunten Strom der Wagen und in den lauten Jubel des Feſtes. Sie blieben nachdenklich und ſchweigſam. Ihnen war, als hätten ſie heute das ſchauerlichſte Geſicht der Meduſa geſehen.

Auf der Poſt holten ſie ihre Briefe ab. Für Albert lag außerdem noch Geld zur Heimreiſe da. Emil hatte eine Karte geſchrieben und meldete, daß er in Kairo die Spuren von Marianne gefunden habe und hoffte, nach Venedig berichten zu können, daß ſein Auftrag erfüllt ſei.

Marianne!

Eine heiße Flamme ſchlug in Ludwigs Geſicht. Wie hatte er ſie an der Seite der geſchminkten Schönheit mit der goldenen Larve vergeſſen können?

„Ich fahre zum Abend“, hörte er Alberts Stimme neben ſich.

„Und ich mit dem nächsten Zug", sagte er entschlossen. „Emil hat in Kairo die Spuren von Marianne gefunden und will näheres nach Venedig schreiben!"

„Gern führe ich mit dir über Venedig", sagte der Hamburger, „aber das ist ein Umweg, und mein Geld reicht nur für die kurze Strecke."

„Schon gut, du kennst Venedig, und deine Liebste wartet zu Hause auf dich."

In wenigen Minuten waren sie in der Herberge, wo Nina auf Ludwig zutrat und mit wütendem Gesicht sagte:

„Wann fangt ihr endlich an, mich zu malen? Keine Zeit, wie? Aber genug Zeit habt ihr, mit gefälligen Mädchen durch die Stadt in einem Wagen zu fahren! Ihr wolltet ihr wohl das Gesicht bemalen, wie? Still, redet kein Wort, sondern sagt lieber, wenn ich euch sitzen soll!"

„Wendet euch an Meisterli, wenn ihr rote Lippen haben wollt, Nina", erwiderte Ludwig kurz, „ich habe keine Zeit mehr, macht die Rechnung, ich reise ab!"

Die reife Schönheit starrte ihn einen Augenblick haßerfüllt an, dann errötete sie und begann plötzlich pfauenhaft zu schreien wie die Mädchen mit der goldenen Larve. Die blonde, zarte Elsa, die alles mit angehört hatte, lächelte und freute sich über die Niederlage ihrer Schwester, da sie nun endlich wußte, an welcher Stelle Nina zu verwunden war.

Albert brachte Ludwig zum Bahnhof, ſie drückten ſich die Hände, und dann rollte der Zug aus der Halle. Das winkende weiße Tüchlein wurde von grauem Rauch verſchluckt. Langſam ging der Bildhauer zurück, und als er, um ſeine plötzlich aufſteigende Schwermut zu lindern, in eine Weinſtube trat, fand er darin den Luxemburger vor, der mit Carlos das zum zweiten Male erbettelte Geld vertrank. Dabei entwickelte Carlos neue Pläne für Neapel. Albert verließ ungeſehen den Raum und reiſte am Abend über Genua und Mailand nach Hamburg.

Im Herbſt heiratete er ſeine Liebſte.

14. Gerechtigkeit

Einen letzten Blick warf Ludwig über das Schlachtfeld an der Piave, wo an einem grauen Novembertag der Vorstoß der Verbündeten nach dem blauen Meere scheiterte. Das Grab seines Vaters hatte er nicht gefunden, zu viele der einfachen Hügel gab es hier, zu viele der hölzernen Kreuze mit den verwischten Namen und verblaßten Inschriften. Manches Grab hatte die Zeit bereits eingeebnet, der Pflug des Bauern war darüber gegangen.

Zögernd trat er an einen Hügel, unter dem sechs deutsche Soldaten ruhten, darunter ein „unbekannter Mann", ein Namenloser neben einem Karl Schneider, Franz Kugler, Johannes Ketzer, Robert Schicketanz und Erich Wolke. Auf dieses Grab nun legte er die blauen Veilchen und die weißen Narzissen, die er unterwegs gebrochen hatte. Dabei bewegte er lautlos die Lippen, als erstatte er dem Vater Bericht von seiner Reise. Kann ein Toter hören? Ludwig glaubte es. Er sprach kein Wort und gab doch eine Meldung.

Italien, das war ein Traum der Wirklichkeit, einer mit Rosen und Dornen, mit Jubelschreien und nächtlichen Gespenstern. Immer wieder werden die Deutschen über die Alpen ziehen, es ist

wie ein Hochzeitstag einer Braut entgegen, die auf den Bräutigam wartet. Mit Lorbeer ist ihr Haus geschmückt, es duftet nach Wein und Öl, die alten Götter sind tot, die neuen schlafen noch im Schatten der Flugzeuge. Braut und Bräutigam! Hatte er nicht selber auf italienischer Erde das Mädchen gefunden, das er liebte und die – er trug einen Brief aus Kairo bei sich – nach Venedig kommen wollte! Seinetwegen nach Venedig! Nein, Emil hatte sie nicht gefunden, er selber jedoch über das blaue Meer hinweg und noch ein anderer, ihr Vater, den Ludwigs Brief der Anlaß war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Welcher Vater will und darf sein Kind in der Fremde verkommen lassen? Er hatte Marianne das Reisegeld geschickt und erwartete sie in München.

Ludwig fuhr sich mit der Hand über die Augen, sein Gesicht war heiter geworden, wolkenlos war es, still und ausgeruht. Nun bückte er sich, um den alten, zerbeulten Stahlhelm, den er am Morgen gefunden hatte, auf den Hügel zu legen. Doch er besann sich, preßte die Lippen zusammen, wendete sich um und schritt, den Stahlhelm in der Hand, weiter. Am nördlichen Himmel leuchtete die blaugraue und silberne Hügelkette der Alpen. Mit dem Mittagszug fuhr er nach Venedig. Morgen, ja morgen sollte Marianne kommen!

Als er auf dem Markusplatz bei dem geflügelten Löwen stand, und den Gondeln und Fährbooten nachsah, hörte er eine bekannte Stimme hinter sich.

Er drehte ſich um und ſah Reinhard vor ſich ſtehen. Aber es war nicht mehr der Wanderer Reinhard, ſondern ein junger Mann mit kühnem Geſicht und einer roten Kamelie im Knopfloch.

„Hallo", ſagte Reinhard, „wir kennen uns doch, wie? Zuletzt ſahen wir uns in Rom, als der Kanadier ſeine Abſchiedsvorſtellung gab! Was machen Sie in Venedig? Verzeihung, was machſt du in Venedig? Haſt du Zeit? Darf ich dich zu einem Glas Wermut einladen? Wir müſſen unbedingt miteinander ſprechen!"

Ohne auf die Zuſtimmung zu warten, nahm er Ludwig am Arm und zog ihn in die nächſte dunkle Gaſſe, wo ſie eine kleine Brücke überquerten, um in eine andere dunkle Gaſſe zu kommen, in der die Weinſtube mit dem beſten Wermut von ganz Venedig lag. Unterwegs wurde nicht geſprochen. Auch das erſte Glas tranken ſie ſchweigend. Schließlich räuſperte ſich Reinhard und ſagte:

„Daß ich kein Tippelbruder bin, Ludwig, wirſt du wohl ſelber bemerkt haben, wie auch ich ſofort ſah, daß du kein Vagabund biſt. Ich bin der Bruder des Mädchens, das ſich vor drei Jahren auf Veranlaſſung von Boris erſchoſſen hat! Du kennſt die Geſchichte, ja? Nun, ich hätte den Schuft über den Haufen geknallt, wenn er mir über den Weg gelaufen wäre. Mit dieſen meinen Händen hätte ich ihn erwürgt, wenn die Piſtole verſagt hätte!"

„Der Bruder des Mädchens, das ſich erſchoſſen hat? Ach ſo iſt das? Du verfolgteſt Boris und

ſpielteſt manchmal den Verrückten, um ſicher zu ſein. Und deshalb verkroch ſich Boris, wenn Reinhard auftauchte?" ſtammelte Ludwig, der das Geheimnis, das Reinhard umgab, plötzlich entſchleiert ſah.

„Ja!"

„Aber Boris – wo iſt Boris?"

„Hier in Venedig, deshalb wollte ich mit dir ſprechen, Ludwig. Obwohl er noch lebt, iſt er doch ſo gut wie tot der Kerl. Er kann mir nicht mehr entkommen!"

„Wie meinſt du das? Sitzt er im Gefängnis, der Mörder?"

„Es ſteht viel ſchlimmer um ihn, er iſt – – verrückt geworden! Er ſieht und hört am hellen Tage Geſpenſter, meine arme Schweſter iſt in ſeiner Nähe, der Glasbläſer, der Verſtehſte, ſitzt neben ihm am Tiſch und ſpricht von dem Profeſſor und den antiken Gräberfunden. Verrückt geworden, oder im Begriff, es eben zu werden! Der Verſtehſte erwürgt ihn, während meine Schweſter zuſieht und darüber lacht!" ſagte Reinhard mit leiſer Stimme.

Ludwig fröſtelte es bei der merkwürdigen Rede. War Reinhard bei klarem Verſtande?

„Ja, aber . . .", begann er vorſichtig.

„Laß dir erzählen und höre meine Geſchichte!" ſagte Reinhard. „Vor mehr als drei Jahren, als das Unglück mit meiner Schweſter geſchah, floh Boris aus Elbing. Kurz vor ſeiner Flucht ſagte

er zu einem Bekannten, es täte ihm gar nicht leid um das Mädel, warum sei sie so dumm gewesen und habe sich erschossen. Daß er ihr den Revolver in die Hand gedrückt hatte, schien ihn gar nicht zu berühren. Er war ein Mensch, der nur seinem Verstande traute und den Einflüsterungen seiner Seele, falls er überhaupt eine hat, die Ohren verschloß. Aber – was ist der Verstand der Seele gegenüber für ein erbärmlicher Geselle! Sie ist geheimnisvoller als alle Sterne, die der Verstand, um sie zu begreifen, in faßbare Bilderrätsel geordnet hat. In den großen Bären zum Beispiel, in das Siebengestirn oder in den Schwan. Suche dir selber, wenn du Lust hast, das schönste Sternbild aus!

Wie gesagt, Boris war ein fauler, wenn auch begabter Mensch, eigentlich ein mit Verstand begabtes Tier aus einem galizischen Dreckneſt. Sein Verstand war von jener Art, die sich nur dem Bösen zuwendet. Ich hoffe, du verstehst mich ...

Du hast doch Casanova gekannt, den Maler? Nun, das war auch ein ichbesessener Mensch, aber gegen Boris das reine Kind, obwohl er gegen seine Freundin abscheulich gehandelt hat. Ich meine Marianne ..."

„Marianne hat mir geschrieben, sie kommt morgen nach Venedig. Aus Ägypten", sagte Ludwig leise, wobei er tief errötete.

„Ja?" entgegnete Reinhard abwehrend, denn ihm ging es nicht um Marianne, sondern um seine

Schweſter, um Boris ging es ihm, um den Mörder, und ſo fuhr er in deſſen Zergliederung fort: „Boris muß dem Bund des Teufels mit einer Hexe entſprungen ſein, wobei die Hexe wahrſcheinlich jung und eine große Schönheit geweſen war. Es gibt viele ſolcher Hexen, jedenfalls mehr, als wir glauben. Der Sohn einer Hexe! Laß dich nicht von ſeiner glatten Schönheit täuſchen, ſondern denke an ſeine eiskalten Augen und an die gläſernen Knöpfe, die er an ſeiner Weſte trug, und die mich immer an ſeine eiskalten Augäpfel erinnerten."

Ludwig hatte verwirrt zugehört. Anfangs konnte er nicht begreifen, wie ein Bruder von dem Mörder ſeiner Schweſter ſo kühl ſprechen konnte, ohne in Erregung zu geraten. Schließlich wurde er von einer ihm bisher unbekannten Gewalt gepackt, die ihn zwang, auf jedes Wort genau zu achten, als ſei es eine Offenbarung. Wie war es nun eigentlich? Hatte ſich Boris das Recht zum Mord nicht genommen? Natürlich. Und nun mußte dieſes Recht auf ihn ſelber angewandt werden. Es mußte ſeine Stirn treffen oder ſein kaltes Herz und ihn in den Abgrund zu ſeinen Opfern ſchleudern.

„Die Sache iſt nun die, Ludwig, daß man dem Verbrecher juriſtiſch nichts anhaben kann, in meinem Falle meine ich, in dem meiner Schweſter", fuhr Reinhard fort, „deshalb gelobte ich mir, Richter und Nachrichter in einer Perſon zu ſein."

„Boris ist ein Schuft, das wissen wir alle, schon Fronsbeck hat mich in Genua vor ihm gewarnt. Gleich im ersten Augenblick, als ich Boris, der mit dem Verstehste reiste, in Mailand kennenlernte, hatte ich das Gefühl ...", sagte Ludwig.

„Der Mensch soll sich nicht mit seinen Gefühlen mästen", unterbrach ihn Reinhard mit kalter Stimme, „sonst setzt er Fett an und wird reif für das Schlachtmesser... Ich war im Weltkrieg Patrouillengänger und Stoßtruppführer im Niemandslande. Helf er sich! Mein Herz schlägt schneller, weil ich daran denke, daß sich Boris in allen Ängsten windet; singen und tanzen möchte ich, weil es auf der Erde eine Gerechtigkeit gibt... Komm, trink den Wein aus, ich will dir zeigen, wie sich hier das Gesetz vollstreckt!"

Sie tranken den Wein aus und verließen die Kneipe. Reinhard schritt wie ein Richter voran, der das Urteil zu verkünden hat. So gingen sie dahin und überquerten die Brücke eines kleinen Kanals, aus dem die Mauern eines dunklen Hauses, wie von Aussatz geschlagen, emporstiegen. Unweit davon führte Reinhard Ludwig in eine verräucherte Osteria, in deren finsterster Ecke an einem schmutzigen Tisch Boris saß. Sein Gesicht war verwelkt und verfallen, die früher so glatte Stirn gerunzelt und der sonst so hochmütig schwellende Mund haltlos geworden. Die Backenknochen traten schärfer hervor, ebenso der mandelförmige Schnitt der Augen. Verwahrlost und verlassen

hockte er da, der Rock hing ihm verlottert um die Schultern. An der Weste fehlten die gläsernen Knöpfe bis auf einen, der an einem Faden baumelte und jeden Augenblick herunterfallen konnte.

Boris starrte die Ankömmlinge, die an seinem Tisch Platz genommen hatten, verständnislos an. Nachdem Reinhard Wein bestellt hatte und sich eine Zigarette anzündete, beugte er sich dem Mörder zu und fragte:

„Trinkst du nicht?"

„Nein! Wer bist du eigentlich? Ich muß dich schon mal gesehen haben – aber wo?" fragte Boris mit schwerer Zunge. „Ich trinke nicht, verstehst du? Wenn ich trinke, höre ich meinen Freund Verstehste mit mir sprechen, und dabei lacht so ein verdammtes Mädel dazwischen. Wie hieß sie doch gleich? Wißt ihr nicht, wo Verstehste ist?"

„Nein", erwiderte Reinhard mit kalter Stimme.

„Doch, ich weiß es", sagte Ludwig. Warum er so antwortete, wußte er nicht, er handelte wie unter einem Zwang, das wurde ihm erst später klar. „Ich habe den Glasbläser, den Verstehste, vorige Woche in Neapel gesehen ..."

„Vorige Woche in Neapel?" wiederholte Boris und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Dabei rechnete er fieberhaft nach, es war, als könne man seine Gedankenmaschine arbeiten hören. Endlich entspannte sich sein Gesicht, und er sagte: „In Neapel gesehen? Ja, dann habe ich alles nur geträumt! Hahahahaha!" lachte er schauerlich auf.

„Darauf will ich eins trinken! Herr Wirt, bringt Wein!"

Der Wein kam, und er trank, plötzlich aber ſetzte er das Glas ab, blickte ſich ſcheu und ängſtlich um und fragte:

„Wer hat eben ſo gemein gelacht? Wo iſt das Frauenzimmer, das ſo laut kicherte? Sie ſoll ſtill ſein und nicht lachen, mein Freund Verſtehſte lebt und befindet ſich bei beſter Geſundheit in Neapel. Stimmt es, du?" wandte er ſich an Ludwig.

„Natürlich ſtimmt es, beruhige dich doch!"

Boris ſchien ſich auch zu beruhigen, obwohl der Schrecken nicht aus ſeinem Geſicht gewichen war. Mit zitternden Fingern ſpielte er an dem letzten gläſernen Knopf, bis er mit hellem Klirren auf den Boden fiel. Boris beachtete es nicht, trank einen neuen Schluck und begann mit ſeiner gewöhnlichen Stimme zu erzählen.

„Wir waren in Rom in den Katakomben", ſagte er, „dort ſuchten wir antike Platten, die der Profeſſor an der Spaniſchen Treppe, der mir einmal einreden wollte, ich ſei das Salz der Erde, kaufte. Wir machten ganz gute Geſchäfte und hätten noch mehr verdienen können, wenn Reinhard nicht aufgetaucht wäre, der Hund. Verſtehſte hatte mehr Angſt vor ihm als ich, deshalb iſt er davongelaufen, der Gauner. Nach Neapel. Vorher wollte er neue Papiere haben, ich gab ihm eine Invalidenkarte. Es war die deine. Was ſagte er denn, als du ihn in Neapel trafſt?"

Ludwig ſchwieg und blickte auf ſeinen Rock, den damals Emil genäht hatte und in dem jetzt noch die Stiche wie eine geheftete Wunde zu ſehen waren. Eine Invalidenkarte und zwei Liebesgedichte hatte an dieſer Stelle in Genua Boris herausgeſchnitten. Wenn ſchon, dachte er, jede Schuld muß bezahlt werden, und er fühlte ſich in ein Verhängnis hereingeriſſen wie ein ahnungsloſer Schwimmer in einem Strom, deſſen glatte Oberfläche die gefährlichen Gegenſtrömungen verbirgt. Reinhard hatte recht: der Menſch muß kühl und hart ſein, um beſtehen zu können. Boris, der Mörder, verdiente kein Mitleid. Und ſo ſagte er:

„Du kennſt ja deinen Freund beſſer als ich, er wollte Geld von mir haben!“

„Das iſt er, wie er leibt und lebt, Geld, nichts als Geld! Mich wollte er um fünfzig Lire betrügen ... Hat er dir in Neapel Grüße für mich aufgetragen?“ ſchloß er lauernd.

„Nein!“

Boris trank wieder. Eine Weile blieb er ſteif ſitzen, als warte er auf etwas. Sein Geſicht glich nun dem eines Halbtauben bei einer wichtigen Unterhaltung, es war mißtrauiſch und fragend, als hätte er Angſt, ein entſcheidendes Wort nicht zu verſtehen. Plötzlich ſchüttelte er ſich, ſchlug mit der Hand auf den Tiſch und kreiſchte hell auf:

„Ihr lügt! Ihr lügt! Verſtehſte iſt nicht in Neapel, ſondern in Venedig! Ich höre ihn doch ſprechen, ich kenne ja ſeine Stimme! Und das

Mädel lacht wieder! Sie soll still sein, sonst – – drücke ich ihr noch einmal den Revolver in die Hand!"

Wieder knallte seine Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und den roten Wein verschütteten. Bevor sich Ludwig und Reinhard besannen, war Boris aufgesprungen und wie auf der Flucht davongelaufen.

„Bleib sitzen!" befahl Reinhard mit kalter Stimme Ludwig, der sich erheben wollte. „Du hast es ja gehört; der Schuft hat meiner Schwester den Revolver in die Hand gedrückt, damit sie sich erschieße! Er ist wahnsinnig geworden. Er hat nichts anderes als tausendfache Qual verdient. Für ihn gibt es keine Gnade!"

Sein Gesicht wurde bei diesen Worten kühl und fanatisch, während in seinen blauen Augen jene Erbarmungslosigkeit funkelte, die mit der Gerechtigkeit verschwistert ist. Plötzlich legte er den Arm auf die weinbefleckte Tischplatte und ließ den Kopf sinken. Er atmete schwer, es klang beinahe wie ein Stöhnen. Endlich hatte er seine Aufgabe erfüllt: der Mörder mußte büßen ...

Eine Weile blieb Ludwig neben Reinhard sitzen, dann drückte er ihm die Hand und verließ die dunkle Kneipe in der dunklen Gasse, in der das Urteil gesprochen wurde, und wo er selber als Geschworener dabeigesessen hatte. Nun, auch das erkannte er als eine Gesetzmäßigkeit an, genau so war es eine, daß er Marianne kennengelernt

hatte, auf dem verdorrten Gipfel des Vesuvs gewesen war, mit Albert in einem Armenhaus nächtigen und in seinem Gepäck einen verbeulten Stahlhelm herumschleppen mußte.

Boris indessen lief durch die schmalen Gassen und über kleine Brücken, er drängte sich gewaltsam durch die Leute, rannte ein spielendes Mädchen um, stieß sich an einer Treppe das Knie wund und keuchte weiter, bis er am Canale Grande stand. Immer noch hörte er die Stimme des Ermordeten neben sich, die ihn wie ein geisterhafter Vogel an seiner Rechten begleitete, während an seiner Linken das spöttische Lachen eines toten Mädchens erklang, das genau so grausam war wie die fordernde Stimme des Glasbläsers.

Da hielt er es nicht mehr aus, sondern verstopfte sich beide Ohren. Aber trotzdem hörte er in dem schauerlichen Duett den Mann reden und das Mädchen lachen.

Auf der Rialtobrücke hielt er inne, ohne besonderes Aufsehen zu erregen, denn die Venezianer waren an die verrückten Fremden schon gewöhnt. Gleichgültig gingen sie an dem Mann vorüber, der mit weitaufgerissenen, angstvollen Augen in das Wasser starrte. Unten im blauschwarzen Spiegel der Flut sah er einen Mann, das war der Glasbläser, sein Freund Verstehste, der dort unten lag und nach ihm rief. Als er sich erschrocken umwandte, um zu fliehen, blieb er doch den Steinen verhaftet. Er zitterte und bebte, denn neben ihm

auf der Brücke ſtand, nur ihm ſichtbar, ein junges Mädchen, das mit ausgeſtreckten Armen in die Tiefe zeigte, die unter der Ölhaut des Waſſers lag.

Da ſtieß der Mörder einen furchtbaren Schrei aus. Mit einem wilden Satz und weitaufgeriſſenen Augen ſprang er über die Brückenfaſſung in das Waſſer, um dort dem Glasbläſer an die Kehle zu fahren und ihn für immer ſtumm zu machen. Noch im Abſturz hörte er von der Brücke das höhniſche Lachen. Als er in die Flut klatſchte, verſchwand endlich die Erſcheinung der Tiefe, da verſtummte die fordernde Stimme und endlich auch das tödliche Gelächter von der Brücke. Er ſank unter und kam nicht wieder hoch.

Die Abendzeitungen brachten fünf Zeilen über den unbekannten Mann, der ſich von der Rialtobrücke aus unbekannten Gründen in den Canale Grande geſtürzt hatte. Ludwig las die Meldung, ebenſo Reinhard, der am nächſten Morgen mit dem Flugzeug Venedig verließ, um nie wieder nach Italien zurückzukehren, während ſich zur gleichen Zeit Ludwig nach dem Bahnhof begab, um Marianne abzuholen.

15. Lobgeſang

Nach einem Beſuch der Pyramiden kam es zwiſchen Marianne und dem Holländer zum endgültigen Bruch. Schon auf der Reiſe nach Ägypten hatte ſie erkannt, daß Scheltema nicht der Retter und Befreier aus ſchwerer Bedrängnis war, ſondern ein junger Herr aus reichem Hauſe, der in einer romantiſchen Liebſchaft das Abenteuer ſuchte und bereit war, es mit Geld zu bezahlen. Da man mitten auf dem Meere nicht ausſteigen kann, war ſie an Bord geblieben, wie ſie damals auch bei Caſanova geblieben war. Sie fühlte ſich unglücklich, zeigte aber nicht ihre Tränen. Vor fremden Leuten weinen? Sie hatte es nicht einmal vor dem Vater getan! Sie blieb zu Scheltema weiterhin freundlich, aber es war wie eine zufällige Reiſebekanntſchaft, die ſie miteinander verband. Er war klug und behandelte ſie mit lauernder Aufmerkſamkeit wie eine Beute, die nicht entgehen konnte. Aber als er in Kairo nach einem Ritt nach den Pyramiden abends in ihr Zimmer eindringen wollte, ſchlug ſie Alarm. Der Holländer verließ am nächſten Morgen fluchtartig die Stadt und reiſte allein nach Java weiter.

Schon auf dem Meere hatte ſie erkannt, daß es nur einen Menſchen gab, dem ſie vollkommen ver-

traute, und das war Ludwig. Sie lächelte süß und bitter zugleich. Sie, in einer Pension erzogen, liebte einen jungen Arbeiter, einen Autoschlosser! Zärtlich gedachte sie jener abendlichen Stunde am Hafen von Genua, wo sie Hand in Hand mit ihm gesessen, als die Fledermäuse geisterten. Sie erinnerte sich der letzten Begegnung in Neapel, wo sie ihn mit dem Seemann getroffen hatte. Und nun war sie allein und verlassen.

Ihr Herz schlug schneller.

Mit der kühlen Überlegung eines Menschen, der sich aus einem Kerker befreien will, hatte sie damals in Dresden Casanova als Werkzeug zur Flucht benutzt. Von goldener Freiheit träumte sie, von der Kunst und Schönheit, aber was für Erniedrigungen hatte sie an der Seite dieses Mannes erleben müssen! Sie wäre untergegangen, wenn sie nicht ihr Stolz immer wieder emporgerissen hätte! Eisjungfrau und Eisenkopf hatte sie der Maler genannt, wenn sie seine Liebkosungen nicht dulden wollte. Und der Holländer war ohne Abschied davongegangen. Anfangs freute sie sich darüber, doch in einer Stunde der Einsamkeit und Verzweiflung schrieb sie an Casanova einen Brief, verzehrt von Sehnsucht nach der Heimat. Sie wartete vergeblich auf eine Antwort. Ludwig hatte Casanova die Faust ins Gesicht geschlagen, aber das wußte sie nicht.

Nach langen, bangen Wochen war es ihr gelungen, in Kairo eine Dame aus der Schweiz zu

finden, die eine Geſellſchafterin ſuchte, eine Reiſebegleiterin. Die Wunder des Nils erſchloſſen ſich dem Mädchen auf einer Fahrt nach dem Sudan. Mit Verwunderung und kindlichen Schaudern erlebte ſie das uralte Land, das von einer Wüſte umarmt wird und in dem die Bauern den fruchtbaren Boden bearbeiteten wie vor viertauſend Jahren. Und dennoch ſehnte ſie ſich nach Hauſe! Der Sinn ihres Lebens war ja nicht, mit einer ſchrulligen alten Dame fremde Länder zu bereiſen, ſondern das Geſetz zu erfüllen, das die Schöpfung in jede Menſchenbruſt gelegt hat. Sie, die immer nach einem Bruder verlangt hatte, ſehnte ſich nach Liebe.

Als ſie wieder in Kairo war, fand ſie ein Telegramm von Ludwig vor, dem ein glühender Liebesbrief folgte, ein Lockruf aus der Ferne, dem ihr Herz ein tauſendfaches Echo gab. Dann kam es wie bei einem Gewitter Schlag auf Schlag: ein Telegramm vom Vater, ſeine Geldüberweiſung für die Heimreiſe und ein langes Schreiben, in dem er ſich und nicht ſie anklagte. Die Flucht ſeiner Tochter hatte ihn ſehr getroffen, ſeine kühle Welt der Zahlen und Abrechnungen war zuſammengeſtürzt. Marianne wußte nicht, ob ſie lachen oder weinen ſollte.

Drei Tage ſpäter nahm ſie ein Schiff nach Italien. Nun, auf der Heimreiſe leuchtete ihr wieder das Meer in zauberhaften Farben. Blau und golden ſtieg Sizilien aus dem Salzwaſſer auf. Und

hinter Sizilien war es, daß sie auf einem Rundgang am Sonnendeck Emil begegnete, den Seemann, der seine Nachforschungen nach ihr aufgegeben hatte und sie nun wie eine überirdische Erscheinung anstarrte. Er schlug die langen Arme über dem Kopf zusammen und begann überstürzt von seinem Auftrag zu berichten, den er von Ludwig erhalten hatte. Sie lauschte mit offenem Munde. Der tapfere Kerl hatte sie wirklich in Ägypten gesucht! Als Emil hörte, daß der Holländer nach Java gefahren sei, schwor er, ebenfalls diese Insel anzulaufen, um dem noblen Herrn seine Meinung zu sagen. Als sie in Neapel von Bord ging, bat er sie, Ludwig herzlich zu grüßen. Ein Geldgeschenk lehnte er ab.

Ja, und nun fuhr sie nordwärts nach Venedig, Marianne, das Mädchen mit den grünen Augen und dem Goldstaub winziger Sommersprossen darunter, diese Eisjungfrau und Amazone, deren Herz jetzt in hellen Flammen stand. Es war ja ein anderes Venedig, dem sie entgegenreiste, das Venedig ihrer Mädchenträume, eine Stadt mit Glanz und Jubel, denn Ludwig wartete auf sie!

Als die Eisenbahn an den baumlosen Gebirgen Italiens vorbeiratterte, dachte sie an die Wälder ihrer Heimat, an die weiten grünen Meere der Nadelhölzer und an die stillen Buchengründe, in denen die klaren Wasser rannen, und wo im Sommer die Hänge vor Hitze strahlten und zitterten. Ein grenzenloses Wohlbehagen erfüllte den Wald

und die Berge. Ein grenzenloses Wohlbehagen erfüllte auch sie. Bald würde sie wieder in den Wäldern der Heimat sein.

Sauste und brauste dort nicht das Träumerische und Zeitversäumerische der Erde, das Bebende und das Lichtwärtsstrahlende, das tief nach den Quellen Strebende, das Frieden-Gebende und das Ewig-Lebende? Ihr unruhvolles Herz sehnte sich nach Ruhe. Plötzlich erkannte sie, daß sie nicht das Bildnis der Wälder in ihrer Erinnerung heraufbeschworen hatte, sondern das Bildnis der Liebe. Sie lächelte. Es war wie ein Sonnenaufgang ...

Nun donnerte die Eisenbahn über die Mole, die das Festland mit Venedig verbindet. In wenigen Minuten war der Hauptbahnhof erreicht. Mit einem Ruck hielten die Wagen mit den heißen Achsen. Sie beugte sich aus dem Fenster, ihre Augen suchten unter den vielen Menschen Ludwig. Sie fanden ihn nicht. Er hatte sich hinter einer Eisensäule verborgen und stand wie angebunden da. Erst dann, als sie den Wagen verließ und mit ihrem Handkoffer langsam davonging, jeder Schritt kostete sie große Mühe, und eine tiefe Trauer hatte sich ihrer bemächtigt, trat Ludwig auf sie zu. Mit einem leisen Schrei, wie ihn der Frühling den Vogelkehlen entlockt, ließ sie den Koffer fallen und öffnete die Arme. Es war wie der Flügelschlag eines wilden Schwanes, der mit einer letzten Anstrengung sein Ziel erreicht hat. Dann lächelte

ſie; es war wie eine Muſik, nur Ludwig verſtändlich.

„Marianne!“ flüſterte er, wobei er ſie verzückt anſtarrte. „Marianne!“

Ihre Lippen bebten.

In ihren Augen war plötzlich jener Schimmer der Morgendämmerung, die golden leuchtet, bevor die Sonne kommt. Sie küßte ihn. Ludwig war ſelig, es gibt dafür kein anderes Wort. Er hätte ſterben mögen, ſo glücklich fühlte er ſich. Dabei ahnte er, daß es keinen Tod gibt, weil er von jedem Liebeskuß beſiegt wird.

Sie waren im Strom der Reiſenden in der grauen Halle des Bahnhofes, hinter dem die Wunder Venedigs ſchimmerten, wie Kinder, die ſich an den Händen faſſen und erfüllt ſind vom Zauber der Stunde. Starrten ſie die anderen Reiſenden an? Sie ſahen es nicht, bis ans Ende der Welt hätten ſie ſo gehen können. Plötzlich, an der Sperre, blieb Ludwig ſtehen, blickte Marianne an und ſagte mit leiſer Stimme, in der Scham und Liebe bebten:

„Ach, daß du endlich da biſt!“

„Ja, endlich“, erwiderte ſie, und dabei blickte ſie ihn an mit den verſtrömenden Augen der liebenden Frau, aus denen der Glanz der Ewigkeit leuchtet. Seegrün waren dieſe Augen, und unter ihnen lagen wie der Goldſtaub aus weißen Roſen winzige Sommerſproſſen. Endlich gingen ſie weiter, ſtumm vor Glück.

Drei Tage blieben ſie in Venedig und wanderten wie im Traum durch dieſe Stadt in den blauen Lagunen, die vor fünfzehnhundert Jahren die Bürger von Padua auf den flachen Inſeln der Adria gründeten. Sie empfanden die Schönheit Venedigs beinahe blumenhaft. Auf der Rialtobrücke überfiel Ludwig ein dunkler Schauer. Er erinnerte ſich an Boris, der hier in die Tiefe ſprang und das Urteil an ſich ſelbſt vollſtreckte. Eine Fahrt nach der Glasmacherinſel Murano ließ ihn vor Stolz erglühen, als er, der Arbeiter, in dem Glasmuſeum Marianne die Wunder des Handwerks zeigte. Als ſie am Lido badeten, das Waſſer war noch kühl, waren ſie wie die erſten Menſchen, wie das erſte Liebespaar, und alle ſpäteren waren Pfuſcher und Stümper, die nicht wußten, was die Liebe bedeutet. Die Welt war nur für ſie da, ſie fühlten ſich den Göttern gleich.

Am vierten Tage fuhren ſie nach München, wo Mariannes Vater wartete. Auf einer Station jedoch verließen ſie am Abend den Zug und ſtiegen den kleinen Hügel hinan, den eine alte Stadt bekrönte. Von einem Berg aus wollten ſie von Italien Abſchied nehmen. Überall blühten die Blumen, die Mandelbäume blühten, der Lorbeer grünte, die Myrthen dufteten. Nach den weißen Wolken, die am blauen Himmel dahinſchwebten, ſtieg der Duft der Erde wie unſichtbares Gewölk auf und erfüllte den ganzen Raum.

Im Sonnenfeuer flammte der Berg, als sie die Stadt erreichten und am Marktplatz das Gasthaus betraten, die kleine Herberge mit dem blühenden Oleander vor der Tür. Als sie die Zimmer belegt hatten, gingen sie in die Gaststube, wo sie von dem Bürgermeister, einem Weinbauern, freundlich begrüßt wurden.

„Nehmt Platz an meinem Tisch", sagte er und hob sein scharfgeschnittenes Adlergesicht mit den kühnen, grauen Augen, „es kommen selten Fremde in unsere Stadt."

Sie dankten und nahmen Platz. Der Bürgermeister erkundigte sich nach ihrer Reise, sie erzählten von Neapel, Rom, Florenz und Venedig. Unterdessen waren auch die anderen Gäste nähergerückt und lauschten begierig. Der Sohn des Bürgermeisters war während des Weltkrieges in deutscher Gefangenschaft gewesen und übersetzte. Als der Alte nach der Bedeutung des Stahlhelmes fragte, den Ludwig mitgebracht hatte, erzählte er von seinem Vater, der an der Piave gefallen war und in italienischer Erde begraben lag. Da nickten die anderen, schwiegen eine Weile und sahen mit fernen Augen vor sich hin. Endlich raffte sich der Bürgermeister auf, glättete sein schwarzes Hemd und sagte:

„Hoffentlich war das der letzte Krieg, den wir Italiener und ihr Deutschen miteinander geführt haben. Jahrhunderte lang waren wir zusammen ein großes Reich ... Ihr nanntet euch doch, wenn

ich nicht irre, das Heilige Römiſche Reich Deutſcher Nation ... Aber jetzt ſind wir, wie ihr, Habenichtſe, trotz des Blutes, das im Weltkriege vergoſſen wurde. Den Gefallenen verdanken wir, denen von damals und jenen von heute, daß wir leben und atmen dürfen. Und daß wir ſtolz auf unſer Land ſind. Ich glaube nicht, daß unſere Toten wollen, daß wir traurig ſind. Fröhlich ſollen wir ſein. Erlaubt, daß ich euch um ein Lied bitte. Mein Sohn hat mir viel von euren Geſängen erzählt!"

Ludwig blicke Marianne an, und ſie ſah ihm in die Augen. Dann nahmen ſie einen Schluck von dem Landwein, und Ludwig begann mit leiſer Stimme das Lied, das Reinhard damals in der Nacht angeſtimmt hatte, als der Kanadier das Nachtmahl gab. Er ſang, und Marianne fiel mit glockenheller Stimme ein: Der Mond iſt aufgegangen ...

Der Mond ging leibhaftig auf. Er ſtand hoch am Himmel inmitten der Sterne über den ſchwarzen Wäldern und über den weiten Wieſen, aus denen die weißen Nebel wunderbar ſtiegen. Flügel wuchſen dem alten Liede und trugen es aus der Herberge in die italieniſche Nacht hinaus, wo auch ein Mond am Himmel ſtand, ein großer, runder und kupferfarbener über den Bergen und Tälern.

Dann ſtimmten die Bergbauern ein altes Hirtenlied an, dem neue Geſänge folgten, die aus der Tiefe der Herzen kamen und jene unbekannten Melodien tönend machten, von denen die Fremden nichts wiſſen, und in denen das Blut der Jahr-

hunderte rauſcht. Die Toten ſchienen aus ihren Gräbern zu ſteigen und in jenen Liedern unſterblich zu atmen. Ludwig und Marianne lauſchten verzückt. Ab und zu nahmen ſie einen Schluck von dem gelben Wein, der das Luſtgefühl ſteigerte, aber nicht trunken machte.

Viele Straßen waren ſie gegangen, manchen Umweg mußten ſie beſchreiten, um einander endlich zu finden und hier auf den Berg zu kommen, um Abſchied zu nehmen von Italien. Ihnen war, als ſäßen die alten Götter mit an den runden Tiſchen, die ihren Himmel verlaſſen hatten, um mit den Menſchen zu ſingen und zu zechen.

Durch das offene Fenſter wehte ein Wind aus dem Norden. In der Luft klang es wie von Flügelrauſchen. Zogen die Singvögel über die Alpen in die Heimat?

Ludwig ſah ſich mit ſtrahlenden Augen um. In den letzten Monaten hatte er mit vielen Menſchen an einem Tiſch geſeſſen, ſogar mit einem Mörder, mit Boris. Wie aus einem Nebel traten die alten Tippelbrüder in die Stube, aber ſie wagten es nicht, Platz zu nehmen und frei die Augen zu erheben. Gedrückt ſchlichen ſie davon. Freie Menſchen erfüllten den Raum.

In dem Chor, der ſoeben angeſtimmt wurde, klangen goldene Töne, wie in dem vorigen ſauſende und brauſende Stimmen geweſen waren wie aus alten Eichenwäldern, in denen die nördlichen Gottheiten wohnten.

Ludwig fühlte plötzlich Mariannes Augen tief in den ſeinen ruhen. Da beugte er ſich zu ihr und küßte ſie. Die Italiener lächelten nachſichtig. Als ſich ihre Lippen trennten, entſann ſich in dem Bruchteil einer Sekunde Ludwig an das Haupt der Meduſa in Florenz, unter dem er am Karneval geſtanden hatte. Die Meduſa trug jetzt nicht mehr Schlangen im Haar, und ſtarrte mit tödlichen Augen in die Ferne, menſchlich und lieblich war das Geſicht geworden, feierlich und ohne Schrecken.

Marianne lächelte.

Anders und beſſer hätten auch die großen Meiſter das Lächeln der Madonna nicht darſtellen können, das Lächeln der Liebe, dieſe ſchmerzliche Innigkeit. Am eigenen Leibe hatten er und Marianne die Liebe erlebt, die nicht nur Süßigkeit und Morgenröte iſt, nicht nur Nachtigallengeſang, ſondern groß und gewaltig wie ein Gewitter oder ein Sturm, der die Wälder zerſchlägt.

Nun war das letzte Lied verklungen. Sie erhoben ſich, dankten und verließen den Raum. Als Ludwig mit Marianne nach oben ſtieg, ordneten ſich ihm die Erlebniſſe ſeiner Wanderſchaft. Ihm war, als er ihr Kleid ſtreifte und darunter ihren Leib fühlte, als habe er nun den Sinn des Lebens begriffen.

Der Menſch iſt ein Geſchöpf der Natur, und er lebt, um ihr Geſetz zu erfüllen. Das Geſetz heißt Vereinigung mit ſeinem Gefährten und an dem heißen Blute der Jugend das ewige Leben zu ent-

zünden. Im Volke findet der Einzelne die Erfüllung. Er war auch nicht mehr der junge Träumer, der blind an den Kämpfen des Volkes vorübergehen durfte. Er mußte sich entscheiden.

Immer noch stand der kupferfarbene Mond am Himmel, als er mit Marianne aus dem Fenster in die Frühlingsnacht blickte, in dieses Weben und Beben und unvergängliche Leben. Sie lehnte sich an ihn und fröstelte. Da legte er seinen Arm um sie wie damals in Genua, als die Fledermäuse geisterten. Ihm war, als umarme er in diesem Augenblick die ganze Welt. Der Mond versank in silberne Abgründe. Purpurne Finsternis schlug über ihnen zusammen ...

„Marianne", flüsterte er verzückt, als sie über die Schwelle in ihr Zimmer trat, „Marianne!"

„Mein Mann!" sagte sie leise. Dann legte sie ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn. Unten in der Gaststube wurde immer noch gesungen. Eine Tür schlug ins Schloß.

Eine Weile stand Ludwig allein am offenen Fenster. Der Mond war wieder da. Ludwig lächelte. In seinem Blute musizierten große Gefühle. Es waren nicht jene, von denen Reinhard einmal gesprochen hatte, an denen sich der Mensch mästet, bis er reif ist für das Schlachtmesser, sondern jene, die aus den unbegreiflichen Gründen der Seele steigen und die nur mit den Liedern der Vögel oder mit dem Duft der Blumen zu vergleichen sind.